

# Geheime Kommandosache



Hinter den Kulissen des Zweiten Weltkriegs

# Geheime Kommandosache

Hinter den Kulissen des Zweiten Weltkriegs

Auf über 700 Seiten schildert dieses zwei-bändige Werk einige der abenteuerlichsten und folgenreichsten Aktionen des Zweiten Weltkriegs. Die 59 Kapitel werden durch 144 Abbildungen und 8 Karten ergänzt.

Wenn im Zweiten Weltkrieg ein Schriftstück den Stempel „Geheime Kommandosache“ trug, so bedeutete das stets, daß der Kreis der Eingeweihten so klein wie möglich zu halten war, weil die betreffenden Aktionen von höchster Bedeutung waren. Zwanzig Jahre nach dem Krieg erscheint hier nun ein Werk, das es dem Leser ermöglicht, bei fast 60 verschiedenen Aktionen hinter die Kulissen zu blicken. Er erfährt sogar mehr als die Beteiligten damals, denn diesen standen nur die Informationen der einen Seite zur Verfügung, während wir heute in die Unterlagen beider Parteien Einblick nehmen können.

Für Darstellungen dieser Art waren die internationalen Verbindungen unseres Verlages von großem Nutzen. Sie ermöglichten es in vielen Fällen, bisher kaum zugängliches Material ausfindig zu machen und auszuwerten. Teilnehmer und Augenzeugen, Soldaten und Agenten, berichten fesselnd von dem, was sie erlebten.

Die Jahre zwischen dem dramatischen Auftakt des Krieges und seinem katastrophalen Ende waren angefüllt mit Schlachten von unerhörten Ausmaßen und erbitterter Heftigkeit, mit Unternehmungen wagemutiger Kommandotrupps und dem unterirdischen Kampf der Geheimdienste. All dies findet sich in den beiden vorliegenden Bänden wieder. Die Berichte haben nichts von der kühl-distanzierten Bestandsaufnahme eines Historikers am Schreibtisch. Vielmehr spiegeln sich Ereignisse und Wendepunkte eines weltweiten Kriegsgeschehens im Schicksal einzelner Menschen auf beiden Seiten.

Mit der Invasion der Engländer und Amerikaner in Frankreich trat der Zweite Weltkrieg in seine letzte Phase. Das gewaltige Unternehmen, an dem auf alliierter Seite eine Streitmacht von fast drei Millionen Mann beteiligt war, wird in dem ersten Artikel dieses Bandes ausführlich dargestellt. Es folgt eine erregende Schilderung nach der andern. Einen *Aufstand in Warschau* schlugen die Deutschen mit großer Härte nieder. Kurz darauf fragte Hitler ungeduldig: *Brennt Paris?*, denn er hatte, da die Amerikaner unaufhaltsam vorrückten, die Zerstörung der französischen Hauptstadt befohlen. Generalfeldmarschall Rommel, der mit den Verschwörern des 20. Juli sympathisierte, wurde zum Selbstmord gezwungen. Und dann erreichte der Krieg deutsches Gebiet. *Skorzenys gefährlichster Auftrag* brachte keine Wende mehr; *Hitlers letzte Tage* brachen an. Bis es schließlich hieß: *Schlagzeile: Kapitulation.*

Jetzt richteten sich aller Blicke nach dem Fernen Osten. Auch dort hatte sich — nach dem Überfall der Japaner auf Pearl Harbor unter dem Schlachtruf *Tora, Tora, Tora!* und nach beträchtlichen Anfangserfolgen — das Blatt längst gewendet. Insel um Insel eroberten die Amerikaner im Pazifik zurück. Auf Okinawa fand schließlich *Die größte Land-, See- und Luftschlacht der Geschichte* statt; über 120000 Mann fielen dort. Unterdessen gingen auf dem Superschlachtschiff *Jamato* die Offiziere ihre letzte Wache, und auch *Japans Ballonoffensive gegen die USA* und *Die Kamikaze-Flieger* nützten nichts mehr. Als die Japaner einer Aufforderung zur bedingungslosen Kapitulation nicht Folge leisteten, setzte Amerika *Die furchtbarste aller Waffen* ein: Auf Hiroshima fiel die Atombombe.

Die dramatischen Höhepunkte dieses Ringens vereinigen sich in diesem Buch mit einer ganzen Reihe von charakteristischen Episoden zu einem atemraubenden Bild des Krieges.

# Geheime Kommando- sache

Band II

Verlag DAS BESTE GmbH, Stuttgart ♦ Zürich ♦ Wien

Die Beiträge in diesem Buch erscheinen mit Genehmigung der Autoren und Verleger.  
Copyright © 1965 by  
Verlag DAS BESTE GmbH, Stuttgart • Zürich • Wien  
Nachdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet.

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

# Inhalt Band I

## Triumph und Untergang

Vom Angriff zur Niederlage ..... 12

## Wer Wind sät...

Das Schicksal der «Graf Spee» .....	78
Das Todesurteil von Differdingen .....	84
Das Wunder von Dünkirchen .....	89
Englands Nationalvermögen auf der Flucht .....	114
Einer kam durch .....	122
Englands Lieblingsspion .....	147
Warum Rudolf Hess nach Schottland flog .....	149
Der Untergang der «Bismarck» .....	153
Spionen auf der Spur .....	170
Die Kreuzfahrten der «Atlantis» .....	175
Der geheimnisvolle Mikropunkt .....	182
Zweimann-Torpedos vor Gibraltar .....	187
General Girauds Flucht aus der Gefangenschaft . . .	194
Unternehmen «Pastorius» .....	199
Die französische Résistance .....	208
Ein Meisterstück der deutschen Abwehr .....	217
In besonderer Mission nach Algerien .....	227
Vor dem Sprung nach Afrika .....	235
«Wir haben euch in Dakar erwartet» .....	238
Einbrecher von Amts wegen .....	244
Ein Toter macht Geschichte .....	255

Gute Hirten im Untergrund.....	261
Ein Spion wird gestellt.....	265
Der Massenmord von Katyn .....	270
Listen im Luftkrieg .....	275
Die Arbeit der Zensoren .....	279
Die Verschwörung der Anständigen.....	284
Grossangriff auf Peenemünde.....	288
Doppeltes Spiel in Amerika.....	293
Ein Tunnel in die Freiheit .....	297
Deckname «Cicero».....	311
Falschmünzer in staatlichem Auftrag .....	317
Sturz aus 5‘500 Meter Höhe .....	326
«CIC? Was sind denn das für Burschen?».....	333
Ich war Montgomerys Double .....	337
Krieg im Äther.....	348

## Inhalt Band II

### **...wird Sturm ernten**

Der längste Tag.....	362
Die Froschmänner der US-Marine.....	430
Sonderbare Begegnung.....	434
Aufstand in Warschau.....	438
«Brennt Paris?».....	479
Der Mann, der mit Himmler Geschäfte machte ....	543
So starb Rommel .....	548
Skorzenys gefährlichster Auftrag .....	553

Wie Heidelberg gerettet wurde.....	560
Hitlers letzte Tage .....	564
Schlagzeile: Kapitulation .....	572

## **Das Drama in Fernost**

«Tora, Tora, Tora!» .....	580
Fünf verpasste Gelegenheiten .....	631
Der Silberschatz in der Manilabucht .....	634
Die Kamikaze-Flieger .....	644
Japans Ballonoffensive gegen die USA .....	649
Meine letzte Wache auf der «Jamato» .....	654
Die grösste Land-, See- und Luftschlacht der Geschichte	660
Sechshunderttausend Menschen schwiegen.....	670
Die furchtbarste aller Waffen .....	674
Japan bemüht sich um Frieden.....	696
Hiroshima – die Folge eines Irrtums? .....	701

## **Verzeichnis der Karten**

Europa zu Beginn des Krieges .....	17
Deutschland marschiert in Holland, Belgien und Frankreich ein.....	27
Die militärische Lage bei der deutschen Kapitulation	71
Die Jagd auf das Schlachtschiff «Bismarck» .....	167
Gebiete, die bis 1943 von den Achsenmächten erobert waren.....	324
Die alliierte Invasion in der Normandie .....	405
Die amerikanischen Kriegsschiffe in Pearl Harbor . .	615
Der Kampf um Okinawa .....	669

**•..wird Sturm  
ernten**

## Der längste Tag

Das Dorf lag schweigend im Dunst des Junimorgens. Es hiess La Roche-Guyon. Fast zwölf Jahrhunderte hatte es in der grossen Schleife der träge fließenden Seine halbwegs zwischen Paris und der Normandie ein beschauliches Dasein geführt. Seine einzige Sehenswürdigkeit war das Schloss der Herzöge von Larochefoucauld. Und dieses alte, die Hügelkulisse überragende Schloss war der Anlass gewesen, dass La Roche-Guyon seinen ländlichen Frieden eingebüsst hatte.

Hinter seinem ländlichen Äusseren war das Dorf heute, am eintausendvierhundertdreiundsechzigsten Tag der deutschen Besetzung, ein wahres Gefängnis. Überall standen in Tarnmäntel gehüllte Wachen – in beiden Schlosstoren, vor den Strassensperren an den Ortseingängen, vor den in die Vorberge eingelassenen Bunkern und in der alten Turmuine auf der höchsten Erhebung oberhalb des Schlosses. Von dort konnten die Maschinengewehrschützen alles sehen, was sich unten in La Roche-Guyon bewegte – einer Ortschaft, die stärker besetzt war als jede andere in Frankreich. Auf jeden ihrer 543 Einwohner kamen im Ortsgebiet und ringsum mehr als drei deutsche Soldaten. Einer von ihnen war Generalfeldmarschall Erwin Rommel, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, der gewaltigsten Streitmacht an der deutschen Westfront. Er hatte im Schloss von La Roche-Guyon sein Hauptquartier. Hier bereitete er sich jetzt, im kritischen fünften Kriegsjahr, mit äusserster Konzentration auf eine Schlacht vor, die zur verzweifeltsten kriegerischen Operation seiner Laufbahn werden sollte. Unter seinem Kommando standen über eine halbe Million Mann in Verteidigungsanlagen, die sich fast 1'300 Kilometer weit von den Deichen Hollands bis zur Bretagne erstreckten. Seine Hauptstreitmacht, die 15. Armee, war an der Strasse von Dover zusammengezogen, der schmälsten Stelle des Ärmelkanals.

Nacht für Nacht wurde dieses Gebiet von Luftangriffen heimgesucht. Die bombenmüden Soldaten der 15. Armee sagten mit bitterem Spott, der Bereich der 7. Armee in der Normandie sei das reinste Sanatorium. Dort fielen fast gar keine Bomben.

Seit Monaten lagen Rommels Soldaten hinter einem unheimlichen Irrgarten von Strandsperrern und Minenfeldern in den Betonbunkern des Atlantikwalls auf der Lauer. Aber auf dem blaugrauen Ärmelkanal zeigten sich keine Schiffe. Nichts geschah. Und auch von La Roche-Guyon aus war an diesem trüben, friedlichen Sonntagmorgen kein Anzeichen für eine alliierte Invasion zu sehen. Es war der 4. Juni 1944.

Rommel sass allein in seinem Arbeitsraum im Erdgeschoss des Schlosses. Er sass an einem mächtigen Renaissancetisch und arbeitete beim Licht der Schreibtischlampe. An der einen Wand des grossen, hohen Raumes zog sich ein verblichener Gobelin hin. Aus einem schweren Goldrahmen an der andern Wand sah stolz-ironisch der Herzog François de Larochehoucauld herab, der geistreiche französische Aphorismenschreiber des siebzehnten Jahrhunderts, Vorfahr des jetzigen Herzogs. Auf dem spiegelnden Parkett standen ein paar Stühle; an den Fenstern hingen schwere Vorhänge. Das war so ziemlich die ganze Ausstattung.

Ausser dem Generalfeldmarschall selber wies hier nichts auf Rommel hin – keine Fotos von seiner Frau und seinem fünfzehnjährigen Sohn Manfred, keine Trophäen von den grossen, 1941 bis 1943 in der nordafrikanischen Wüste erfochtenen Siegen, nicht einmal der pompöse Marschallstab, den ihm Hitler 1942 mit überschwenglichen Lobesworten verliehen hatte. Nur ein einziges Mal hatte Rommel den fünfundvierzig Zentimeter langen, drei Pfund schweren Goldstab, dessen roter Samtüberzug mit goldenen Adlern und schwarzen Hakenkreuzen verziert war, zur Hand genommen: am Tag der Verleihung. Nicht einmal eine Karte mit den Standorten seiner Truppen war da.

Rommel war erst einundfünfzig. Er sah gealtert aus, war aber rastlos tätig wie je. Niemand beim Stab der Heeresgruppe B hatte erlebt, dass der Feldmarschall einmal länger als fünf Stunden geschlafen hätte.

An diesem Morgen war er wie gewöhnlich schon vor vier Uhr aufgestanden. Auch er wartete jetzt ungeduldig darauf, dass es sechs würde. Um sechs wollte er mit seinem Stab frühstücken. Dann würde er nach Deutschland fahren. Der erste Urlaub seit Monaten. Er wollte den Wagen nehmen, sein grosses, schwarzes Horchkabriolett; da war er in acht Stunden in Herrlingen, seinem bei Ulm gelegenen Heimatort.

Er freute sich auf den Urlaub. Freilich war ihm der Entschluss, jetzt zu fahren, nicht leicht gefallen. Eine ungeheure Verantwortung ruhte auf seinen Schultern. Sollten die Alliierten eine Landung versuchen, so musste er den Angriff schon im Keim ersticken. Dabei wurde das Dritte Reich von einer Katastrophe nach

der andern heimgesucht. Tag und Nacht warfen Tausende feindlicher Bomber ihre tödliche Last auf Deutschland ab. Massierte russische Truppen waren schon bis nach Polen vorgestossen. Alliierte Streitkräfte standen vor Rom. Überall wurden die deutschen Heere zurückgetrieben und vernichtet. Immerhin, noch war Deutschland nicht geschlagen. Die Entscheidung kam erst, wenn die Alliierten zur Invasion antraten. Dann allerdings stand die ganze Zukunft des Reiches auf dem Spiel. Niemand wusste das besser als Rommel.

Trotzdem wollte er fahren. Schon seit Monaten hatte er gehofft, Anfang Juni ein paar Tage in Deutschland verbringen zu können. Dass es sich jetzt machen liesse, sagten ihm viele Überlegungen. Und wenn er es auch niemals eingestanden hätte – er musste unbedingt ausspannen. Er hatte beim Oberbefehlshaber West, von Rundstedt, telefonisch Heimaturlaub erbeten und auch sofort bekommen. Dann hatte er dem betagten Feldmarschall im Hauptquartier – im Pariser Vorort Saint-Germain – einen Höflichkeitsbesuch abgestattet und sich offiziell abgemeldet. Rundstedt und sein Chef des Generalstabs, General Blumentritt, waren erschrocken gewesen, wie schlecht Rommel aussah. «Erschöpft und nervös», sagte Blumentritt später, «ein Mensch, der es bitter nötig hatte, ein paar Tage im Schoss seiner Familie zu verbringen.»

Ja, Rommel war nervös und überreizt. Ende 1943 war er nach Frankreich gekommen. Vom ersten Tage an hatte die Frage, wo und wie er einer Invasion entgentreten sollte, schwer auf ihm gelastet. Mehr als jeder andere am Atlantikwall lebte er immerfort im Bann der Notwendigkeit, die Pläne der Alliierten zu durchschauen und sich zu fragen, wie und wo sie angreifen würden. Und vor allem, wann.

Nur ein einziger Mensch wusste, unter welcher Nervenspannung er stand: seine Frau. Ihr vertraute er alles an. In knapp vier Monaten schrieb er ihr über vierzig Briefe. Und fast in jedem zweiten machte er eine neue Voraussage.

Am 30. März: «Jetzt, wo der März zu Ende geht, ohne dass die Anglo-Amerikaner angegriffen haben, glaube ich allmählich, dass sie das Vertrauen in ihre Sache verloren haben.»

Am 6. April: «Hier nimmt die Spannung täglich zu. Wahrscheinlich trennen uns nur noch Wochen von den entscheidenden Ereignissen.»

Am 6. Mai: «Von Engländern und Amerikanern ist noch nichts zu sehen. Wir werden mit jedem Tag, mit jeder Woche stärker. Ich sehe der Schlacht mit Ruhe entgegen . . . Vielleicht kommt sie am 15. Mai, vielleicht auch erst Ende des Monats.»

Am 15. Mai: «Ich kann jetzt nicht mehr so viele (Inspektions-)Fahrten ma-

chen, man weiss ja nie, wann die Invasion beginnt. Ich glaube, es bleiben uns nur noch ein paar Wochen, bis die Dinge hier im Westen ins Rollen kommen.»

Am 19. Mai: «Ich glaube, ich kann meine Pläne jetzt schneller durchsetzen als bisher. Vielleicht kann ich mir im Juni ein paar Tage abknapsen. Im Augenblick sehe ich dafür keine Möglichkeit.»

Dann aber gab es doch eine Möglichkeit. Was Rommel dazu bewog, die Fahrt jetzt ins Auge zu fassen, war vor allem seine persönliche Beurteilung der alliierten Pläne. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag der sorgfältig ausgearbeitete Wochenbericht der Heeresgruppe B. Anderntags um zwölf musste er bei Rundstedt sein. Dort wurde er für den Wehrmachtsbericht überarbeitet und ging dann an Hitlers Hauptquartier.

Rommels Lagebericht besagte, dass der Feind einen hohen Bereitschaftsgrad erreicht habe und der französischen Widerstandsbewegung in zunehmendem Masse Nachrichten gebe. Nach den bisherigen Erfahrungen lasse dies aber nicht darauf schliessen, dass die Invasion unmittelbar bevorstehe.

Damit aber irrte sich Rommel.

Im Dienstzimmer des Generalstabschefs, weiter unten am Korridor, stand Hauptmann Lang, Rommels sechsunddreissigjähriger Ordonnanzoffizier, mit dem Frühbericht in der Hand. Es war jeden Morgen seine erste Aufgabe, den Bericht seinem Chef zu bringen, der ihn gern schon beim Frühstück mit dem Stab besprach. An diesem Tag stand nicht viel darin: Bis auf die fortwährenden nächtlichen Luftangriffe an der Strasse von Dover war es am ganzen Atlantikwall ruhig. Zweifellos deuteten – neben anderen Anzeichen – diese unausgesetzten Luftangriffe darauf hin, dass die Invasion an der Strasse von Dover erfolgen sollte. Wenn es überhaupt zu einem Landungsversuch kam, dann nur dort. Fast alle dachten so.

Lang ging den eichegetäfelten Korridor hinunter. Aus den Zimmern zu beiden Seiten drang Stimmengewirr und Schreibmaschinengeklapper. Beim Stab der Heeresgruppe B wurde bereits mit Hochdruck gearbeitet. Lang fragte sich oft, wie der Herzog und die Herzogin, die die oberen Stockwerke bewohnten, bei dieser dauernden Unruhe ihren Schlaf fänden.

Vor der schweren Tür am Ende des Ganges blieb er stehen, klopfte an und trat ein. Rommel sah nicht auf. Er war so in die vor ihm liegenden Papiere vertieft, dass er Lang anscheinend gar nicht bemerkte. Der Hauptmann hütete sich, ihn zu unterbrechen. Er stand abwartend da.

Endlich streifte ihn Rommel mit einem Blick. «Morgen, Lang», sagte er.

«Guten Morgen, Herr Feldmarschall. Der Bericht.» Lang reichte ihm die

Blätter, ging hinaus und wartete draussen, um Rommel, sobald er herauskam, zum Frühstück zu begleiten. Der Generalfeldmarschall schien den Kopf heute besonders voll zu haben. Lang kannte Rommels unberechenbar impulsive Art. Wer weiss, dachte er, ob wir überhaupt nach Ulm fahren.

Aber Rommel beabsichtigte durchaus nicht, die Sache abzublasen. Er hoffte, bei dieser Gelegenheit mit Hitler sprechen zu können, wenn auch über Tag und Stunde einer solchen Begegnung noch nicht entschieden war. Jeder Feldmarschall hatte Zutritt bei Hitler. Rommel hatte seinen alten Freund Schmudt, Hitlers Adjutanten, telefonisch gebeten, ihn anzumelden. Und Generalleutnant Schmudt hatte ihm mitgeteilt, dass er zwischen dem sechsten und neunten zum Vortrag vorgemerkt sei.

Rommel war überzeugt, dass er unbesorgt nach Hause fahren könne. Nachdem der Mai ohne den erwarteten Invasionsversuch verstrichen war – und das Wetter wäre in diesem Monat dafür wie geschaffen gewesen –, glaubte er fest, bis zum Angriff der Alliierten würden noch mehrere Wochen vergehen.

Er war seiner Sache so sicher, dass er dementsprechend die Frist festgesetzt hatte, in der die Landesperren an der Küste fertig sein sollten. Auf seinem Schreibtisch lag ein Befehl an die 7. und die 15. Armee, in dem es hiess, es müsse alles darangesetzt werden, die Sperren fertigzubauen, damit dem Feind eine Landung auch bei Niedrigwasser nur unter grössten Verlusten möglich sei. Die Arbeit sei zu beschleunigen, ihr Abschluss bis zum 20. Juni zu melden.

Rommel war mit Hitler und dem Oberkommando der Wehrmacht der Meinung, dass die Invasion entweder gleichzeitig mit der Sommeroffensive der Roten Armee oder kurz danach erfolgen werde. Wie man wusste, konnten die Russen erst nach dem Ende der Schlammperiode in Polen angreifen, und man rechnete damit nicht vor der zweiten Junihälfte.

Im Westen war das Wetter seit Tagen schlecht und versprach noch schlechter zu werden. Der von Oberst Professor Stöbe, dem Chefmeteorologen der Luftwaffe, in Paris angefertigte Wetterbericht von fünf Uhr früh sagte zunehmende Bewölkung, starke Winde und Regen voraus. Am Kanal herrschte jetzt schon Windstärke sechs. Rommel fand es daher höchst unwahrscheinlich, dass die Alliierten in den nächsten Tagen einen Landungsversuch wagen würden.

Der Generalfeldmarschall öffnete die Gangtür und trat hinaus. «Morgen, Lang», sagte er, als sähe er seinen Adjutanten heute zum erstenmal. «Na, dann wollen wir mal.» Die Herren gingen zum Frühstück. Es war gerade sechs Uhr.

Lang war im Februar zu Rommel gekommen. Seitdem war kaum ein Tag ohne eine ausgedehnte Inspektionsfahrt vergangen. Gewöhnlich fuhr man schon früh um halb fünf in schärfstem Tempo irgendeinem entfernten Punkt des Rommelschen Befehlsbereichs in Holland oder Belgien oder der Normandie oder der Bretagne entgegen. Der Marschall nutzte tatkräftig jede Minute. «Mein schlimmster Feind ist jetzt die Zeit», sagte er einmal zu Lang. Fest gewillt, diesen Feind zu überwinden, schonte er weder sich selbst noch seine Männer. So war es schon von dem Augenblick an gewesen, als er im November 1943 sein Kommando in Frankreich angetreten hatte.

Rundstedt, dem die Verteidigung der gesamten Westfront oblag, hatte Hitler damals um Verstärkungen gebeten. Stattdessen hatte man ihm den ehrgeizigen, dickschädlichen Draufgänger Rommel geschickt, noch dazu mit der höchst dehnbaren Weisung, er, Rommel, solle den «Atlantikwall» inspizieren und dem Führerhauptquartier unmittelbar darüber berichten. Das alles hatte den achtundsechzigjährigen Rundstedt, den adligen Offizier alter Schule, schwer gekränkt. Während hatte er bei Generalfeldmarschall Keitel, dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, angefragt, ob er in Rommel seinen Nachfolger zu sehen habe. Die Antwort hatte gelaftet, er solle keine falschen Schlüsse ziehen, für einen solchen Posten sei Rommel bei all seinen Fähigkeiten doch nicht geeignet.

Schon bei einer der ersten Inspektionen des Atlantikwalls war Rommel entsetzt gewesen. Die vielgepriesenen Beton- und Stahlbefestigungen waren erst an wenigen Stellen vollendet: nur an den wichtigsten Flussmündungen und Häfen sowie an der Kanalküste etwa zwischen Le Havre und Holland. Die übrigen Teile befanden sich in verschiedenen Baustadien. Manche waren noch gar nicht begonnen. Gewiss, auch so bildete der Atlantikwall ein furchteinflößendes Hindernis. Wo er fertig war, starrte er von schwerem Geschütz. Rommel aber fand, die Bestückung reiche nicht aus; nichts reiche aus, um dem Ansturm zu begegnen, den er in Erinnerung an Montgomerys Schläge in Nordafrika im Jahr zuvor unvermeidlich kommen sah. Für ihn war der Atlantikwall eine Farce. Er sprach davon als von einem «Hirngespinnst aus Hitlers Wölkenskuckucksheim».

Zwei Jahre zuvor hatte es einen Atlantikwall überhaupt noch nicht gegeben. Fest vom kommenden Sieg überzeugt, hatte die deutsche Führung bis 1942 eine Küstenbefestigung für überflüssig gehalten. Die Hakenkreuzflagge wehte überall. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs stand England allein. Was brauchte man da einen Atlantikwall?

Die allgemein erwartete Invasion in England blieb jedoch aus. Hitler hatte geglaubt, England werde um Frieden bitten. Das geschah nicht. Und wie die Zeit

hing, änderte sich die Lage von Grund aus. Mit amerikanischer Hilfe erholte sich das Inselreich langsam, aber sicher. Seit Juni 1941 war eine grosse Streitmacht Hitlers in Russland gebunden. Die französische Küste war kein Sprungbrett mehr für eine Offensive gegen England, sie war zu einer weichen Stelle in der Verteidigung geworden.

Im Herbst 1941 erklärte Hitler seinen Generälen, er wolle Europa zu einer «uneinnehmbaren Festung» machen. Und im Dezember, nach dem Kriegseintritt Amerikas, schrie er der Welt zu, von Kirkenes an der norwegisch-finnischen Grenze bis zu den Pyrenäen laufe ein Gürtel von gigantischen Stützpunkten und Befestigungen. Und es sei sein «unerschütterlicher Entschluss», diese Front für jeden Feind uneinnehmbar zu machen.

Das war leere Prahlerei. Die Küstenlänge von der Barentssee bis zum Golf von Biscaya beträgt, Einbuchtungen nicht gerechnet, über 4'500 Kilometer, und die Befestigungen, mit denen sich Hitler brüstete, bestanden noch nicht einmal an der schmälsten Stelle des Ärmelkanals.

Hitler aber war von der Idee wie besessen. Als er seinen phantastischen Plan zum erstenmal am Kartentisch erläuterte, wagte es der Chef des Generalstabs des Heeres, Generaloberst Halder, die Bemerkung zu machen, sofern man überhaupt Befestigungen brauche, müsse man sie hinter der Küstenlinie bauen, ausserhalb des Bereichs von Schiffsgeschützen. Andernfalls könne der Feind die Truppen in den Bunkern abriegeln. Worauf Hitler einen seiner Tobsuchtsanfälle bekam. Er stürzte an den Kartentisch, schlug minutenlang mit der geballten Faust darauf und schrie: «Lasst doch die Bomben und Granaten fallen ... da . . . und da . . . und da . . . und da ... vor dem Wall, hinter dem Wall, auf dem Wall! Die Truppen sitzen wohl geschützt innerhalb des Walls! Und dann kommen sie heraus und schlagen los!»

Halder erwiderte nichts, aber er und die übrigen Generäle des Oberkommandos spürten, dass Hitler trotz all seiner berauschenden Siege schon damals eine zweite, durch eine Invasion geschaffene Front fürchtete.

Dennoch wurde an den Befestigungen nur wenig gearbeitet. Als sich 1942 das Kriegsglück zu wenden begann, konnten englische Kommandos wiederholt auf dem Festland einfallen. Am blutigsten verlief der Überfall von 5'000 verwegenen Kanadiern auf den stark befestigten Hafen von Dieppe. Die militärisch wertlose Aktion missglückte und kostete die Kanadier 3369 Mann, darunter über 900 Tote. Aber sie erschütterte Hitlers Selbstsicherheit. Schreiend befahl er seinen Generälen, den Atlantikwall schnellstens, «mit fanatischer Entschlossenheit», auszubauen.

Und so geschah es. Mehrere tausend Zwangsarbeiter waren Tag und Nacht

tätig. Viele Millionen Tonnen Beton wurden verbraucht – so viel, dass es im ganzen Hitlereuropa unmöglich wurde, Beton für andere Zwecke zu bekommen. Auch gewaltige Mengen Stahl wurden bestellt, doch war die Produktion so gering, dass man vielfach ohne Stahl auskommen musste. Infolgedessen erhielten die Bunker und Aussenwerke bis auf wenige Ausnahmen keine drehbaren Panzerkuppeln und hatten daher nur einen beschränkten Feuerbereich. Die Nachfrage nach Material und Ausrüstung war so gross, dass man Teile der alten französischen Maginotlinie und des deutschen Westwalls ausschachten musste. Ende 1943 arbeiteten am Atlantikwall mehr als 500'000 Menschen, und doch war er bei Weitem noch nicht fertig.

Hitler wusste, dass die Invasion unabwendbar war, und nun erhob sich eine weitere Frage: Woher die Divisionen zur Bemannung der wachsenden Befestigungsanlagen nehmen? An der über 3'500 Kilometer langen Ostfront wurde bei pausenlosen russischen Angriffen eine Division nach der anderen aufgerieben. Starke deutsche Streitkräfte waren in Italien gebunden, das nach der Landung der Alliierten auf Sizilien kapituliert hatte. So sah sich Hitler 1944 gezwungen, die Befestigungen im Westen mit einem seltsamen Gemisch zu füllen: alten Männern und halben Kindern, Resten der im Osten zerschlagenen Divisionen, gepressten «Freiwilligen» aus den besetzten Gebieten, darunter Tschechen, Polen, Ungarn, Rumänen, Jugoslawen, und sogar Russen, die lieber für Hitler kämpfen wollten, als noch länger im Gefangenenlager zu sitzen. Der Kampfwert dieser Truppen mochte recht zweifelhaft sein; immerhin waren die Lücken gefüllt. Und noch waren daneben kampferprobte Kerntruppen und Panzer da. Am Tag der Invasion konnte Hitler im Westen über eine gewaltige Streitmacht verfügen: 48 Divisionen.

Nicht alle Divisionen hatten volle Kriegsstärke. Aber Hitler verliess sich auf seinen Atlantikwall; der musste den Ausschlag geben. Männer wie Rommel, die an anderen Fronten Schlachten geschlagen – und auch verloren – hatten, waren beim Anblick des Atlantikwalls fassungslos. Rommel war seit 1941 nicht in Frankreich gewesen. Wie viele andere deutsche Heerführer hatte er der Hitler-schen Propaganda geglaubt und angenommen, der Atlantikwall sei so gut wie fertig.

Rundstedt, der Oberbefehlshaber West, war von Rommels vernichtender Kritik am Atlantikwall keineswegs überrascht. In diesem Punkt – und vielleicht nur in diesem – stimmte er Rommel rückhaltlos zu. Von starren Verteidigungsanlagen hielt der erfahrene alte Soldat nichts. Er hatte 1940 die Überflügelung der Maginotlinie geleitet, die zum Zusammenbruch Frankreichs geführt hatte, und erklärte den Atlantikwall für «einen gewaltigen Bluff, und zwar mehr für das

deutsche Volk als für den Feind, der durch seine Agenten darüber viel besser informiert ist als der Deutsche». Der Wall könne einen alliierten Angriff vorübergehend behindern, aber nicht verhindern.

Seiner Meinung nach war ein Landungsversuch durch nichts zu vereiteln. Wenn es nach ihm ging, hielt man die Hauptstreitkräfte von der Küste zurück und griff den Gegner nach erfolgter Landung an. Das war nach seiner festen Überzeugung der einzig richtige Augenblick zuzuschlagen, denn dann war der Feind noch schwach, hatte noch keine ausreichenden Nachschublinien und musste sich erst mühselig in isolierten Landeköpfen sammeln.

Darin aber war Rommel völlig anderer Meinung. Die einzige Möglichkeit, den Angriff zu zerschlagen, sah er in sofortigem Widerstand. Verstärkungen nach vorn zu werfen, dazu bleibe gar keine Zeit; sie würden durch pausenlose Luftangriffe und schweren Beschuss durch Kriegsschiffe und Artillerie unweigerlich vernichtet werden. Sämtliche Streitkräfte mit Einschluss der Panzerdivisionen müssten an der Küste selbst oder unmittelbar dahinter einsatzbereit stehen.

Lang erzählt, wie ihm Rommel eines Tages seine Strategie erklärt habe. Es war an einem einsamen Strand gewesen. Der drahtige, kleine Rommel stapfte in seinem schweren Mantel, einen alten Wollschal um den Hals, im Sand auf und ab und fuchtelte mit seinem «Interimsstab» herum, einem 60 Zentimeter langen, schwarzen Stab mit Silberkopf und schwarzweissroter Quaste. Er zeigte damit auf den Strand und sagte: «Da wird der Krieg gewonnen oder verloren. Wir haben nur eine Möglichkeit, den Feind abzuwehren: solange er noch im Wasser ist und sich ans Ufer kämpfen muss. Reserven würden gar nicht mehr zum Einsatz kommen – eine ganz' unsinnige Idee! Die Hauptkampflinie ist der Strand! Da müssen wir alles zusammenziehen, was wir auf die Beine stellen können. Glauben Sie mir, Lang, die ersten vierundzwanzig Stunden der Invasion sind entscheidend – für die Alliierten wie für Deutschland. Das wird ein langer Tag.»

Hitler hatte Rommels Plan im Grossen und Ganzen gutgeheissen. Von da an war Rundstedt nur noch formell Oberbefehlshaber. Rommel führte seine Befehle nur aus, wenn sie in seinem Sinn waren. Er setzte seinen Willen mit immer demselben mächtigen Argument durch: «Ich habe meine ganz bestimmten Weisungen vom Führer.» Zwar sagte er das dem ehrwürdigen Rundstedt nie direkt ins Gesicht, wohl aber dem Generalstabschef Blumentritt. Rundstedt musste den von Hitler gedeckten Rommel wider Willen gewähren lassen. «Dieser Gefreite Hitler entscheidet ja immer gegen sich», sagte er einmal wütend.

Rommel warf den ganzen bisherigen Verteidigungsplan um. Er griff so ener-

gisch ein, dass sich das Bild innerhalb weniger Monate total änderte. An jedem Strand, wo er eine Landung für möglich hielt, liess er seine Soldaten gemeinsam mit dienstverpflichteten Einheimischen improvisierte Landungshindernisse errichten: gezackte Stahldreiecke, torartige, gezähnte Eisenrahmen, mit Eisenspitzen bewehrte Pfähle sowie Betonhöcker, sogenannte Drachenzähne, alles dicht unterhalb der Hochwasser- und der Niedrigwasserlinie. Jedes Hindernis wurde mit Minen verbunden. Als man keine Minen mehr hatte, brachte man Granaten an, die beim Auffahren explodieren mussten.

Die seltsamen Sperren, meist Rommels eigene Erfindungen, waren ebenso einfach wie gefährlich. Sie sollten Landungsboote aufspießen und zerstören oder doch so lange festhalten, bis die Küstengeschütze sich auf sie eingeschossen hatten. So oder so musste der Feind nach Rommels Berechnungen schon lange, bevor er den Strand erreichte, schwerste Verluste erleiden. Die Zahl der mörderischen Unterwasserhindernisse an der Küste betrug über eine halbe Million.

Dem nie zufriedenen Rommel genügte das noch lange nicht. Er liess überall Minen legen, im Sand, auf Steilufern, in Flutrinnen, auf Strandpfaden – alle Arten, von der grossen Tellermine zur Panzerabwehr bis zu der kleinen Springmine, die beim Darauftreten in die Luft schnellt und in Höhe der Körpermitte explodiert. Die Küste war bereits mit über fünf Millionen solcher Minen verseucht. Bis zur Invasion hoffte Rommel fünfzig Millionen legen zu können.

Hinter diesen Irrgärten von Minen und Sperren lagen seine Soldaten in grossen und kleinen, mit Drahtverhau geschützten Betonbunkern und Laufgräben, von denen aus sie die Strandlinie überblickten. Rommel hatte jedes Geschütz hergebracht, das er ergattern konnte. Die Rohre waren so auf den Strand und die See gerichtet, dass die Schussfelder sich überschnitten. Manche Geschütze standen unmittelbar am Strand. Man hatte sie mit ihrer Betonbettung als friedliche Häuschen getarnt, und ihre Rohre waren nicht auf die offene See gerichtet, sondern sollten den Strand der Länge nach bestreichen und die Angriffswellen in direktem Beschuss von der Flanke her fassen.

Rommel machte sich alles Neue zunutze. Wo ihm Geschütze fehlten, brachte er Raketenwerfer oder gekoppelte Granatwerfer in Stellung. An einem Punkt hielt er «Goliaths» bereit, unbemannte, mit einer halben Tonne Sprengstoff beladene, kleine Panzer, die man von den Bunkern aus durch Fernsteuerung auf den Strand lenken und inmitten von Landungsbooten und Truppen zur Detonation bringen konnte.

Manches erinnerte geradezu an die Verteidigungstechnik mittelalterlicher Rit-

terburgen. Es gab sogar ein Gegenstück zu der Pechnase, aus der man einst siedendes Pech oder geschmolzenes Blei auf den Angreifer goss; den automatischen Flammenwerfer. Von verborgenen Flammöltanks liefen verästelte Rohre zu den vom Strand wegführenden grasbewachsenen Pfaden. Ein Knopfdruck – und dort vorrückende Truppen waren in ein Flammenmeer gehüllt.

Auch gegen Fallschirmjäger und Luftlandetruppen wappnete sich Rommel. Er liess tief liegendes Gelände hinter den Befestigungen überfluten und auf jedem Feld bis zehn oder zwölf Kilometer hinter der Küste starke Pfähle einrammen, mit Stolperdraht verbinden und alles gut tarnen. Eine Berührung der Drähte löste Minen oder Granaten aus.

Noch nie in der Geschichte der modernen Kriegführung war gegen eine feindliche Invasion ein so gewaltiges Arsenal mörderischer Verteidigungsanlagen aufgeboten worden. Und noch immer war Rommel nicht zufrieden. Er wollte noch mehr Bunker, noch mehr Strandhindernisse, noch mehr Minen, noch mehr Geschütze und Soldaten. Vor allem wollte er die starken Panzerdivisionen nach vorn ziehen, die weit hinter der Küste in Reserve lagen. Mit Panzern hatte er seine denkwürdigen Siege in Afrika erfochten. Doch selbst in diesem kritischen Augenblick konnten weder er noch Rundstedt die Panzerdivisionen ohne Hitlers Einwilligung in Marsch setzen. Sie unterstanden Hitler unmittelbar, und der weigerte sich beharrlich, sie freizugeben. Rommel brauchte dringend mindestens fünf Panzerdivisionen an der Küste. Dort mussten sie innerhalb der ersten Stunden des feindlichen Angriffs zum Gegenangriff bereitstehen. Es gab nur eine Möglichkeit, sie zu bekommen: mit Hitler sprechen. Rommel hatte schon oft zu Lang gesagt: «Wer zuletzt mit Hitler spricht, hat gewonnen.» Und an diesem bleiernen Morgen, als er sich in La Roche-Guyon auf den weiten Weg nach Deutschland begab, war er entschlossener denn je zu gewinnen.

Im Hauptquartier der 15. Armee, 200 Kilometer von La Roche-Guyon entfernt, an der belgischen Grenze, sah ein deutscher Offizier am 4. Juni aufatmend den Tag heraufdämmern. Es war Oberstleutnant Hellmuth Meyer. Er sass in seinem Arbeitszimmer, übernächtigt, grau, die Lider gerötet. Seit dem 1. Juni hatte er kaum Schlaf gefunden. Am allerschlimmsten war die vergangene Nacht gewesen; die vergass er nie.

Meyer hatte einen enttäuschungsreichen, nervenaufreibenden Posten. Er war nicht nur Abwehroffizier der 15. Armee, sondern hatte auch den einzigen an der Invasionsfront vorhandenen allgemeinen Abwehrdienst unter sich. Kernstück dieser Organisation war eine ausgewählte Schar von dreissig Horchfunkern, die

schichtweise, Tag und Nacht, in einem Betonbunker arbeiteten, der mit den kompliziertesten Geräten vollgestopft war. Sie hatten nur eine Aufgabe: abhören.

Alle waren Meister ihres Fachs und beherrschten drei Fremdsprachen. Der Feind konnte kaum ein einziges Wort, kaum ein einziges Morsezeichen in den Äther schicken, ohne dass sie es auffingen. Mit ihren hochempfindlichen Instrumenten vermochten die geschulten Männer sogar den Sprechfunk der Militärpolizei jeeps drüben in England zu hören, über mehr als 150 Kilometer hinweg. Das war für Meyer ungeheuer wichtig. Die Anweisungen, die amerikanische und englische Militärpolizisten den Marschkolonnen über Wagenfunk gaben, hatten es ihm ermöglicht, eine Liste der Standorte der verschiedenen Divisionen in England aufzustellen. Seit einer Zeit blieb dieser Funkverkehr allerdings aus. Meyer schloss daraus, dass drüben völlige Funkstille angeordnet war – ein weiteres Zeichen dafür, dass die Invasion unmittelbar bevorstand.

Dies und die ihm vorliegenden Abwehrberichte vermittelten ihm eine Vorstellung von den Plänen der Alliierten. Er verstand sich auf so etwas. Mehrmals jeden Tag durchsiebte er die Abhörberichte, immer auf der Suche nach dem, was verdächtig, was ungewöhnlich, ja was unglaublich war.

Und das Unglaubliche – das hatten seine Leute diese Nacht, kurz nach Dunkelwerden, aufgefangen: eine dringende Pressemeldung der Associated Press: EISENHOWERS HAUPTQUARTIER MELDET ALLIIERTE LANDUNGEN IN FRANKREICH.

Meyer war wie vom Donner gerührt gewesen. Sein erster Gedanke war, das Armeekommando zu alarmieren. Dann aber besann er sich anders. Es musste eine Falschmeldung sein. Für diese Annahme gab es zwei Gründe. Erstens herrschte an der Invasionsfront völlige Ruhe – von einem Angriff hätte er sofort erfahren. Zweitens hatte ihm Admiral Canaris, der deutsche Abwehrchef in Berlin, im Januar gesagt, dass die Alliierten für die Untergrundorganisationen auf dem Festland kurz vor der Invasion in zwei Bruchstücken ein Alarmzeichen ausstrahlen würden, und er hatte ihm diese Geheimpärole genau beschrieben. Schon Monate vorher würden sie der Untergrundbewegung Hunderte von Botschaften senden, aber nur wenige würden sich auf die Invasion beziehen. Die übrigen würden fingiert sein, dazu bestimmt, zu verwirren und irrezuführen. Canaris hatte ihm eingeschärft, er solle alle diese Sendungen sorgfältig abhören, damit ihm die, auf die alles ankam, nicht entging.

Anfangs war Meyer skeptisch gewesen. Es war doch wohl heller Wahnsinn, dass man sich auf eine einzige Durchsage verlassen sollte. Zudem wusste er aus

Erfahrung, dass die Berliner Informationen in neunzig Prozent aller Fälle ungenau waren. Das konnte er mit einer ganzen Mappe falscher Berichte beweisen. Offenbar hatten die Alliierten jeden deutschen Agenten zwischen Stockholm und Ankara über Ort und Zeitpunkt der Invasion ganz genau informiert – nicht zwei dieser Informationen stimmten überein . . .

Diesmal aber hatte sich Berlin nicht geirrt. Das wusste Meyer, weil seine Leute nach monatelangem Abhören tatsächlich – am Abend des 1. Juni – den ersten Bruchteil der kritischen Botschaft empfangen hatten. Es war haargenau der von Canaris angegebene Text. Und er unterschied sich bezeichnenderweise in seiner Art kein bisschen von den vielen bisher aufgefangenen Botschaften, die täglich nach den Abendnachrichten des Londoner BBC-Senders eintrafen – verschlüsselten Anweisungen an die Untergrundorganisationen in französischer, holländischer, dänischer und norwegischer Sprache. Nur wenige dieser Botschaften gaben einen Sinn. Es war zum Verzweifeln, dass man die rätselhaften Satzketten nicht entziffern konnte: «Der Trojanische Krieg findet nicht statt», «Morgen spritzt der Sirup Kognak aus», «John hat einen langen Schnurrbart», «Sabine hat gerade Mumps gehabt».

Die Durchsage aber, die am Abend des 1. Juni auf die Neunuhr-Nachrichten des BBC-Senders gefolgt war, hatte Meyer nur zu gut verstanden. «Und nun hören Sie ein paar persönliche Mitteilungen», sagte die Stimme auf französisch. Unteroffizier Reichling, der die Meldungen abhörte, schaltete sofort das Tonbandgerät ein. Und dann, nach kurzer Pause, kamen die Worte: «*Les sanglots longs des violons de l'automne*» (Die langen Seufzer der Violinen des Herbstes).

Reichling drückte sich den Kopfhörer fester an. Dann riss er ihn ab und stürzte aus dem Bunker zu Meyers Unterkunft. Er platzte in Meyers Arbeitszimmer und meldete aufgeregt: «Herr Oberstleutnant! Der erste Teil der Alarmbotschaft ist da!»

Meyer eilte mit ihm in den Radiobunker und liess sich das Tonband vorspielen. Ja, das war es – genau, wie von Canaris angegeben: die erste Zeile des «*Chanson d'Automne*», des Herbstliedes von Paul Verlaine. Canaris zufolge sollte diese Verszeile des französischen Lyrikers an einem Ersten oder einem Fünfzehnten gesandt werden – als erste Hälfte des Alarmsignals vor der Invasion.

Die zweite Hälfte sollte aus der zweiten Zeile des Gedichtes bestehen: «*Blessé mon cœur d'une langueur monotone*» (Verwunden mein Herz mit eintöniger Sehnsucht). Wenn das durchgegeben wurde, bedeutete es laut Canaris, dass die Invasion innerhalb von achtundvierzig Stunden begann, gerechnet von Mitternacht des Tages der Durchsage.

Sofort nach dem Abhören der ersten Zeile des Gedichtes hatte Meyer dem Generalstabschef der 15. Armee, Generalmajor Hofmann, Meldung erstattet.

«Jetzt geht's los», fügte er hinzu.

«Sind Sie Ihrer Sache absolut sicher?» fragte Hofmann.

«Wir haben es auf Tonband», erwiderte Meyer.

Hofmann hatte die 15. Armee unverzüglich in Alarmbereitschaft versetzt.

Inzwischen hatte Meyer die abgehörte Botschaft über Fernschreiber an das Oberkommando der Wehrmacht geschickt und sie telefonisch dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers West (Rundstedt) sowie dem Hauptquartier der Heeresgruppe B (Rommel) zugesprochen.

Im Oberkommando der Wehrmacht war sie zu Generaloberst Jodl gekommen, dem Chef des Wehrmachtführungsstabes. Jodl liess sie auf seinem Schreibtisch liegen, ohne einen Alarmbereitschaftsbefehl auszugeben. Er glaubte, das hätte Rundstedt schon getan. Und Rundstedt glaubte, das hätte Rommels Hauptquartier schon getan. So kam es, dass als einzige an der ganzen Invasionsfront nur die 15. Armee in Alarmbereitschaft lag. Rommels 7. Armee, die an der Küste der Normandie stand, hörte nichts von der Botschaft und wurde nicht alarmiert.

Am 2. und 3. Juni war der erste Teil der Botschaft in den Abendstunden nochmals gesendet worden. Das hatte Meyer beunruhigt, denn nach seinen Informationen sollte die Sendung nur einmal erfolgen. Vielleicht wollten die Alliierten sichergehen, dass sie bei allen Untergrundorganisationen empfangen wurde?

In der Stunde nach der zweiten Wiederholung – am Abend des 3. Juni – hatte man die Meldung der Associated Press über Truppenlandungen in Frankreich abgehört. Wenn Canaris' Angaben stimmten, war sie falsch. Und nach dem ersten Schreck hatte Meyer auf Canaris gesetzt. Jetzt war er todmüde, zugleich aber hochgestimmt. Dass an der Invasionsfront bis Tagesanbruch alles ruhig geblieben war, bestätigte die Richtigkeit seiner Entscheidung. Nun galt es, den zweiten Teil der Botschaft abzuwarten. Er konnte jeden Augenblick kommen. Hoffentlich hatten die vorgesetzten Dienststellen die Bedeutung der Botschaft ebenso erfasst.

Zu dieser Stunde war in 200 Kilometer Entfernung der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, Generalfeldmarschall Rommel, im Begriff, nach Deutschland zu fahren.

Mit seinem Stab – darunter sein bewährter Generalstabschef, Generalleutnant Dr. Hans Speidel – sass er am Frühstückstisch. Die Offiziere erläuterten verschiedene Fragen, die Rommel, wie sie hofften, bei Hitler zur Sprache bringen

würde. Der Generalfeldmarschall hörte sich alles an, ohne viel zu sagen. Dann sah er ungeduldig auf seine Uhr. «Meine Herren», unterbrach er sie, «ich muss weg.»

Wenige Minuten später fuhr sein Wagen durch das Haupttor auf den Zufahrtsweg. Im Dorf bog er links auf die Strasse nach Paris ein. Es war sieben Uhr, Sonntag, den vierten Juni. Ein trüber Tag.

In England war es erst sechs. (Zwischen der westeuropäischen Zeit in Grossbritannien und der mitteleuropäischen Zeit war eine Stunde Unterschied.) In einem Wohnwagenanhänger, der bei Portsmouth in einem vom Regen aufgeweichten Wald stand, lag General Eisenhower, der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, nach einer fast ganz durchwachten Nacht in tiefem Schlaf.

Er hätte in dem grossen, nur dreieinhalb Kilometer entfernten Gebäude der Marineleitung eine bequemere Unterkunft haben können, doch wollte er lieber so nah wie möglich bei den Häfen sein, wo seine Soldaten eingeschifft wurden. So hatte er sich denn einige Tage zuvor ein komplettes Feldquartier errichten lassen, ein paar Zelte für seinen engsten Stab und einige Wohnwagen, darunter den für sich, den er seinen Zirkuswagen nannte.

Von hier aus befahl Eisenhower eine Streitmacht von fast drei Millionen Mann. Etwa 1,7 Millionen waren Amerikaner, rund eine Million Engländer und Kanadier. Der Rest bestand aus französischen, polnischen, tschechischen, belgischen, norwegischen und holländischen Kontingenten. Noch kein amerikanischer Heerführer hatte Truppen so vieler Nationen befehligt, noch keiner eine Verantwortung von so grosser geschichtlicher Bedeutung getragen.

Äusserlich sah man dem sonnengebräunten Offizier mit dem ansteckenden Lächeln kaum an, dass er der mit einer so ungeheuren Aufgabe betraute und mit einer solchen Machtfülle ausgestattete Oberbefehlshaber war. Alles an ihm war betont schlicht. Auch in seinem Wohnwagen gab es kaum etwas, was auf seinen Rang hinwies – keine Flaggen, keine Karten, keine gerahmten Ernennungsurkunden, keine Fotos mit Widmungen von Grössen und Tagesgrössen, die bei ihm ein- und ausgingen. Dafür standen neben seinem Bett drei Telefonapparate, jeder in einer andern Farbe: der rote für abhörsichere Gespräche mit Washington, der grüne mit direktem Draht zu Churchills Amt in London, Downing Street 10, und der schwarze für Verbindungen mit seinem bewährten Stabschef, Generalmajor Bedell Smith, und anderen hohen Offizieren des Oberkommandos.

Bei Eisenhowers Ernennung zum Oberbefehlshaber vor vier Monaten hatten

die Mitglieder des amerikanischen Führungsstabes seinen Auftrag in einem einzigen Satz zusammengefasst: «Sie werden den Fuss auf das europäische Festland setzen und gemeinsam mit den übrigen Verbündeten militärische Operationen durchführen, die auf das Herz Deutschlands und die Vernichtung der deutschen Streitkräfte gerichtet sind.» Das war der Zweck der Invasion.

An ihrer militärischen Vorbereitung arbeitete man schon über ein Jahr; bereits seit Dünkirchen jedoch hatte man sie ins Auge gefasst. Lange vor Eisenhowers Ernennung zum Oberbefehlshaber hatten englische und amerikanische Offiziere gemeinsam die Grundlagen für einen Invasionsplan geschaffen – eine ungeheuer schwierige Aufgabe, für die es kaum einen militärischen Präzedenzfall gab, nur Fragezeichen über Fragezeichen. Wo sollte der Angriff erfolgen? Und wann? Wie viele Divisionen brauchte man? Gesetzt, man brauchte x Divisionen – was war zu tun, damit sie am Tage X verfügbar, ausgebildet und einsatzbereit waren? Wie viele Transporter waren nötig? Wieviel Schiffsartillerie? Woher nahm man so viele Landungsboote? Konnte man eine Anzahl von den Kriegsschauplätzen im Pazifik und im Mittelmeer abziehen? Wie viele Flugplätze erforderten die vielen tausend Invasionsflugzeuge? Wieviel Zeit benötigte man zur Ansammlung der erforderlichen Einsatzmittel, der Geräte, Geschütze und Fahrzeuge, der Munition und des Proviantes? Wieviel von diesen Dingen brauchte man nach der Landung für den Nachschub? Das waren nur einige der verzwickten Fragen, die auf Antwort warteten.

Das Unternehmen *Overlord*, wie der Dedename dafür jetzt lautete, erforderte viel mehr Soldaten, Schiffe, Flugzeuge und Material, als man je für eine militärische Aktion hatte bereitstellen müssen. Noch bevor der Plan seine endgültige Fassung bekommen hatte, kamen gewaltige Transporte von Truppen und Kriegsmaterial nach England. In den kleinen Städten und Dörfern sah man bald mehr Amerikaner als Einheimische.

Überall entstanden Flugplätze. Zu den vielen vorhandenen kamen als Basen der geplanten grossen Luftoffensive 163 neue. Die Häfen waren mit Flotteneinheiten vollgepfropft. Dort sammelten sich nicht weniger als 900 Schiffe, vom Schlachtschiff bis zum Minensucher. Ununterbrochen trafen Geleitzüge ein. Bis zum Frühjahr hatten sie bereits zwei Millionen Tonnen Kriegsmaterial und Lebensmittel herbeigeschafft. Zum Transport dieser Mengen musste man 275 Kilometer neue Eisenbahngleise legen.

Im Mai war Südengland ein einziges Waffenlager. In den Wäldern lagen Berge von Munition verborgen. In den Mooren standen dicht an dicht Panzer, Panzerspähwagen und Schützenpanzerwagen, Lastwagen, Jeeps und Ambulan-

zen – insgesamt über 50'000 Fahrzeuge. Auf den Feldern reihten sich Haubitzen und Flakgeschütze aneinander, lagen Riesenmengen zusammensetzbarer Teile für Wellblechbaracken, Landebahnen und alles mögliche Andere, standen erdbewegende Maschinen jeder Art von der Planierraupe bis zum Greifbagger. In den Depots stapelten sich ungeheure Vorräte an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Sanitätsmaterial. Auf den Schienensträngen stand rollendes Material bereit, fast 1'000 fabrikneue Lokomotiven und rund 20'000 Güter- und Kesselwagen – alles, um nach der Landung den zerschlagenen Wagenpark der französischen Eisenbahn zu ersetzen.

Und seltsames neues Kriegsgerät gab es: Panzer, die schwimmen konnten, andere, die grosse Rollen Lattenwerk zur Überwindung von Panzergräben und Wällen mitführten, und wieder andere, die mit mächtigen Kettendreschfliegeln vor sich auf den Boden schlugen, um Minen zur Explosion zu bringen, dazu bis zu hundert Meter lange Flachboote mit einem Wald von Rohren zum Abschuss von Raketen, der jüngsten Kriegswaffe.

Am unglaublichsten aber waren wohl die beiden künstlichen Häfen, die an die Küste der Normandie geschleppt werden sollten, technische Wunderwerke, die streng geheimgehalten wurden. Sie waren dazu bestimmt, in den ersten kritischen Wochen, bis man einen französischen Hafen eroberte, den pausenlosen Nachschub von Menschen und Material in die Landeköpfe zu sichern. Vor der Küste der Normandie in Stellung gebracht, hatte jede dieser «Maulbeeren», wie ihr Deckname lautete, das Ausmass der Hafenanlagen von Dover.

Den ganzen Mai hindurch ergoss sich ein ununterbrochener Strom von Soldaten und Material in die Häfen und Verladeplätze Südenglands. Die Bahngleise waren mit wartenden Truppen- und Güterzügen, die Strassen mit langen Wagenkarawanen verstopft. Über jedem Dorf und jedem Ort lag ein feiner Staub, und durch die sonst so stillen Frühlingsnächte dieses Gebietes zog das tiefe Brummen der Lastwagen und das dumpfe Dröhnen der Panzer.

Im Verladegebiet an der Küste entstanden über Nacht ganze Städte von Baracken und Zelten. Allein zur Versorgung der amerikanischen Einrichtungen hatte man 54'000 Mann einsetzen müssen, darunter 4'500 eilig ausgebildete Köche.

In der letzten Maiwoche hatte die Verladung auf die Transportschiffe und Landungsboote begonnen. Es war soweit.

Eisenhower und seine Offiziere hatten alles getan, der Invasion den besten Erfolg zu sichern und dabei so wenig Menschenleben wie möglich aufs Spiel zu

setzen. Nun, nach den monatelangen, mühseligen Vorbereitungen, lag alles bei den Elementen – und das Wetter war schlecht. Eisenhower konnte nur abwarten und hoffen, dass es sich besserte. So oder so – bis Tagesende musste er die schicksalsschwere Entscheidung treffen: losschlagen oder vertagen.

Am 17. Mai hatte er beschlossen, die Invasion an einem von drei Tagen im Juni zu beginnen: am fünften, sechsten oder siebenten. Die Meteorologen hatten erklärt, die Normandie werde an diesen Tagen späten Mondaufgang und an der Küste kurz nach der Morgendämmerung Niedrigwasser haben – beides wichtige Voraussetzungen für ein Gelingen. Denn die Luftlandetruppen, 18'000 Amerikaner und Briten, die zur Eröffnung des Angriffs mit Fallschirmen und Lastenseglern abgesetzt werden sollten, brauchten Mondlicht, zum Anflug aber, wenn ihr Angriff überraschend kommen sollte, Dunkelheit – mithin späten Mondaufgang. Und die Schiffe mussten bei einem Wasserstand landen, der Rommels Sperren blosslegte. Man musste den Invasionsbeginn also nach den Gezeitenverhältnissen festsetzen. Erschwerend kam hinzu, dass die Landung der für den taktischen Nachstoss bestimmten Truppen zu einer späteren Tageszeit gleichfalls Niedrigwasser erforderte, und zwar vor Einbruch der Dunkelheit.

Diese entscheidenden beiden Faktoren – Mondaufgang und Ebbe – schränkten Eisenhowers Handlungsfreiheit stark ein. Allein durch die Gezeitenfrage wurde die Zahl der für eine Landung in Frage kommenden Tage auf sechs je Monat beschränkt. Und drei davon waren ohne Mondlicht.

Und noch andere wichtige Faktoren waren zu berücksichtigen. Erstens wollten alle Waffengattungen möglichst viele Stunden Tageslicht und gute Sicht haben, um das Ufer und die Beschussziele klar erkennen zu können. Das forderten namentlich Flotte und Luftwaffe, die Flotte auch deshalb, weil sich dann Zusammenstöße auf See leichter vermeiden liessen. In der Seinebucht mussten ja, fast Seite an Seite, nicht weniger als 5'000 Schiffe manövrieren. Zweitens sollte die See ruhig sein. Nicht nur, dass eine rauhe See einer solchen Landungsflotte viel Schaden hätte zufügen können, möglicherweise wären überdies viele Soldaten vor der Landung durch Seekrankheit kampfunfähig geworden. Drittens brauchte man einen leichten, landeinwärts wehenden Wind, der von den Beschusszielen an der Küste immer gleich den Qualm vertrieb, so dass sie gut sichtbar blieben. Und schliesslich benötigte man, um Verstärkungen und Nachschubmaterial sicher hinüberbringen zu können, auch an den drei darauffolgenden Tagen ruhiges Wetter.

Niemand im alliierten Oberkommando erwartete für den Invasionstag ideale

Verhältnisse, am wenigsten Eisenhower. Nach Meinung der Meteorologen standen jedoch die Aussichten, dass das Wetter in der Normandie an den ersten Tagen des Juni den Mindestanforderungen entsprach, nur eins zu zehn.

Von den drei Tagen, die in Betracht kamen, hatte Eisenhower den 5. Juni gewählt. Dann konnte er, falls ein Aufschub nötig wurde, immer noch den 6. nehmen. Eine weitere Möglichkeit bestand darin, den Angriff bis Juli zu verschieben. Eine so lange Wartezeit erschien ihm jedoch so unerträglich, dass er diesen Ausweg gar nicht erwog. Selbst viele seiner besonnensten Truppenführer waren dafür, den Angriff dann schon lieber am 8. oder 9. Juni zu wagen. Sie machten geltend, dass man nicht eine Viertelmillion Soldaten erneut wochenlang zusammenpferchen und von der Welt abschliessen könne, ohne dass etwas von der geplanten Aktion durchsickerte. Und selbst wenn auch in diesen Wochen alle dichthielten, würde die deutsche Luftaufklärung doch zweifellos die Schiffsansammlungen bemerken – sofern das nicht überhaupt schon geschehen war. Oder deutsche Agenten würden irgendwie von der Sache Wind bekommen.

Die Entscheidung fiel am 4. Juni gegen 5 Uhr, etwa zu derselben Zeit, als Rommel in La Roche-Guyon aufstand. Eisenhower ordnete wegen der ungünstigen Wetterbedingungen eine Verschiebung um vierundzwanzig Stunden an. Die Invasion sollte nicht am 5. Juni, sondern – falls sich die Wetterlage besserte – am Dienstag, dem 6. Juni, erfolgen.

Und jetzt, an diesem spannungsreichen Sonntag, dem 4. Juni 1944, stand das alliierte Oberkommando plötzlich vor der erschreckenden Tatsache, dass von seinem streng gehüteten Geheimnis doch etwas an die Öffentlichkeit gedrungen war. Eine Angestellte des Nachrichtenbüros Associated Press hatte spät abends an einem unbenutzten Fernschreiber ein paar Schnelligkeitsübungen gemacht und sich dabei an einer «Sondermeldung» versucht. Versehentlich war der Lochstreifen mit dieser «Meldung» vor der Durchgabe des russischen Heeresberichts in die Sendung geraten. Zwar wurde der Text schon dreissig Sekunden darauf wieder zurückgezogen, aber es war bereits passiert. Er lautete: «Eisenhowers Hauptquartier meldet alliierte Truppenlandungen in Frankreich.»

Die Folgen dieses Vorfalles waren, nicht abzusehen. Aber zu ändern war daran nichts mehr. Die gigantische Invasionsmaschinerie, Produkt eines fast dreijährigen Planens und Vorbereitens, lief bereits auf Hochtouren.

Im Morgengrauen des 4. Juni 1944 stand der Kommandant des amerikanischen Zerstörers *Corry* auf der Kommandobrücke und sah durchs Glas auf die

lange Kette der Schiffe zurück, die den Ärmelkanal durchpflügten. Alle waren zur vorgeschriebenen Zeit auf vorgeschriebenem Kurs. Seitdem der Konvoi abends zuvor von Plymouth ausgefahren war, hatte man im Schnecken tempo von kaum vier Knoten eine bogenförmige Strecke von 80 Seemeilen zurückgelegt. Und jetzt konnte jeden Augenblick der Teufel los sein. Man musste mit feindlichen Unterseebooten, Bombern und Minenfeldern rechnen – vielleicht mit allem auf einmal. Frankreich lag nur noch 40 Seemeilen voraus.

Der junge Fregattenkapitän war stolz, dass er den prächtigen Konvoi anführen durfte. Weniger schön war allerdings, dass die Schiffe dem Feind ein bequemes Ziel boten. Voraus fuhren gestaffelt sechs kleine Minenräumboote. Dann kamen die schnittigen Geleitzerstörer und dahinter, so weit das Auge reichte, die Konvoischiffe, eine endlose Prozession schwerfällig stampfender Transporter und Landungsboote mit Panzern, Geschützen, Fahrzeugen, Munition und vielen tausend Soldaten. Hoffman schätzte den Abstand, in dem die Schiffe fuhren, und da er wusste, wie viele es waren, konnte er sich ausrechnen, dass sich das Ende dieses phantastischen Flottenverbandes noch in England befand, im Hafen von Plymouth.

Und dies war nur ein Konvoi von vielen. Hoffman wusste, dass mit ihm einige Dutzend andere ausgelaufen waren und dass im Lauf des Tages noch weitere auslaufen würden. In der kommenden Nacht sollten sie sich in der Seinebucht vereinigen. Das bedeutete, dass in der Frühe des 5. Juni vor den für die Invasion vorgesehenen Küsten der Normandie eine Flotte von nicht weniger als 2700 Schiffen stehen würde.

Hoffman fieberte diesem Augenblick entgegen. Von dem Bestimmungsort seines Geleitzuges – der die 4. amerikanische Division barg – hatte er, wie Millionen andere Amerikaner, noch nie etwas gehört. Es war ein stürmischer Küstenstreifen an der Ostseite der Halbinsel Cotentin. Im Invasionsplan führte er den Decknamen *Utah*. Zwanzig Kilometer südöstlich, vor den Küstenorten Vierville und Colleville, lag der zweite Landungsstreifen, *Omaha*, ein halbmondförmiger, schneeweisser Strand. Hier sollten die 1. und 29. Division angreifen.

Auf der Kommandobrücke der *Corry* summt das Telefon. Hoffman hob den Hörer ab. «Brücke, Kapitän.» Einen Augenblick lauschte er. Dann fragte er: «Sind Sie ganz sicher? Ist die Meldung wiederholt worden?» Diesmal lauschte er einen Augenblick länger. Betroffen legte er auf. Unglaublich! Der ganze Konvoi wurde nach England zurückbeordert. Was mochte geschehen sein? Gründe hatte man nicht angegeben. Wurde die Invasion verschoben?

Jetzt musste er gemeinsam mit den übrigen Zerstörern eine Schwenkung des riesigen Geleitzuges bewerkstelligen, und zwar sofort. Da er vorn lag, galt seine erste Sorge der etliche Seemeilen vorausfahrenden Räumbootflottille, die mit der Wendung den Anfang machen musste. Über Funk konnte er sie nicht erreichen, denn es war absolute Funkstille angeordnet. «Äusserste Kraft voraus!» befahl er. «An Räumboote aufschliessen! Signalgast an den Scheinwerfer!»

Während die *Corry* vorschoss, sah Hoffman die übrigen Zerstörer bereits wenden und an den Flanken des Konvois entlangjagen. Lichtsignale spielten. Die Riesenarbeit, den Geleitzug umzudrehen, war im Gange.

In der weiträumigen Einsatzbefehlsstelle im Southwick-Haus – dem Gebäude der alliierten Marineleitung in Portsmouth – herrschte Hochbetrieb.

Eine ganze Wand war mit einer Karte des Ärmelkanals bedeckt. Alle paar Minuten markierten zwei auf Schienenleitern hin- und hergleitende Marinehelferinnen auf der Karte die neuen Positionen der heimkehrenden Geleitzüge. Offiziere der Stäbe aller Waffengattungen verfolgten schweigend den Eingang jeder neuen Meldung. Äusserlich ruhig, konnten sie die ungeheure Nervenanspannung doch nicht ganz verbergen. Nicht nur, dass die Schwenkung der Konvois und die Rückfahrt durch minenverseuchte Gewässer fast vor der Nase des Feindes erfolgen musste, hatte man es noch mit einem anderen Feind zu tun bekommen: einem aufziehenden Sturmtief. Schon blies der Wind im Ärmelkanal mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Stundenkilometern und wühlte hohe Wellen auf. Und das Wetter sollte noch schlechter werden.

Auf der Wandkarte spiegelte sich die Ordnung, in der die Konvois zurückkehrten. Lange Bänder von Markierungsnadeln wanderten zur Irischen See oder sammelten sich bei der Insel Wight oder zogen sich bei den Häfen und Ankerplätzen der englischen Südwestküste zusammen. Es war zu erkennen, dass einige Konvois den ganzen Tag brauchten, um in ihre Häfen zu kommen; doch durfte man jetzt hoffen, dass sie es schafften.

Die Stunden gingen hin. Das Wetter verschlechterte sich. Die Konvois warteten auf General Eisenhowers Entscheidung. Bestätigte er, dass die Invasion endgültig am 6. Juni erfolgte? Oder sah er sich durch das Unwetter im Kanal – das schlimmste seit zwanzig Jahren – zu einer weiteren Verschiebung gezwungen?

Kurz vor 21.30 Uhr an diesem 4. Juni versammelten sich die Herren der obersten Führung mit ihren Stabschefs im Bibliothekszimmer des Southwick-Hauses. Sie standen in kleinen Gruppen umher und unterhielten sich leise.

Am Kamin sprach Eisenhowers Stabschef, Generalmajor Walter Bedell Smith, mit dem Stellvertreter des Höchstkommmandierenden, dem Fliegergeneral Sir Arthur Tedder, der bedächtig an seiner Pfeife sog. Auf einer Seite sass der schneidige Flottenchef, Admiral Sir Bertram Ramsay, im Gespräch mit dem Luftflottenchef, dem Fliegergeneral Sir Trafford Leigh-Mallory. Alle trugen Uniform. Nur einer machte eine Ausnahme: der temperamentvolle Montgomery, dem man die Leitung der Landungsoperationen übertragen hatte. Er war wie immer in Kordhosen und Rollkragenpullover.

Genau um 21. 30 Uhr öffnete sich die Tür, und Eisenhower in seiner schlichten dunkelgrünen Felduniform kam herein. Gleich darauf erschienen die drei obersten Meteorologen des Unternehmens Overlord, voran ihr Chef, der englische Fliegeroberst Stagg.

Unter lastendem Schweigen begann Stagg seinen Vortrag. Er gab einen Überblick über die Wetterlage der vergangenen vierundzwanzig Stunden und fuhr dann mit unbewegter Stimme fort: «Meine Herren, es werden nunmehr überraschend einige neue Faktoren wetterbestimmend.» Gebannt hingen aller Augen an ihm – kam ein Hoffnungsstrahl?

Schon in den nächsten Stunden, sagte Stagg, werde eine neue Wetterfront über den Ärmelkanal ziehen und dem Invasionsgebiet zunehmende Aufklärung bringen. Die Wetterbesserung verspreche bis zum Vormittag des übernächsten Tages anzuhalten – des 6. Juni. Dann trete wieder eine Verschlechterung ein. Für die Besserungsperiode sei mit merklichem Abflauen des Windes zu rechnen. Aufklaren werde es mindestens so weit, dass man in der Nacht des 5. Juni und in den Vormittagsstunden des 6. Juni Bomber einsetzen könne. Gegen Mittag sei Bewölkungszunahme und die Bildung einer geschlossenen Wolkendecke zu erwarten. Alles, was man Eisenhower also in Aussicht stellen konnte, war eine kaum ausreichende, hinter den Mindestforderungen weit zurückbleibende Wetterbesserung für wenig mehr als vierundzwanzig Stunden.

Eisenhower überlegte. Nach fünfzehn Minuten drängte Admiral Ramsay auf eine Entscheidung. Wenn die Invasion am Dienstag stattfinden solle, müsse er Konteradmiral Kirk – dem die für die Landeköpfe *Utah* und *Omaha* bestimmten amerikanischen Flotteneinheiten unterstellt waren – in spätestens einer halben Stunde seinen Einsatzbefehl geben.

Eisenhower befragte jeden seiner Getreuen einzeln. General Smith meinte, man solle es am 6. Juni versuchen; es sei ein Wagnis, das man aber auf sich nehmen müsse. Tedder und Leigh-Mallory äusserten die Besorgnis, die vorausgesagte Aufklärung werde für einen wirksamen Einsatz der Luftstreitkräfte

nicht ausreichen. Es sei ein grosses Risiko, wenn man den Angriff nicht genügend aus der Luft unterstützen könne. Montgomery blieb bei dem, was er schon am Abend zuvor gesagt hatte, als man die ursprünglich auf den 5. Juni angesetzte Invasion hatte verschieben müssen. «Ich würde sagen, los!» wiederholte er.

Jetzt lag es bei Eisenhower. Der Augenblick war da, wo er allein entscheiden musste. Während er alles gründlich gegeneinander abwog, herrschte Totenstille. Die Minuten verstrichen. Dann blickte der Oberbefehlshaber gequält auf und gab seinen Entschluss bekannt. Schleppend erklärte er: «Ich bin durchaus der Meinung, dass wir den Einsatzbefehl geben müssen. Mir ist nicht sehr wohl dabei, aber es muss sein. Ich wüsste nicht, was uns anderes übrigbliebe.»

Er erhob sich. Er sah müde aus, aber die Spannung in seinen Zügen hatte nachgelassen. Invasionstag war Dienstag, der 6. Juni.

Bei allen Invasionsstreitkräften herrschte an diesem Abend die Unruhe des Wartens. Durch monatelange Schulung in Hochform gebracht, waren die Männer voll einsatzbereit gewesen. Jetzt aber wurden sie nervös und reizbar. Achtzehn Stunden sasssen sie schon untätig herum, und jede Stunde hatte an ihrer Geduld und ihrer Einsatzfreudigkeit gezehrt. Sie ahnten nicht, dass die Invasion schon in 26 Stunden beginnen sollte – so rasch sickerte die Neuigkeit nicht durch. Und so lauerten sie denn in dieser stürmischen Sonntagnacht darauf, dass etwas geschah, irgendetwas – jeder mit sich selbst beschäftigt, mit seiner Unruhe.

Sie taten, was jeder andere auf der Welt an ihrer Stelle getan hätte. Sie dachten an ihre Angehörigen, ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Freundinnen. Wo man sich unterhielt, wurde von den bevorstehenden Kämpfen gesprochen. Wie mochte es an den Landungsstellen aussehen? Wurden die Landungskämpfe so schwer, wie man sie sich ausmalte? Eine richtige Vorstellung vom Invasionstag konnte sich keiner machen, jeder aber bereitete sich auf seine Art darauf vor.

Nur wenige lagen unberührt von allem in festem Schlaf. Zu ihnen gehörte Stabsfeldwebel Hollis im Einschiffungsgebiet der 50. britischen Division. Ihn regte der kommende Einsatz nicht weiter auf. Er konnte sich davon ganz gut ein Bild machen, denn er war schon in Dünkirchen dageblieben, hatte mit der 8. Armee in Afrika gekämpft und die Landung auf Sizilien mitgemacht. Unter den vielen Millionen Soldaten in England hatte Hollis einen gewissen Seltenheitswert: Er freute sich auf die Invasion; er konnte es kaum abwarten, wieder nach Frankreich zu kommen und mit dem Feind abzurechnen.

An Bord des amerikanischen Transporters *New Amsterdam* war Leutnant Kerchner vom 2. Rangerbataillon bei seiner täglichen Arbeit, die Post seines Zuges zu zensieren. Heute abend war es mehr als sonst. Anscheinend hatte jeder Mann lange Briefe nach Hause geschrieben. Dem 2. und 5. Bataillon der für Stosstruppeinsatz geschulten Rangers war bei der Invasion eine der härtesten Aufgaben zugeordnet. Sie sollten die fast senkrecht ansteigenden Klippen der Pointe du Hoc stürmen und eine Batterie von sechs Fernkampfgeschützen zum Schweigen bringen, die sich mit Leichtigkeit auf den *Omaha*-Strand und die Transportbasis auf dem *Utah-Strand* einschliessen konnte. Der Auftrag musste in dreissig Minuten ausgeführt sein. Wenn es nicht Bombern und Schiffsgeschützen gelang, die Batterie schon vor der Landung der Rangers auszuschalten, war mit schweren Verlusten zu rechnen – einige sprachen von 60 Prozent. Aber wie es auch kommen mochte –, dass es ein Spaziergang würde, glaubte keiner.

Am meisten setzte die Wartezeit den Männern zu, die mit den Konvois zurückgekehrt waren. Den ganzen Tag hatten sie unter dem Sturm im Kanal zu leiden gehabt. Jetzt standen sie durchnässt und erschöpft an den Relingen und sahen trübsinnig zu, wie sich die letzten Transporter hereinkämpften. Um 23 Uhr lagen sämtliche Schiffe wieder vor Anker.

Draussen vor Plymouth, auf der Kommandobrücke der *Corry*, stand Fregatkapitän Hoffman und spähte zu den langen Reihen nächtlicher Schemen hinüber, verdunkelten Landungsschiffen jeder Art und Grösse. Erst im Hafen hatte man den Grund für den Abbruch der Invasion erfahren. Und jetzt war erneut Alarmbereitschaft befohlen.

Um Mitternacht machten sich Küstenwachboote und Zerstörer an die Herkulesaufgabe, die Geleitschiffe zum zweitenmal zum Auslaufen zu ordnen. Diesmal sollte es kein Umkehren geben.

Montag, 5. Juni 1944: Im ersten Frühlicht hingen graue Schleier über den Küsten der Normandie. Die Regenschauer des vergangenen Tages waren in einen alles durchdringenden Nieselregen übergegangen. Hinter den Ufern lagen die uralten, unregelmässig geschnittenen Felder, die schon zahllose Schlachten gesehen hatten und nun ein neues gewaltiges Blutbad sehen sollten.

In einem Haus auf einer Anhöhe über dem verschlafenen kleinen Ort Vierville stand der junge Rechtsanwalt Hardelay am Wohnzimmerfenster und beobachtete durch seinen Feldstecher einen deutschen Soldaten, der auf einem Bauernklepper zum Meer hinunterritt. Links und rechts am Sattel hingen Blechkannen. Hardelay wusste, dass es genau 6.15 Uhr war, denn das Schauspiel wiederholte sich jeden Morgen pünktlich um die gleiche Zeit. Der Soldat brachte seiner Ein-

heit, die hinter dem Ort in getarnten Bunkern und Unterständen lag, den Morgenkaffee. Der Strand war ein friedlich wirkender, sanft geschwungener Küstenstreifen. Vierundzwanzig Stunden später sollte er der ganzen Welt unter dem Namen *Omaha*-Landekopf bekannt werden.

Seit Monaten hatte Hardelay zusehen müssen, wie Soldaten und einheimische Arbeiter die ganze Felsenküste mit Gräben und Gängen durchzogen. Er hatte zusehen müssen, wie die Deutschen die hübschen roten und weissen Sommerhäuschen und Villen unten am Meer niederlegten, teils um ein freies Schussfeld zu haben, teils weil sie Holz zum Ausbau ihrer Bunker brauchten. Von neunzig Häusern standen noch sieben. Eins davon, das grösste, gehörte ihm selber. Es war eine massiv gebaute Villa, die man auch im Winter bewohnen konnte. Wenige Tage zuvor hatte ihm nun der Ortskommandant mitgeteilt, dass man sie gleichfalls abreißen müsse.

Hardelay konnte nur hoffen, dass noch irgendwer plötzlich die Entscheidung umstiess. Nun, in vierundzwanzig Stunden wusste man's genau. Der Abbruch sollte am nächsten Tag erfolgen – am 6. Juni.

Weiter unten an der Küste, in Bayeux, war die neunzehnjährige Anne-Marie Broeckx, eine Kindergärtnerin, im Begriff, zu ihrer Arbeit zu gehen. Sie war vergnügt, denn morgen begannen die Sommerferien; da wollte sie zum Hof ihrer Eltern hinüberraadeln. Sie konnte unmöglich ahnen, dass morgen am Strand vor dem väterlichen Hof ein hochaufgeschossener, ihr völlig unbekannter Amerikaner aus Rhode Island landen und dass sie diesen Mann eines Tages heiraten würde.

Überall an der Küste der Normandie gingen die Einwohner ihrem Tagewerk nach. Die Bauern arbeiteten auf dem Feld, sahen nach ihren Apfelbäumen, trieben ihre weissbraungescheckten Kühe auf die Weide. In Städtchen und Dörfern öffneten die Geschäfte. Ein neuer Tag unter dem Besatzungsregime – einer wie jeder andere.

Auch für die Deutschen war es ein ruhiger, ereignisloser Tag. Es passierte nichts, und man erwartete auch nicht, dass etwas passieren könnte. Das Wetter war dermassen schlecht, dass Oberst Professor Stöbe, der Chefmeteorologe beim Luftwaffenstab im Palais Luxembourg in Paris den Offizieren des Stabes erklärte, sie könnten getrost ausspannen. Er glaube nicht einmal, dass es Luftangriffe geben werde. Darauf wurde für die Flak eine Alarmbereitschaftspause angeordnet.

Stöbe telefonierte dann mit Rundstedts Hauptquartier in Saint-Germain. Wie meistens, stand der Oberbefehlshaber West auch an diesem Tage erst spät auf.

Es war schon fast Mittag, als er mit seinem Stab den für das Oberkommando der Wehrmacht, also auch für Hitler bestimmten Lagebericht abstimme. Dieser Bericht war charakteristisch für die falsche Einschätzung der Lage durch die Deutschen. Er besagte, dass die planmäßige Fortsetzung und Steigerung der Luftangriffe auf eine erhöhte Angriffsbereitschaft des Feindes hindeute und dass die Invasion nach wie vor im Gebiet zwischen Schelde und Normandie – möglicherweise unter Einbeziehung der Nordbretagne – zu erwarten sei. Wo der Feind innerhalb dieses Gebietes angreifen werde, sei noch nicht klar. Konzentrierte Luftangriffe auf die Küstenbefestigungen zwischen Dünkirchen und Dieppe bedeuteten vielleicht, dass der Hauptstoss dort erfolgen werde. Dass die Invasion unmittelbar bevorstehe, sei nicht erkennbar.

Als diese verschwommene Lagebeurteilung abgesandt war, ging Rundstedt mit seinem Sohn, einem jungen Leutnant, in sein Stammlokal, den *Coq Hardi* im nahe gelegenen Bougival. Es war kurz nach 13 Uhr. Bis zum Invasionsbeginn waren es nur noch zwölf Stunden.

Das anhaltend schlechte Wetter wirkte bei den deutschen Kommandostellen beruhigend. In den Stabsquartieren war man davon durchdrungen, dass in unmittelbarer Zukunft kein Angriff zu erwarten sei. Man stützte sich dabei auf einen Vergleich der sorgfältig aufgezeichneten Wetterbedingungen, die bei den Landungen der Alliierten in Nordafrika, Italien und Sizilien geherrscht hatten. Gewiss war die Wetterlage bei jeder Landung anders gewesen. In keinem Fall aber hatte der Feind angegriffen, wenn er nicht einer namentlich für die Luftunterstützung günstigen Wetterlage so gut wie sicher sein konnte. Also: entweder war das Wetter genau richtig, oder die Alliierten griffen nicht an.

Beim Stab der Heeresgruppe B in La Roche-Guyon ging nach Rommels Abreise alles seinen gewohnten Gang. Unter dem Eindruck der ruhigen Frontlage hatte der Chef des Generalstabs, Generalleutnant Dr. Hans Speidel, zu einem kleinen Essen geladen, zu dem auch der Schriftsteller Ernst Jünger gebeten war. Der vielseitig gebildete Speidel freute sich schon auf die Begegnung. Hoffentlich kam sein Lieblingsthema zur Sprache – französische Literatur. Zudem wollte er mit Jünger noch über etwas anderes sprechen. Jünger hatte ihm und Rommel heimlich eine zwanzig Seiten starke Denkschrift zugeleitet, in der er für den Fall, dass Hitler durch ein Attentat beseitigt oder durch einen Putsch gestürzt und vor ein deutsches Gericht gestellt wurde, einen Friedensplan entwickelte. «Wir können uns den ganzen Abend darüber unterhalten», hatte ihm Speidel gesagt. Er und Rommel bekannten sich rückhaltlos zu Jüngers Plan.

In Saint-Lô, im Hauptquartier des LXXXIV. Armeekorps, bereitete der Abwehroffizier, Major Hayn, eine Feier zum Geburtstag des Kommandierenden Generals Erich Marcks vor. Der Geburtstag war am 6. Juni.

Man wollte Marcks mit der Feier schon um Mitternacht überraschen, weil er in aller Frühe nach Rennes in die Bretagne fahren sollte, um mit den übrigen Truppenführern aus der Normandie an einer grossen, für Dienstagmorgen angesetzten Planübung teilzunehmen. Es wurde bestimmt hochinteressant, denn Thema des Kriegsspiels war eine Invasion an der Küste der Normandie.

Dem Chef des Generalstabes der 7. Armee, Generalmajor Pemsel, war die Planübung ein Dorn im Auge. Schlimm genug schon, dass die Truppenführer alle zur selben Zeit aus der Normandie wegfuhrten. Geradezu gefährlich wurde es, wenn sie auch nachts nicht da waren. Die meisten hatten einen weiten Weg bis Rennes. Pemsel fürchtete daher, dass sie die Front womöglich schon vor Tagesanbruch verliessen. Wenn eine Invasion kam, so kam sie seiner Meinung nach in der Morgendämmerung. Kurz entschlossen richtete er an die nach Rennes beorderten Herren über Fernschreiber den dringenden Appell, am 6. Juni keinesfalls vor Tagesanbruch zu fahren. Aber es war zu spät. Eine ganze Reihe der Offiziere war bereits unterwegs.

So hatten die Truppenführer tatsächlich einer nach dem andern die Front am Vorabend der Invasion verlassen. Jeder hatte dafür seinen guten Grund gehabt, und doch war es beinahe wie eine Ironie des Schicksals. Rommel war in Deutschland. Ihm hatte sich der Chef der Führungsabteilung der Heeresgruppe B, Oberst von Tempelhoff, angeschlossen. Generalleutnant Hellmich, Kommandeur der 243. Division, die eine Seite der Halbinsel Cotentin besetzt hielt, und Generalleutnant von Schlieben, Kommandeur der 709. Division, waren nach Rennes gefahren. Generalleutnant Falley, Kommandeur der sturmerprobten, erst kurz zuvor in die Normandie verlegten 91. Luftlandedivision, war im Begriff, ihnen zu folgen. Rundstedts Abwehroffizier, Oberst Meyer-Detring, befand sich auf Urlaub. Der I a einer Division war mit seiner französischen Freundin auf die Jagd gegangen und nirgends erreichbar.

(Dass so viele hohe Offiziere gleichzeitig die Invasionsfront verlassen hatten, löste bei den Deutschen nach dem Invasionstag grösste Bestürzung aus. Tatsache ist, dass Hitler selber von der Invasion ebenso überrascht worden ist wie seine Generalität. Er befand sich in seinem Berghof auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden. Wie sein Marineadjutant, Konteradmiral von Puttkamer, erzählt, war Hitler erst spät aufgestanden, hatte gegen Mittag die übliche Lagebesprechung abgehalten und um vier gegessen. Ausser seiner Geliebten.

Eva Braun, waren einige hohe Parteifunktionäre mit ihren Frauen an der Tafel. Nach dem Essen sass man noch eine Weile im Garten. Zwischen sechs und sieben schlief Hitler. Um elf Uhr abends fand abermals eine Lagebesprechung statt. Kurz vor Mitternacht wurden die Damen erneut herbeizitiert. Soweit sich von Puttkamer erinnert, sass man dann noch stundenlang beisammen und hörte sich Wagner, Lehar und Strauss an.)

In diesem Augenblick, als die Kommandeure der Küstenverteidigungstruppen abwesend waren, zog das deutsche Oberkommando die letzten Jagdstaffeln aus den kritischen Gebieten der Normandie ab. Die Flieger waren entsetzt.

Der Hauptgrund für die Verlegung war, dass man die Jäger dringend zur Verteidigung der deutschen Städte brauchte, die Tag und Nacht mit zunehmender Heftigkeit bombardiert wurden – seit Monaten schon. Dem Oberkommando erschien es unter diesen Umständen sinnlos, die unentbehrlichen Jagdflugzeuge weiterhin auf ihren vorgeschobenen französischen Flugplätzen durch Jäger und Bomber am Boden zerstören zu lassen. Hitler hatte seinen Generälen versprochen, am Tag der Invasion würden tausend Flugzeuge die Küste unter Feuer nehmen. Das war jetzt völlig unmöglich geworden. Am 4. Juni besaßen die Deutschen in ganz Frankreich 183 Tagjagdflugzeuge. Davon waren nur 160 einsatzfähig. Und von diesen 160 wurden nun am Nachmittag dieses Tages nicht weniger als 124 – das Jagdgeschwader 26 – von der Küste zurückgezogen.

Beim Stab dieses in Lille stationierten Jagdgeschwaders stand Oberst Priller am Telefon und tobte. «Pips», wie er genannt wurde, war mit 96 Abschüssen einer der erfolgreichsten deutschen Jagdflieger. Er war dafür bekannt, dass er seinen Vorgesetzten unverblümt die Meinung sagte. Jetzt war sein Gruppenkommandeur an der Reihe. «Das ist doch heller Blödsinn!» schrie er ihn am Telefon an. «Wenn wir eine Invasion erwarten, müssen Staffeln her und nicht weg! Und was soll werden, wenn der Angriff gerade während der Verlegung erfolgt? Meine Bodenorganisation kann frühestens morgen oder übermorgen an dem neuen Standort sein! Ihr seid ja alle verrückt!»

«Hören Sie mal, Priller», sagte der Gruppenkommandeur, «von einer Invasion kann jetzt überhaupt nicht die Rede sein; dazu ist das Wetter viel zu schlecht.» Priller knallte den Hörer auf die Gabel und lief auf den Flugplatz hinaus. Nur zwei Maschinen waren noch da, seine eigene und die seines Rottenkameraden, des Feldwebels Wodarczyk. «Da kann man nichts machen», sagte er zu Wodarczyk. «Die denken offenbar, wir beide können die Invasion allein abfangen. Da saufen wir uns lieber einen an!»

Von den vielen Millionen Franzosen, die auf die Befreiung hofften, wussten nur etwa zehn, dass die Invasion unmittelbar bevorstand. Ruhig und gelassen wie immer gingen diese Männer und Frauen ihrer Arbeit nach. Ruhe und Gelassenheit brauchten sie für ihre Aufgabe. Es waren die Anführer der *Résistance*, der französischen Widerstandsbewegung.

Die meisten sassen in Paris. Von dort aus leiteten sie die über das ganze Land verbreitete, vielverästelte Organisation. Das grosse, heimliche Heer der Widerstandskämpfer führte seit mehr als vier Jahren einen Krieg im Verborgenen, der jeden Einzelnen grössten Gefahren aussetzte. Und nun war, ohne dass die meisten etwas davon ahnten, die Stunde gekommen, für die sie gelitten und gekämpft hatten.

Die Leitung der Bewegung hatte in den vergangenen Tagen Hunderte von verschlüsselten Rundfunkdurchsagen von BBC aufgefangen. Darunter waren einige Alarmmeldungen gewesen, aus denen hervorging, dass die Invasion jeden Augenblick erfolgen konnte. Dazu gehörte vor allem die erste Zeile des «Herbstliedes» von Paul Verlaine.

Genau wie Oberstleutnant Meyer, der Abwehroffizier der 15. Armee, warteten jetzt die Führer der *Résistance* auf die zweite Zeile des Gedichtes, die ihnen das unmittelbare Bevorstehen der Invasion anzeigen sollte. Für das Gros der Widerstandskämpfer kam der Alarm jedoch erst dann, wenn die Alliierten die Ausführung der genau abgesprochenen Sabotagehandlungen anordneten. Das Zeichen dafür sollten zwei Rundfunkdurchsagen geben. Die eine – «*In Sues ist es heiss*» – bezog sich auf den «Grünen Plan», die Zerstörung von Gleisen und Bahnanlagen, die andere – «*Die Würfel liegen auf dem Tisch*» – auf den «Roten Plan», die Zerstörung von Telefon- und Kabelanlagen. Man hatte allen Gebiets-, Kreis- und Ortsführern eingeschärft, auf diese beiden Zeilen zu achten.

Am Vorabend der Invasion, Montag, um 18.30 Uhr, kam vom Londoner BBC-Sender die Ansage: «*Die Würfel liegen auf dem Tisch... in Sues ist es heiss.*»

Die Führer der Widerstandsgruppen gaben den Alarm unauffällig an jedes Mitglied weiter. Jede Gruppe hatte ihren Auftrag; jede wusste genau, was sie zu tun hatte. Der Bahnhofsvorsteher von Caen, Albert Augé, sollte mit seinen Leuten die Schwenkpumpen für die Lokomotiven und die Dampfeinlässe der Lokomotivkessel zerstören. André Farine, ein Caféwirt in Lieu Fontaine bei Isigny, sollte das Telefonnetz der Normandie lahmlegen, indem er mit seinen vierzig Mann das starke, von Cherbourg ausgehende Hauptkabel durchschnitt. Eine der schwersten Aufgaben fiel dem Kolonialwarenhändler Gresselin in Cherbourg zu. Er sollte mit seinen Männern durch Sprengungen das Gleisnetz zwischen

Cherbourg, Saint-Lô und Paris unterbrechen. Überall an der Invasionsküste, von der Bretagne bis zur belgischen Grenze, machten sich die Widerstandskämpfer bereit.

Kurz vor 21 Uhr fuhren mehrere kleine Schiffe in aller Ruhe an der Küste der Normandie entlang, so nah, dass die Besatzungen deutlich die Häuser an Land sehen konnten. Unbeachtet erledigten sie ihren Auftrag und drehten ab. Es waren englische Räumboote, die Vorhut einer Kriegsflotte, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte.

Eine gewaltige Phalanx von Schiffen durchpflügte an diesem 5. Juni mit Kurs auf Frankreich die kabbeligen, grauen Fluten des Ärmelkanals. Da kamen sie, Formation hinter Formation, zehn Kolonnen nebeneinander in dreissig Kilometer breiter Front – zweitausendsiebenhundertsebenundzwanzig Schiffe! Jeder Typ war vertreten. Da waren die neuen, schnellen Sturmtransporter, die langsamen, mit Rostnarben bedeckten Frachter, die kleinen Ozeandampfer, die Kanalschiffe, die Lazarettsschiffe, die sturmerprobten Tanker, die Küstenfahrer und ganze Schwärme auf den Wellen tanzender Schlepper. Da waren endlose Kolonnen flachgehender Landungsboote, grosse, schlingernde Kästen, manche nicht weniger als hundert Meter lang. Viele trugen, ebenso wie die grösseren Transporter, kleine Landungsboote an Deck, die erst am Strand für den eigentlichen Angriff eingesetzt werden sollten – insgesamt mehr als 2'500.

Vor den Konvois fuhren zahllose Räumboote, Küstenwachboote, Bojenleger und Motorbarkassen. Über den Schiffen schaukelten Sperrballons. Unter den Wolken schwebten Jagdgeschwader. Und rings um die phantastische Schiffskarawane, die Unmengen von Soldaten, Geschützen, Panzern, Motorfahrzeugen und Vorräten trug, durchfurchten mehr als 700 Kriegsschiffe das Wasser – ein furchterregender Anblick.

Der amerikanische schwere Kreuzer *Augusta*, Konteradmiral Kirks Flaggschiff, führte die 21 Konvois mit den für *Omaha* und *Utah* bestimmten amerikanischen Sturmabteilungen. Ganz in der Nähe stampften majestätisch mit wehender Kriegsflagge die englischen Schlachtschiffe *Ramillies* und *War spite* sowie die amerikanischen Schlachtschiffe *Texas*, *Arkansas* und die *Nevada*, die die Japaner 1941 bei ihrem Überfall auf Pearl Harbor schwer beschädigt hatten.

Die 38 englischen und kanadischen Konvois, die für die künftigen Landeköpfe *Sword*, *Juno* und *Gold* bestimmt waren, wurden von dem englischen Kreuzer *Scylla* geführt, dem Flaggschiff des Konteradmirals Sir Philip Vian, der an der Verfolgung und Versenkung des deutschen Schlachtschiffs *Bismarck* beteiligt gewesen war. Nahebei fuhr die *Ajax*, einer der drei englischen Kreuzer,

die 1939 vor Montevideo den schweren deutschen Kreuzer *Admiral Graf Spee* gezwungen hatten, sich selbst zu versenken. Unter den übrigen berühmten Kreuzern – insgesamt waren es 22 – sah man die *Tuscaloosa* und *Quincy* (USA), die *Enterprise* und *Black Prince* (England) und die *Georges Leygues* (Frankreich).

Die Flanken des Konvois deckten Schiffe aller Art – Schaluppen, Korvetten und schwere Kanonenboote wie die holländische *Soemba*, U-Boot-Jäger, Schnellboote und zahlreiche schnittige Zerstörer – neben amerikanischen und englischen die kanadischen *Qu appelle*, *Saskatchewan* und *Restigouche* sowie (als Beiträge der norwegischen und der polnischen Exilregierung) die *Svenner* und die *Piorun*.

Langsam, wuchtig, kreuzte die ungeheure Armada den Kanal. Sie folgte einem beispiellosen, eigens für diesen Zweck ersonnenen Verkehrsplan mit gestaffelten Abfahrtszeiten. Jedes aus einem englischen Hafen auslaufende Schiff hatte sich auf einer Küstenroute zum Sammelpunkt südlich der Insel Wight zu begeben, dort auszuscheren und sich den Schiffen anzuschliessen, die dasselbe Ziel hatten – einen der fünf für die Invasion vorgesehenen Küstenstreifen. Von dem Sammelpunkt aus, den die Soldaten bald nur noch «Piccadilly Circus» nannten, fuhren die Konvois auf fünf durch Bojen markierten Bahnen in Richtung Frankreich. Unweit der Küste der Normandie teilte sich jede der fünf Bahnen in zwei Streifen: einen für schnellen, einen für langsamen Verkehr. Nahe jeder Gabelung, hinter der aus Räumbooten, Schlachtschiffen und Kreuzern gebildeten Vorhut, lag eins der fünf Kommandoschiffe. Es waren von Radar- und Funkanlagen strotzende, bewaffnete Transporter. Diese schwimmenden Gefechtsstände bildeten die Nervenzentren der Invasion.

Schiffe, Schiffe, so weit das Auge reichte. Es war für alle, die diese historische Stunde miterlebten, ein unvergesslicher, atemraubender Anblick.

Auf den Transportern und Landungsbooten schrieben die Leute rasch noch einen Brief, lasen, spielten Karten oder sprachen über das, was sie erwartete. Die Feldgeistlichen waren ständig umlagert.

Viele auf den Schiffen lechzten bald danach, wieder an Land zu kommen: Die Seekrankheit verbreitete sich überall bei den 59 Konvois wie eine Seuche, namentlich auf den schlingernden und stampfenden Landungsbooten.

Kurz nach 22.15 Uhr stürmte der Abwehroffizier der deutschen 15. Armee, Oberstleutnant Meyer, aus seinem Arbeitszimmer. In der Hand trug er ein Blatt mit einem Kodespruch, der zweifellos der wichtigste war, den man im ganzen Krieg aufgefangen hatte. Meyer war nun sicher, dass die Invasion innerhalb der

nächsten achtundvierzig Stunden erfolgen würde. Denn die vom Londoner BBG-Sender an die französische Widerstandsbewegung gerichtete Nachricht bestand aus der zweiten Zeile des «Herbstliedes» von Paul Verlaine: «Verwunden mein Herz mit ihrer eintönigen Sehnsucht».

Meyer platzte in das Kasino herein, wo Generaloberst von Salmuth mit seinem Chef des Generalstabes und anderen Offizieren beim Kartenspiel sass. «Herr General!» rief er atemlos. «Der Funkspruch! Der zweite Teil! Er ist da!» Nach kurzer Überlegung ordnete Salmuth für die ganze 15. Armee höchste Alarmbereitschaft an. Als Meyer hinauslief, blickte der General schon wieder in sein Blatt. «Einen alten Hasen wie mich kann das nicht erschüttern», brummte er.

In ihren Absprungkombinationen, den Fallschirm über dem rechten Arm, standen die Fallschirmjäger von der 82. amerikanischen Luftlandedivision wartend auf dem Flugplatz. Ihre Gesichter waren mit Kohle geschwärzt, ihre Schädel bis auf einen schmalen, nach hinten laufenden Haarschopf kahlrasiert; wie Irokesen sahen sie aus. Sie waren feldmarschmässig gerüstet. Plötzlich rief jemand: «Los, einsteigen!» Die Mannschaftswagen setzten sich in Richtung auf die bereitstehenden Flugzeuge in Bewegung. Wie hier, gingen Luftlandetruppen in ganz England an Bord ihrer Flugzeuge und Lastensegler. Die Pfadfinderflugzeuge waren schon vorausgeflogen.

Beim Stabsquartier der 101. Luftlandedivision in Newbury verfolgte General Eisenhower mit einigen Offizieren und vier Journalisten die Abfertigung der ersten Maschinen. Eine gute Stunde hatte er sich mit den Männern unterhalten. Die Luftlandeoperationen machten ihm mehr Sorge als alle andern Unternehmen. Einige seiner Offiziere hatten erklärt, man müsse dabei mit Verlusten von mindestens 75 Prozent rechnen.

Eisenhower sah, wie die Flugzeuge die Startbahnen hinunterrollten und sich schwerfällig in die Luft erhoben. Eins nach dem anderen verschwand in der Dunkelheit. Eine Weile kreisten sie noch, um sich zu formieren, über dem Flugplatz.

Wenig später hörten die Männer auf den Invasionsschiffen das Röhren der Flugzeuge über sich. Es verstärkte sich von Sekunde zu Sekunde. In rollendem Einsatz überquerten die Geschwader den Kanal. Über eine Stunde ging es so. Dann ebte das Motorengeräusch ab. Die Männer auf den Dedes spähten in die Finsternis hinauf. Keiner sprach ein Wort. Und dann, als das letzte Geschwader über ihren Köpfen dahinbrauste, blinkte ein gelbes Licht durch die Wolken zu der Invasionsflotte hinunter, kurz-kurz-kurz-lang – das Morsezeichen des Buchstaben V, für Victory, Sieg.

Am 6. Juni 1944 wachte Major Werner Pluskat, der mit der 352. Infanteriedivision in der Normandie stand, kurz nach Mitternacht von einem unheimlichen Dröhnen in der Luft auf. Er befand sich in seinem Quartier in Étreham, sechs-einhalb Kilometer hinter der Küste. Verschlafen griff er zum Telefon und rief seinen Regimentskommandeur an, Oberstleutnant Ocker. «Was ist denn los?» fragte er ihn. Motorenlärm und Abwehrfeuer nahmen zu. Pluskat spürte instinktiv, dass dies mehr war als ein gewöhnlicher Luftangriff.

Ocker schien sich über den Anruf zu ärgern. «Lieber Pluskat», sagte er eisig. «Wir wissen auch noch nicht, was los ist. Sobald wir's wissen, werden Sie's erfahren.» Peng. Ocker hatte aufgelegt.

Pluskat war mit der Auskunft unzufrieden. Feindliche Maschinen donnerten nun schon seit zwanzig Minuten über den mit Leuchtbomben besäten Nachthimmel. In Ost und West fielen Bomben. Dagegen war Pluskats Küstenstreifen beunruhigend still. Der Major hatte vier Batterien mit zwanzig Geschützen unter sich. Sie beherrschten die eine Hälfte des Geländes, das bald unter dem Namen *Omaha*-Landekopf bekannt werden sollte.

Pluskat wurde nervös. Über den Kopf seines Regimentskommandeurs hinweg rief er beim Divisionsstab an und sprach mit dem Abwehroffizier, Major Block. «Wahrscheinlich nur ein gewöhnlicher Luftangriff, Pluskat», sagte Block. «Ist noch nicht ganz raus.»

Pluskat kam sich ein bisschen dumm vor. Vielleicht war er zu impulsiv gewesen. Schliesslich war ja kein Alarm gegeben. Im Gegenteil, wie er sich erinnerte, war nach den ewigen Alarmbefehlen der letzten Wochen für diese Nacht die Alarmbereitschaft aufgehoben worden.

Er war nun hellwach. Unruhig sass er auf seinem Feldbett. Aus der Ferne drang unvermindert heftig das Dröhnen von Flugzeugen herüber. Das Telefon rasselte. Pluskat riss den Hörer hoch. «Auf der Halbinsel Cotentin sind Fallschirmjäger gemeldet», sagte Ockers ruhige Stimme. «Alarm geben und sofort zur Küste hinunter!»

Kurz darauf betrat Pluskat mit Hauptmann Wilkening und Leutnant Theen seinen Gefechtsstand, einen aus den Klippen bei Sainte-Honorine herausgesprengten Beobachtungsbunker.

Er trat sofort an das Scherenfernrohr und blickte durch einen der beiden Seh-schlitze hinaus. Der Beobachtungsstand hätte gar nicht besser angelegt sein können: gut dreissig Meter oberhalb des Strandes, fast in der Mitte des Küstenstreifens, der bald die Invasion sehen sollte. An klaren Tagen überblickte man hier die ganze Seinebucht von Barfleur bei Cherbourg zur Linken bis über Le Havre hinaus zur Rechten. Auch jetzt im Mondlicht hatte Pluskat gute Sicht. Langsam

wanderte sein späher Blick von links nach rechts über die ganze Bucht. Leichter Dunst. Hier und da zog schwarzes Gewölk über die blendende Mondscheibe und warf dunkle Schatten auf die See. Nirgends etwas Ungewöhnliches, keine Lichter, keine Geräusche. Er suchte die Bucht noch ein paarmal kreuz und quer mit dem Fernrohr ab. Keine Schiffe. «Nichts», sagte er zu Theen, als er den Regimentsstab anrief.

Inzwischen kamen überall bei den Befehlsstellen der 7. Armee in der Normandie unbestimmte und widerspruchsvolle Meldungen durch, und überall suchten sich die Offiziere ein Bild daraus zu machen. Viele Anhaltspunkte hatten sie nicht. Hier hatte man einige schattenhafte Gestalten beobachtet, dort Schüsse gehört, dort einen Fallschirm an einem Baum hängen sehen . . . Anzeichen, aber wofür? Wieviel Mann waren gelandet? Zwei oder zweihundert? Hatte man es mit Bomberbesatzungen zu tun, die ausgestiegen waren? Mit Angriffen französischer Widerstandskämpfer? Niemand wusste Genaueres, und niemand bei den Stäben der 7. und 15. Armee im Gebiet der Strasse von Dover wollte auf Grund so unbestimmter Informationen Alarm geben – der sich später womöglich als unbegründet erwies. So gingen die Minuten hin.

Ohne dass es die Deutschen erkannten, bedeutete das Erscheinen von Fallschirmjägern auf der Halbinsel Cotentin den Beginn der Invasion. Diese ersten amerikanischen Fallschirmjäger hatte man als Pfadfinder vorausgeschickt. Ihre Aufgabe war es, auf einem 130 Quadratkilometer grossen Gelände hinter dem Küstenstreifen, der als «Landekopf Utah» vorgesehen war, für die Masse der amerikanischen Luftlandetruppen Absprungzonen zu markieren. Die sollten schon eine Stunde darauf mit Fallschirmen oder Lastenseglern abgesetzt werden.

Die Pfadfinder hatten es von Anfang an sehr schwer. Die dichte Feuersperre der deutschen Flak drängte die Flugzeuge vom Kurs ab. Von den 120 Pfadfindern landeten nur 38 an den vorgesehenen Stellen; die übrigen kamen kilometerweit ab.

Überall im Gelände waren Pfadfinder bemüht, sich zu orientieren. Leise schlichen sie sich von Hecke zu Hecke, schwer beladen mit Schusswaffen, Minen, Scheinwerfern, Radargeräten und fluoreszierenden Signaltüchern. An ihren Treffpunkten blieb ihnen kaum eine Stunde Zeit, um die Absprungzonen für den geballten Angriff der Luftlandetruppen zu markieren.

Achtzig Kilometer weiter östlich sprangen britische Pfadfinder aus vollgepfropften Maschinen ab, und sechs Lastensegler, die von Bombern im Schleppflug herübergebracht worden waren, glitten zu Boden. Am Nachthimmel vor ih-

nen gewitterte es von wütendem Flakfeuer. Überall hingen gespenstisch die «Christbäume» der Leuchtkugeln, als die Fallschirmjäger sprangen.

Zwei englische Pfadfinder landeten auf dem Rasen vor dem Stabsquartier der 711. Infanteriedivision. Der Divisionskommandeur, Generalmajor Reichert, sass beim Skat, als er den Motorenlärm hörte. Er stürzte mit seinen Offizieren ins Freie und sah gerade noch die beiden Engländer landen. Er brachte nur ein verblüfftes: «Wie kommt ihr denn hierher?» hervor. Worauf einer der Pfadfinder mit eherner Stirn erwiderte: «Rein zufällig, alter Herr – entschuldigen Sie nur.»

Reichert lief ans Telefon und verlangte den Stab der 15. Armee. Während er noch auf die Verbindung wartete, blitzten in den britischen und amerikanischen Absprungzonen schon die ersten Markierungslichter am Boden auf.

Für die Fallschirmjäger waren es abenteuerliche Minuten. Einer, namens Batten, wurde in einen Baumwipfel getrieben. Er hing an seinem Fallschirm, der sich in den Ästen verfangen hatte, fünf Meter über dem Boden und pendelte hin und her. Im Wald war alles still. Aber als Batten sich mit seinem Kappmesser von den Fangleinen losschneiden wollte, hörte er in nächster Nähe einen Feuerstoss aus einer Maschinenpistole und dann ein Rascheln im Unterholz. Seine eigene Maschinenpistole hatte er verloren. So hing er hilflos da und wusste nicht, ob es ein Deutscher oder ein anderer Fallschirmjäger war, der sich da unten näherte. «Ich hütete mich, die geringste Bewegung zu machen», erzählte er. «Und als mich der andere, war's nun Freund oder Feind, so reglos hängen sah, hat er mich wohl für tot gehalten, ganz wie ich hoffte. Jedenfalls verschwand er.»

Batten arbeitete sich so rasch wie möglich hinunter und suchte einen Weg zum Waldrand. Unterwegs stiess er auf die Leiche eines jungen Fallschirmjägers, dessen Fallschirm sich nicht geöffnet hatte. Als er weiterging, rannte plötzlich jemand an ihm vorbei und schrie verwirrt: «Meinen Kameraden, den hat's erwischt, den hat's erwischt!» Bald darauf stiess er zu einer Gruppe Fallschirmjäger, die zum verabredeten Sammelpunkt unterwegs war. Einer von ihnen hatte einen Nervenschock erlitten. Er schritt mechanisch dahin, ohne nach links oder rechts zu blicken und ohne zu merken, dass der Lauf seines Gewehrs, das er krampfhaft umklammert hielt, völlig verbogen war.

Seltsame Dinge passierten diesen ersten Ankömmlingen. Ein Fallschirmjägerleutnant krachte durch das Glasdach eines Gewächshauses. «Die Splitter flogen nur so; es gab einen Höllenlärm», erzählt er. Aber er war schon draussen und fort, ehe noch der Glasregen aufgehört hatte. Ein anderer fiel mit grosser

Genauigkeit in einen Brunnen. Er hangelte sich an den Fallschirmleinen hoch und begab sich zu seinem Sammelpunkt, als sei nichts geschehen.

Am unheimlichsten aber war nicht der Feind selber, sondern die Natur, die er sich zur Abwehr dienstbar gemacht hatte. In der britischen Landezone im östlichen Teil der Normandie taten Rommels Fallschirmjägersperren ihre Wirkung. Wie ausgestreutes Konfetti fielen die Männer in die Wasserwüste des überfluteten, sumpfigen Divestals. Wie viele hier ertrunken sind, weiss man nicht. Überlebende erzählen, die Sümpfe seien kreuz und quer mit über zwei Meter tiefen Schlammgräben durchzogen gewesen, aus denen sich keiner der schwer beladenen Fallschirmjäger ohne Hilfe hätte herausarbeiten können. Viele seien darin, den festen Boden unmittelbar vor Augen, elend umgekommen.

In seinem Beobachtungsbunker am späteren Oznö-Äö-Landekopf hörte Major Pluskat das anschwellende Dröhnen grosser Flugzeugverbände zu seiner Linken. Instinktiv spähte er nochmals durch das Scherenfernrohr hinaus. Die Bucht war völlig leer.

In Sainte-Mère-Église, weit links von Pluskat, hörte man in der Nähe das Heulen und Krachen von Bomben. Alexandre Renaud, der Bürgermeister des Ortes, fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen bebte. Sofort trieb er seine Frau und seine drei Kinder in den Behelfsluftschutzraum, einen mit starken Balken abgestützten Korridor. Es war zehn Minuten nach Mitternacht. In diesem Augenblick hämmerte jemand an die Haustür. Ehe Renaud öffnen konnte, sah er schon, was los war. Jenseits des Platzes stand die Haironsche Villa in Flammen.

Der späte Besucher war der Feuerwehrhauptmann. Er trug seinen blanken, bis auf den Nacken reichenden Messinghelm. «Muss eine verirrte Brandbombe gewesen sein», sagte er. «Lauf rasch zum Ortskommandanten, dass er das Ausgehverbot aufhebt. Wir brauchen dringend Leute für die Eimerkette!»

Der Bürgermeister bekam von der Kommandantur die gewünschte Erlaubnis und lief nun mit andern von Tür zu Tür, um die Einwohner zu alarmieren. Bald standen über hundert Männer und Frauen in zwei langen Ketten und reichten die Löscheimer weiter, bewacht von dreissig mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffneten Deutschen.

Mitten in dieser Aufregung hörte Renaud den Motorenlärm von Flugzeugen, die auf den Ort zuhielten. Das Geräusch schwoll an. Zugleich wurde auch das Flakfeuer heftiger. Auf dem Platz starteten alle nach oben; der Brand war verges-



Die alliierten Oberbefehlshaber für die Invasion in der Normandie bei einer Konferenz in London. Von links nach rechts: OmarN. Bradley (1.US-Armee), Sir Bertram Ramsay (alliierte Seestreitkräfte), Sir Arthur Tedder (stellvertretender Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte), Dwight D. Eisenhower (oberster Befehlshaber), Sir Bernard Montgomery (21. Heeresgruppe), Sir Trafford Leigh Mallory (alliierte Luftstreitkräfte), Walter Bedell Smith (Chef des Stabes der obersten Befehlshaber)

Angriff am Morgen des 6. Juni 1944 gegen die deutschen Stellungen in der Normandie: Amerikanische Soldaten verlassen ein Landungsboot und waten hinüber zum Strandabschnitt «Omaha», wo der Gegner wartet. Die Küste ist infolge des vorangegangenen Trommelfeuers in Rauch gehüllt





Alliierte Landungsboote preschen auf die franzsische Kste zu

sen. Jetzt schossen auch die Flakbatterien im Ort. Da waren jetzt Motoren unmittelbar über dem Platz. Und dann sah man sie: Flugzeuge im hämmernden Sperrfeuer der Flak, mit brennenden Lichtern. Sie warfen mächtige Schatten auf den Boden und waren wie von rotem Licht erfüllt.

Welle über Welle flog über die Menschen hinweg. Es waren die ersten Geschwader einer gewaltigen Luftlandeoperation: 882 Maschinen mit 13'000 amerikanischen Soldaten der 101. und der 82. Luftlandedivision auf dem Wege zu den sechs Absprungzonen, die sämtlich im Umkreis von wenigen Kilometern um Sainte-Mère-Église lagen. Ein Mann nach dem andern sprang aus den Maschinen. Ein Leutnant blickte aus der offenen Tür seines Flugzeugs, das den Ort in 120 Meter Höhe überflog. «Ich sah Flammen und durcheinanderlaufende deutsche Soldaten. Flak- und Gewehrfeuer schlug uns um die Ohren. Die Hölle war los.»

Im Augenblick des Sprunges erkannte Fallschirmjäger Steele, dass der hell erleuchtete Platz unter ihm gar nicht eine lichtmarkierte Absprungzone war, sondern der Mittelpunkt einer allem Anschein nach brennenden Ortschaft, in der deutsche Soldaten und französische Zivilisten wild umherliefen. Im nächsten Augenblick war ihm, als schnitte ihm ein scharfes Messer in den Fuss. Eine Kugel hatte ihn getroffen. Aber was er vor sich sah, erschreckte ihn noch viel mehr. In seinen Gurten schwingend, unfähig, seinen Kurs zu ändern, trieb er genau auf den Kirchturm zu, der über dem Platz aufragte.

Oberhalb von Steele schwebte mitten im Abwehrfeuer der Gefreite Blanchard. Im nächsten Augenblick sah er entsetzt, wie ein dicht neben ihm herunterkommender Kamerad buchstäblich explodierte, einfach nicht mehr da war – offenbar ein Opfer der Sprengstoffe, die er bei sich trug. Blanchard versuchte verzweifelt, sich durch Reffen des Schirmes von der Menge auf dem Platz wegzubringen, aber es war zu spät. Krachend landete er auf einem Baum. Ringsum wurden seine Kameraden mit Maschinengewehren niedergemäht; er hörte sie schreien und wimmern und stöhnen. Fieberhaft schnitt er sich von seinen Fangleinen los, sprang hinunter und stürzte wie von Sinnen davon, ohne zu merken, dass er sich den halben Daumen mit abgeschnitten hatte.

Die Deutschen müssen geglaubt haben, es handle sich um einen Angriff von Luftlandetruppen auf den Ort selber. Tatsächlich waren im Gebiet von Sainte-Mère-Église nur etwa dreissig Amerikaner niedergegangen, auf und nahe bei dem Platz höchstens zwanzig. Und doch waren es genug, um die deutsche Be-

satzung – kaum weniger als hundert Mann – in wilde Aufregung zu versetzen. Verstärkungen eilten zum Platz, dem vermeintlichen Brennpunkt des Angriffs.

Steele war auf der Kirche gelandet. Er hing direkt unter dem Kranzgesims, sein Fallschirm über dem Kirchturm. Er hörte unter sich das Schreien und Jammern, sah Deutsche und Amerikaner auf dem Platz und den Nebenstrassen aufeinander schiessen. Jetzt blieb nur noch eins: sich totstellen. Auf dem Kirchdach, nur wenige Meter von ihm entfernt, feuerte ein deutsches Maschinengewehr auf alles, was sich regte – aber nicht auf ihn. Er hing so überzeugend tot in seinem Gurtzeug, dass ein amerikanischer Hauptmann später erzählte, er habe einen toten Mann am Kirchturm hängen sehen. Steele baumelte da oben rund zwei Stunden lang. Dann wurde er von den Deutschen gefangengenommen.

Inzwischen zog pausenlos eine Luftarmada über den Kämpfenden dahin. Auf den Absprungzonen nordwestlich des Ortes und zwischen Sainte-Mère-Église und dem späteren *Omaha*-Landekopf gingen Tausende von Soldaten nieder. Von ihnen hing das Gelingen der Landungsoperation am gesamten *Utah*-Abschnitt ab.

Bei der Anlage von Invasionssperren hatten Rommels Pioniere die Douve und ihren Hauptnebenfluss, den Menderet, vortrefflich zu nutzen verstanden. Die beiden in südöstlicher Richtung fliessenden Flüsse bilden in den Niederungen des unteren Teils der Halbinsel Cotentin ein Netz von Wasserläufen. Durch Schliessung der nahe Carentan gelegenen, jahrhundertealten Schleusen von La Barquette überfluteten die Pioniere das sumpfige Gelände in einem Ausmass, dass die Halbinsel von der übrigen Normandie fast abgeschnitten war. Im Fall einer Landung an der Ostküste konnten von Norden und Westen vordringende deutsche Streitkräfte den Angreifer einkesseln und ins Meer zurückwerfen.

Die Halbinsel mit ihren natürlichen Invasionssperren wurde von drei deutschen Infanteriedivisionen verteidigt: im Norden und längs der Ostküste von der 709., im Westen von der 243., in der Mitte und an der Basis von der erst unlängst eingetroffenen 91. Division. Zudem hatte man kurz zuvor eine der besten, draufgängerischsten Einheiten, die in der Normandie standen, in das Gelände südlich von Carentan verlegt: das Fallschirmjägerregiment 6 unter seinem Kommandeur Oberstleutnant Freiherr von der Heydte. Ausser den Marineeinheiten der Küstenbatterien, den Flakeinheiten und gemischten Einheiten in der Umgebung von Cherbourg konnten die Deutschen bei einem alliierten Angriff sofort 40'000 Mann in den Kampf werfen.

Die Amerikaner hatten mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen.

Ihre zwei Fallschirmdivisionen wurden bedenklich auseinandergerissen, und nur ein einziges Regiment – das 505. – kam planmässig zu Boden. Nicht weniger als 60 Prozent des Materials gingen verloren, darunter die meisten Funkgeräte, Granatwerfer und Munitionskisten. Das schlimmste war, dass so viele Männer ausfielen. Die Maschinen hatten die nordwärts gerichtete Halbinsel von West nach Ost zu überfliegen, was knapp zwölf Minuten beanspruchte. Viele hundert Männer sprangen zu früh ab, fielen mit ihrer schweren Ausrüstung in die tückischen Sümpfe und ertranken – manche in kaum halbmeterhohem Wasser. Andere sprangen zu spät ab und ertranken im Ärmelkanal.

Unteroffizier Meriano kam auf einem Sandstrand zu Boden, neben einer Warnungstafel, auf der «Achtung Minen!» stand. Er war der zweite in der Ab sprungreihe gewesen. Während er noch dalag und um Atem rang, hörte er fernes Schreien. Es kam von den elf Männern, die nach ihm abgesprungen waren und nun draussen auf dem Meer untergingen.

Ohne noch an die Minen zu denken, sprang Meriano auf, kletterte über einen Stacheldrahtzaun und lief auf eine Hecke zu. Er merkte, dass sich jemand darin verborgen hatte, rannte weiter, überquerte eine Strasse und wollte gerade eine Mauer übersteigen, als er hinter sich einen Schrei hörte. Er fuhr herum. Ein Flammenwerfer schleuderte einen Feuerstrahl in die Hecke, die er gerade hinter sich gelassen hatte, und mitten in den Flammen zeichnete sich die Gestalt eines seiner Kameraden ab.

Die Amerikaner fanden einander auf den zahllosen, stockfinsternen, kleinen Feldern und Weiden mit Hilfe von Spielzeugschnarren, die Grillengezirp nachahmten. An diesen billigen Blechdingern hing ihr Leben. Auf ein Zirpen musste man mit einem zweifachen Zirpen antworten, und umgekehrt. Wer solche Signale hörte, kam aus seinem Versteck hervor und fand Kameraden. Manche Fallschirmjäger fanden ihre Einheiten sofort. Andere hatten im Dunkel plötzlich fremde Gesichter vor sich und bemerkten dann aufatmend die kleine amerikanische Flagge oben am Ärmel. Überall bildeten sich neue Einheiten aus Angehörigen verschiedener Kompanien, Bataillone und Regimenter.

Das also war der Anfang. Die Vorhut der Invasion – rund 18'000 Amerikaner, Engländer und Kanadier – standen an den Flanken des künftigen Schlachtfeldes. Zwischen ihnen lagen die fünf für die Landung vorgesehenen Strandstreifen, und hinter dem Horizont, nur noch zwanzig Kilometer entfernt, näherten sich die ersten Einheiten der gewaltigen Invasionsflotte – über 5'000 Schiffe und Landungsboote.

Noch immer waren die Deutschen wie mit Blindheit geschlagen. Es gibt dafür viele Erklärungen: das Wetter, ihr Mangel an Aufklärern (die wenigen Flugzeuge, die sie in den Wochen vorher über die Einschiffungsgebiete geschickt hatten, waren ausnahmslos abgeschossen worden), ihre feste Überzeugung, die Invasion könne nur an der Strasse von Dover, der engsten Stelle des Kanals, erfolgen, und manches andere mehr. Zudem versagten in dieser Schicksalsnacht die deutschen Radaranlagen. Auf den Bildschirmen herrschte «Schneegestöber», hervorgerufen durch grosse Mengen von Stanniolstreifen, die von alliierten Flugzeugen abgeworfen wurden. Nur eine einzige Station machte eine Meldung: «Auf dem Kanal normaler Verkehr.»

Erst zwei Stunden nach der Landung der ersten Fallschirmjäger wurde den deutschen Truppenführern in der Normandie klar, dass etwas Besonderes im Gange war. Die ersten, vereinzelt Meldungen liefen ein.

Bei General der Artillerie Marcks, dem Kommandierenden General des LXXXIV. Armeekorps, klingelte das Telefon. Marcks nahm den Hörer ab. Sein Abwehroffizier, Major Hayn, sah, wie sein Gesicht erstarrte. Der Anruf kam von Generalleutnant Richter, dem Kommandeur der 716. Infanteriedivision, die den Küstenstreifen bei Caen hielt, «östlich der Orne sind Fallschirmjäger abgesprungen, wahrscheinlich im Raum Bréville-Ranville», meldete er.

Das war die erste offizielle Meldung über den Angriff der Alliierten, die eine höhere Kommandostelle erreichte. Sie erfolgte morgens um 1.11 Uhr.

Marcks rief sofort Generalmajor Pemsel an, den Chef des Generalstabs der 7. Armee. Pemsel gab für die 7. Armee unverzüglich Alarmstufe II, höchste Gefechtsbereitschaft. Es war 1.15 Uhr. Erst Stunden, nachdem die Funkhörer die zweite Verlainé-Zeile aufgefangen hatten, wurde die 7. Armee, in deren Bereich die Invasion bereits angelaufen war, alarmiert.

Dann rief Pemsel seinen Kommandeur an, den Oberbefehlshaber der 7. Armee, Generaloberst Dollmann. «Herr Generaloberst», sagte er, «ich glaube, die Invasion ist da. Würden Sie wohl gleich einmal herüberkommen?» Während er noch auf Dollmann wartete, lief eine neue Meldung vom LXXXIV. Armeekorps ein: «Fallschirmjäger bei Montebourg und Marcouf abgesprungen ... Kämpfe im Gange.» Pemsel alarmierte nun sofort Generalleutnant Speidel, den Generalstabschef der Heeresgruppe B, der mächtigsten Streitmacht der Deutschen im Westen, die unter Rommels Kommando stand.

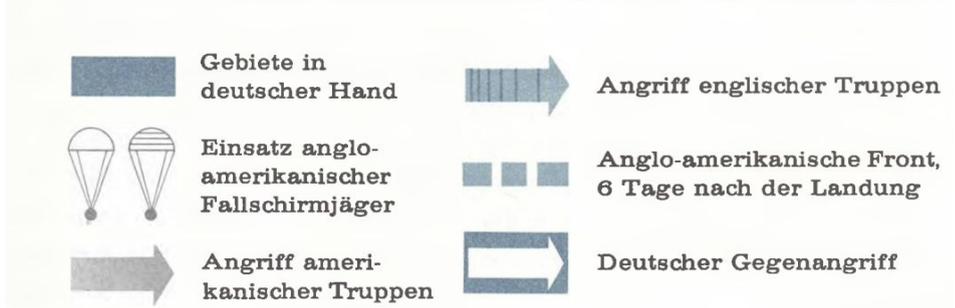
Etwa um 1.30 Uhr meldete Generalmajor Reichert von der 711. Infanteriedivision dem Oberkommando der 15. Armee, der zweiten zu Rommels Heeresgruppe B gehörigen Armee, dass Fallschirmtruppen bei Cabourg landeten. Der Oberbefehlshaber der 15. Armee, Generaloberst von Salmuth, forderte von Rei-

chert genauere Angaben. «Was, zum Teufel, ist eigentlich bei Ihnen los?» fragte er. Reichert antwortete: «Wenn Sie gestatten, Herr General, lass' ich Sie mal selber hören.» Er schwieg, und Salmuth hörte im Telefon deutlich das Tack-tack der Maschinengewehre. «Danke, genügt mir», sagte er und legte auf. Sofort rief nun auch er die Heeresgruppe B an.

Das waren aufregende Minuten in Rommels Hauptquartier. Eine Meldung jagte die andere, und viele waren ungenau, unverständlich und einander widersprechend. Das Hauptquartier der Luftwaffe in Paris meldete den Einflug von 50 bis 60 zweimotorigen Flugzeugen auf der Halbinsel Cotentin und die Landung von Fallschirmtruppen bei Caen. Der Marinegruppenbefehlshaber West, Admiral Krancke, bestätigte die Landung britischer Fallschirmjäger und fügte hinzu, zum Teil handle es sich um abgeworfene Strohpuppen. Keine der beiden Meldungen erwähnte etwas von den amerikanischen Luftlandungen, obwohl eine Marinebatterie in Marcouf, gleich nördlich des *Utah-Strandes*, die Gefangennahme von einem Dutzend Amerikanern nach Cherbourg gemeldet hatte. Wenige Minuten nach ihrer ersten Meldung berichtete die Luftwaffe von Luftlandungen bei Bayeux – wo gar keine stattgefunden hatten. Dann wiederholten sich Meldungen, denen zufolge es sich bei den Fallschirmjägern lediglich um Puppen handle.

Daran war etwas Wahres. Die Alliierten hatten südlich des Invasionsgebietes Hunderte von Gummipuppen in Fallschirmjägeruniform abgeworfen, jede mit Feuerwerkskörpern behängt, die beim Auffallen explodierten und den Eindruck eines Feuergefechtes hervorriefen. Einige dieser Attrappen sollten noch am selben Tag einen gewissen Einfluss auf den Verlauf der Kämpfe am *Omaha-Landekopf* nehmen. Sie liessen General Marcks glauben, er werde im Rücken angegriffen, so dass er dorthin Truppen warf, die er am Strand hätte einsetzen können.

### Die alliierte Invasion in der Normandie am 6. Juni 1944



# STARKE ALLIIERTE TRUPPENKONZENTRATIONEN IN SÜDENGAND



In Rommels Hauptquartier suchten die Offiziere aus den roten Nadeln klug zu werden, die sich wie ein Ausschlag auf ihren Karten ausbreiteten. Wenn das die Invasion war – fand sie in der Normandie statt? Oder sollten die Angriffe lediglich die Aufmerksamkeit vom wirklichen Invasionsziel ablenken? Im Licht der Tatsachen betrachtet, erscheinen die Schlussfolgerungen, zu denen die Offiziere gelangten, einfach unfasslich. Als der diensttuende Abwehroffizier beim Oberbefehlshaber West, Major Dörtenbach, von der Heeresgruppe B einen Bericht anforderte, bekam er die Antwort, der Chef des Generalstabes betrachte die Lage mit Ruhe; bei den angeblichen Fallschirmjägern handle es sich möglicherweise einfach um Bomberbesatzungen, die ausgestiegen seien.

Bei der 7. Armee war man anderer Meinung. Um 3 Uhr früh war Pemsel überzeugt, dass sich der Hauptstoss des Feindes gegen die Normandie richtete. Seine Karten zeigten Fallschirmabsprünge auf beiden Flügeln der 7. Armee – auf der Halbinsel Cotentin und östlich der Orne. Und jetzt kamen auch alarmierende Meldungen von den Marinestationen in Cherbourg. Horch- und Radargeräte hatten in der Seinebucht Schiffe festgestellt.

Pemsel zweifelte nicht mehr. Die Invasion war im Gange. Er rief Speidel an. «Die Absprünge», erklärte er ihm, «bilden die erste Phase einer grösseren Aktion. Auf See ist Motorengeräusch hörbar.»

In La Roche-Guyon lagen tatsächlich noch immer keine Meldungen vor, aus denen man auf das gewaltige Ausmass des feindlichen Angriffs hätte schliessen können. Beim Oberbefehlshaber West (Rundstedt) in Paris teilte man Speidels skeptische Meinung. Oberst Zimmermann, der hochbefähigte Chef der Führungsabteilung, liess Speidel wissen, dass auch er nicht an Luftlandungen grossen Stils glaube, umso weniger, als das Marinegruppenkommando West (Admiral Krancke) den Abwurf von Stroh puppen gemeldet habe.

Man kann diesen Generälen aus der falschen Einschätzung der Lage keinen Vorwurf machen. Sie waren vom Schauplatz der Kampfhandlungen weit entfernt und ganz auf die einlaufenden Meldungen angewiesen. Und diese Meldungen gaben so wenig Aufschluss über die Gesamtlage und waren so irreführend, dass auch die erfahrensten Offiziere das Ausmass der Luftlandungen nicht daraus erkennen konnten, und schon gar nicht den Generalplan, zu dem sie gehörten.

Obwohl man weder bei der Heeresgruppe B noch beim Oberbefehlshaber West aus den vorliegenden Meldungen endgültige Schlüsse ziehen konnte, befahl man für die ganze Invasionsküste erhöhte Gefechtsbereitschaft und ordnete Massnahmen gegen die Angriffe der Fallschirmjäger an. Danach blieb nichts an-

deres übrig, als auf weitere Meldungen zu warten. Mehr konnte man im Augenblick kaum tun.

Für eine Reihe von Divisionsstäben in der Normandie ergab sich angesichts der rasch anwachsenden Zahl von Meldungen vor allem die Notwendigkeit, ihre Kommandeure zu erreichen, die nach Rennes zum Kriegsspiel gefahren waren. Das ging im Allgemeinen recht schnell; zwei aber konnten nicht gefunden werden: Generalleutnant von Schlieben und Generalleutnant Falley. Schlieben schlief in einem Hotel in Rennes, und Falley war noch nach Rennes unterwegs.

Der Marinegruppenbefehlshaber West, Admiral Krancke, befand sich auf einer Inspektionsfahrt und schlief um diese Stunde in seinem Hotelzimmer in Bordeaux. Sein Generalstabschef weckte ihn mit den Worten: «Bei Caen sind Fallschirmabsprünge im Gange. OB West behauptet ausdrücklich, es handle sich nicht um die Invasion, sondern nur um ein Ablenkungsmanöver. Wir aber glauben doch, dass die Invasion im Gange ist; wir haben Meldungen von Schiffsannäherungen.» Krancke ordnete sofort Gefechtsbereitschaft für seine schwachen Marinestreitkräfte an und jagte nach Paris zu seiner Kommandostelle.

Einer der Marineoffiziere, die in Le Havre ihren Einsatzbefehl bekamen, war ein Mann, der in der deutschen Marine bereits eine legendäre Figur war: Korvettenkapitän Heinrich Hoffmann, der berühmte Schnellbootkommandant. Schon fast seit Kriegsbeginn hatten seine flinken, mit Torpedos bestückten Boote den Kanal unsicher gemacht und alles angegriffen, was ihnen vor den Bug kam. Er hatte auch Anteil daran, dass die Landung der Alliierten in Dieppe im August 1942 missglückte, und hatte sich im selben Jahr beim Durchbruch der deutschen Schlachtschiffe *Scharnhorst*, *Gneisenau* und *Prinz Eugen* von Brest nach Norwegen durch kühnes Geleitschutzfahren ausgezeichnet.

Als der Einsatzbefehl kam, war er in der Kajüte seines T 28, des Führerboots der 5. Flottille. Er hatte gerade zum Minenlegen ausfahren wollen. Jetzt rief er die Kommandanten der übrigen Boote zu sich, sämtlich verwegene junge Männer. Voll Stolz sah er, dass kein Gesicht Bestürzung zeigte, obwohl alle wussten, dass die Invasion für sie ein recht ungleicher Kampf werden würde. Nur drei von Hoffmanns sechs Booten waren gefechtsklar. Er konnte aber nicht warten, bis die andern ihre Torpedos übernommen hatten. Schon wenige Minuten darauf jagten die drei kleinen Boote hinaus. Auf der Brücke des T 28 stand der vierunddreissigjährige Hoffmann, die weisse Mütze gewohnheitsmässig in den Na-

cken geschoben, und spähte in die Finsternis voraus. Die andern beiden Boote folgten dichtauf, wobei jedes die Manöver des Führerboots mitmachte. Sie rasten in die Nacht hinein, der mächtigsten Flotte der Weltgeschichte entgegen.

Von den deutschen Soldaten in der Normandie waren in dieser Nacht wohl keine so verwirrt wie die 16'200 kampffähigsten Männer der 21. Panzerdivision, die einmal zu Rommels berühmtem Afrikakorps gehört hatte. Sie verstopften jedes Städtchen, jedes Dorf, jeden Wald im Raum südöstlich von Caen, kaum 40 Kilometer von der Stadt entfernt, fast unmittelbar am Rand des Schlachtfeldes. Seit dem Alarm standen sie nun schon eine Ewigkeit neben ihren fahrbereiten Panzern und sonstigen Fahrzeugen und warteten auf den Marschbefehl. Regimentskommandeur Oberst von Oppeln-Bronikowski verstand die Verzögerung nicht. Kurz nach 2 Uhr morgens war er von seinem Divisionskommandeur, Generalmajor Feuchtinger, geweckt worden. «Hören Sie, Oppeln, die sind gelandet!» hatte Feuchtinger hervorgestossen. Er hatte die Situation kurz erklärt und hinzugefügt, dass die Division nach Eingang des Marschbefehls unverzüglich das Gebiet zwischen Caen und der Küste vom Feind säubern würde. Seitdem kein Wort. Der Oberst wurde immer ungeduldiger, aber was sollte er tun? Er musste warten.

Etwas Tolles erlebte der Kommandeur des Jagdgeschwaders 26, Oberst Priller, der mit seinem Feldweibel Wodarczyk und zwei Flugzeugen zurückgeblieben war, als man ihm tags zuvor von seinen 126 Maschinen 124 weit ins Hinterland verlegt hatte – was für ihn Grund genug gewesen war, seine Wut in Gesellschaft Wodarczyks in Kognak zu ertränken. Nach Mitternacht waren die beiden in ihrer Unterkunft auf dem verwaisten Flugplatz bei Lille in ihre Betten getaumelt. Plötzlich hörte Priller in seinem benebelten Schlaf wie von weit her das Telefon klingeln und langte sich den Hörer. Das Oberkommando des II. Jagdfliegerkorps meldete sich.

«Priller», sagte der Chef der Führungsabteilung, «es scheint irgendwo eine Art Invasion im Gange zu sein. Ich rate Ihnen, Ihr Geschwader startklar zu machen.»

Was «Pips», der berühmte Jagdflieger, darauf geantwortet hat, lässt sich, wie er selber zugibt, nicht wiederholen. Jedenfalls legte er dem Anrufer ausführlich dar, was er vom Korpskommando im Besonderen und vom Oberkommando der Luftwaffe im Allgemeinen denke. Dann fuhr er wutschnaubend fort: «Und wen zum Teufel soll ich startklar machen? Ich bin startklar! Wodarczyk ist startklar! Wen sonst noch? Ihr Holzköpfe wisst doch selbst, dass ich bloss noch zwei Maschinen hier habe!» Damit pfefferte er den Hörer auf die Gabel.

Kurz darauf klingelte es abermals. «Was denn jetzt wieder?» schrie Priller in den Apparat. Es war noch einmal der Chef der Führungsabteilung. «Mein lieber Priller, seien Sie nicht böse», sagte er. «Es ist alles ein Missverständnis. Wir hatten eine Falschmeldung bekommen. Es ist alles in Ordnung – keine Spur von Invasion.» Priller brachte vor Wut kein Wort hervor. Das schlimmste war, dass er jetzt nicht wieder einschlafen konnte.

Während bei den oberen Kommandostellen noch Verwirrung, Zaudern und Unschlüssigkeit herrschten, war bei den Gruppen, die Feindberührung hatten, sofort gehandelt worden. Viele tausend deutsche Soldaten standen bereits im Einsatz, und sie wussten längst, was die Generäle in den Stäben der Heeresgruppe B und des Oberbefehlshabers West noch immer nicht wussten: dass die Invasion begonnen hatte. Seit den ersten Luftlandungen der Amerikaner und Engländer hatten sie in zahlreichen Einzelgefechten Mann gegen Mann gekämpft. Und viele Tausende ihrer Kameraden standen einsatzbereit in den machtvollen Anlagen der Küstenverteidigung, bereit, die Invasion, woher sie auch kommen mochte, zurückzuschlagen.

Im Hauptquartier der 7. Armee versammelte Generalmajor Pemsel, einer der wenigen Befehlshaber, die klar erkannt hatten, worum es ging, im strahlend hell erleuchteten Kartenzimmer seine Offiziere um sich. Er sprach ruhig und unbewegt wie immer. «Meine Herren», erklärte er, «ich bin fest davon überzeugt, dass wir bei Tagesanbruch die Invasion haben. Deutschlands Zukunft hängt davon ab, wie wir uns heute schlagen. Ich erwarte von Ihnen rücksichtslosen persönlichen Einsatz.»

Einer hätte seine Überzeugung geteilt – ein Heerführer, der manch eine Schlacht dank seiner Gabe gewonnen hatte, auch die undurchsichtigste Situation zu durchschauen. Dieser Mann aber befand sich in Deutschland, fast tausend Kilometer vom Schauplatz entfernt: Generalfeldmarschall Rommel. Das Oberkommando der Heeresgruppe B hatte die Lage nicht für so kritisch gehalten, dass man ihn hätte zurückrufen müssen.

Die Invasionstruppen hatten bereits die ersten Verstärkungen erhalten. Im Bereich der Engländer waren 69 Lastensegler mit Truppen, schwerer Ausrüstung und Flakgeschützen gelandet, davon 49 auf dem vorgesehenen Landestreifen bei Ranville, der inzwischen von Pionieren freigeräumt worden war.

Auf der anderen Seite des Invasionsraums, sechseinhalb Kilometer vor Sainte-Mère-Église, trafen gerade die ersten amerikanischen Lastenseglereschleppzüge ein und suchten sich mit wilden Ausweichmanövern einen Weg durch das Flakfeuer. Nach den Worten eines Augenzeugen war es so dicht, «dass man dar-

auf hätte landen können». Immer vier Lastensegler flogen nebeneinander, jeder im Schlepp einer Dakotamaschine. Sie trugen Jeeps, Panzerabwehrkanonen, eine komplette Sanitätseinheit und sogar eine kleine Planierdrape.

Ein Lastensegler kam bei der Landung zu weit nach vorn und stürzte in ein Feld, das mit spitzen Sperrpfählen, sogenannten Rommelspargeln, besetzt war. In einem Jeep im Lastensegler sass ein Sanitätsfeldwebel namens Natalie. Er blickte durch das kleine Fenster hinaus und sah entsetzt, wie die Tragflächen von den vorbeisausenden Pfählen abgerissen wurden. Dann ein Reissen und Krachen, und der Lastensegler brach mitten durch – unmittelbar hinter Natalies Jeep. «Erleichterte das Aussteigen», sagte der Sanitätsfeldwebel trocken, als er es erzählte.

Die Verluste der 101. Division waren gering. Die 82. hatte nicht soviel Glück. Weniger als die Hälfte der Staffeln fand die richtige Landezone nordwestlich von Sainte-Mère-Église. Der Rest raste in Hecken und Häuser, landete in Flüssen und Sümpfen. Die Piloten waren noch unerfahren, die Nacht und das Flakfeuer taten das Ihrige. Die Verluste an Menschen und Material waren hoch.

Die Dämmerung kam. In fünf Nachtstunden hatten die 18'000 Fallschirmjäger Leistungen vollbracht, die Eisenhowers Erwartungen und die seines Stabes übertrafen. Sie hatten den Feind verwirrt, seine Verbindungen gestört, die Flanken des Invasionsraums besetzt und an vielen Stellen die Anmarschwege feindlicher Verstärkungen abgeriegelt.

Englische Luftlandetruppen hielten die strategisch wichtigen Ornebrücken in und bei Caen, die sie kurz nach Mitternacht in gewagtem Handstreich erobert hatten. Englische Fallschirmjäger hatten die beherrschenden Höhen in dieser Gegend besetzt. Noch vor Tagesanbruch würden auch die Übergänge über den Dives zerstört sein. Damit hatten die Engländer ihre wichtigsten Aufträge ausgeführt, und solange sie die Anmarschwege zu halten vermochten, konnten sie deutsche Gegenangriffe zeitweilig aufhalten oder gar zum Stehen bringen.

Die Amerikaner am anderen Ende der fünf für die Invasion vorgesehenen Küstenstreifen hatten nicht weniger erreicht, obwohl ihnen bei viel schwierigerem Gelände eine grössere Vielfalt von Aufgaben zugefallen war.

So hatten die Luftlandetruppen der Alliierten zunächst einmal auf dem Festland Fuss gefasst. Nun erwarteten sie die Hauptstreitmacht der Truppen auf den Schiffen.

In den Meldungen, die in Rommels und Rundstedts Hauptquartieren einliefen, mischte sich jetzt ein beunruhigender Ton. An der ganzen Nordküste der Normandie hatten die Horchgeräte der Marinestationen die Geräusche von Schiffen aufgefangen – nicht wie vorher von ein paar Schiffen, sondern von vielen, sehr vielen. Schliesslich, kurz vor fünf, rief Generalmajor Pemsel von der 7. Armee, der unbeirrt an den Invasionsbeginn glaubte, Rommels Generalstabschef, Generalleutnant Speidel, an. «Zwischen Vire- und Ornemündung finden Schiffsansammlungen statt», sagte er ohne Umschweife. «Eine Landung des Feindes und ein Grossangriff auf die Normandie stehen unmittelbar bevor.»

Rundstedt, der Oberbefehlshaber West in Paris, glaubte das inzwischen auch. Nur hielt er den bevorstehenden Angriff nicht für die richtige Invasion, sondern für ein Ablenkungsmanöver. Dennoch handelte er sofort. Er gab zwei bei Paris in Reserve liegenden Panzerverbänden – der 12. SS-Panzerdivision und der Panzer-Lehrdivision – Marschbefehl zur Küste. Das war gewagt, denn eigentlich durfte über diese Divisionen nur mit Hitlers ausdrücklicher Zustimmung verfügt werden. Aber Rundstedt nahm das Risiko auf sich. Er konnte sich nicht denken, dass Hitler einen Gegenbefehl erteilen würde. Immerhin forderte er die Reserven sogleich nachträglich vom Oberkommando der Wehrmacht an.

In Hitlers Hauptquartier, das sich damals in Berchtesgaden befand, wurde seine Meldung der Dienststelle des Generaloberst Jodl zugeleitet, des Chefs der Führungsabteilung. Jodl schlief noch, und seine Offiziere des Stabes hielten die Lage für so wenig geklärt, dass sie ihn nicht wecken wollten.

Wenige Kilometer entfernt, im «Berghof» auf dem Obersalzberg, lagen auch Hitler und seine Geliebte, Eva Braun, im Schlaf. Hitler hatte sich wie gewöhnlich erst um vier zurückgezogen und sich von seinem Leibarzt, Dr. Morell, ein Schlafmittel zurechtmachen lassen (ohne das er nicht mehr einschlafen konnte). Um fünf wurde sein Marineadjutant, Konteradmiral Karl-Jesko von Puttkamer, durch einen Anruf aus Jodls Hauptquartier geweckt. Der Anrufer sagte ihm, in Frankreich hätten «irgendwelche Landungen» stattgefunden. Genaueres wisse man noch nicht, die Meldungen seien äusserst unklar. Ob Puttkamer meine, dass man den Führer informieren solle. Man überlegte hin und her und entschloss sich, Hitler nicht zu wecken. «Wir konnten ihm sowieso nicht viel erzählen», sagte Puttkamer später, «und wir fürchteten, dass er, wenn wir ihn um diese Zeit störten, seinen üblichen Koller bekam, ein Zustand, in dem er oft die wahnsinnigsten Entscheidungen traf.» Puttkamer fand, es sei am Tage noch immer Zeit genug, ihm Bescheid zu geben.

Die deutschen Generäle in Frankreich warteten die Entwicklung der Dinge ab. Sie hatten ihre Streitkräfte alarmiert, der Oberbefehlshaber West hatte die Panzerreserven in Marsch gesetzt – jetzt war es an den Alliierten, den nächsten Zug zu tun. Niemand konnte wissen, welchen Umfang der bevorstehende Angriff haben würde. Niemand konnte wissen oder auch nur ahnen, wie gross die herannahende feindliche Flotte war. Und wenn auch alles auf die Normandie hindeutete, konnte doch niemand mit Bestimmtheit voraussagen, wo der Hauptangriff wirklich erfolgen würde.

Major Pluskat, der noch immer in seinem Beobachtungsbunker oberhalb des Omaia-Strandes stand, hatte von seinen vorgesetzten Dienststellen die ganze Zeit über nichts gehört. Eigentlich war das ein gutes Zeichen; es konnte doch nur bedeuten, dass nichts Ernsthaftes im Gange war. Andererseits, was bedeuteten die Fallschirmjäger, die massierten Luftverbände? Pluskat wurde die nagende Unruhe nicht los. Erneut liess er das Scherenfernrohr langsam über den Horizont gleiten. Alles war friedlich und still.

Hinter ihm im Bunker unterhielten Hauptmann Wilkening und Leutnant Theen sich leise. Pluskat trat zu ihnen. «Noch immer nichts», sagte er. «Ich glaube, ich geb's auf.» Dann ging er aber doch an den Sehschlitz zurück und blickte noch einmal hinaus. Am Himmel zog die erste, schwache Helligkeit des jungen Tages auf. Müde drehte er das Fernrohr wieder nach links. Langsam liess er es über die Kimm wandern. Jetzt lag die Mitte der Bucht vor seinem Blick. Jäh verharnte das Fernrohr. Pluskat erstarrte, kniff die Augen zusammen.

Aus den verwehenden, sich lichtenden Nebeln traten wie durch Zauber die Silhouetten von Schiffen hervor – Schiffen jeder Art und Grösse, Schiffen, die so selbstverständlich manövrierten, als befänden sie sich dort schon seit Stunden. Sie schienen nach Tausenden zu zählen, eine gespenstische Armada, die aus dem Nichts aufgetaucht war. Pluskat stand wie vom Donner gerührt. Eine eisige Gewissheit erfüllte ihn: Das war das Ende des Grossdeutschen Reiches.

Er drehte sich zu Wilkening und Theen um und sagte tonlos mit seltsamer Gelassenheit: «Die Invasion ist da. Sehen Sie selbst!» Dann rief er den Stab der 352. Infanteriedivision an und liess sich Major Block geben. «Block», sagte er, «draussen liegen zehntausend Schiffe.» Er merkte selbst, wie unglaublich es klang.

«Mensch, Pluskat, reissen Sie sich zusammen», sagte Block gereizt. «So viel Pötte haben die Amerikaner und die Engländer zusammengenommen nicht!»

Blocks Zweifel rissen Pluskat aus seiner Benommenheit. «Wenn Sie's mir nicht glauben, kommen Sie doch her und sehen Sie sich's selber an! Es ist phantastisch, unfassbar!» Eine kurze Pause entstand. Dann fragte Block: «In welcher Richtung fahren die denn?» Pluskat spähte, den Hörer in der Hand, durch den Sehschlitz hinaus. «Direkt auf mich zu», sagte er.

Der Vorhang der Nacht hob sich über einem grandiosen Schauspiel. In der grauen, trüben Dämmerung lag die Riesenflotte der Alliierten vor den fünf Landestellen. Die See war schwarz von Schiffen. Am ganzen Horizont, vom äussersten Winkel des *Utah*-Strandes auf der Halbinsel Cotentin bis hinunter zum *Sword*-Strand nahe der Ornemündung flatterten die Kriegsflaggen. Scharf gegen den Himmel standen die Umrisse der Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer. Dahinter die Kommandoschiffe mit ihren Antennenwäldern. Und dahinter die Konvois, die tief im Wasser liegenden, mit Truppen vollgepfropften Transporter. Und rings um die vordersten Schiffe, auf den Wellen tanzend, Schwärme von Landungsbooten mit den Stosstrupps, die für die erste Angriffswelle bestimmt waren und nur noch auf ihren Einsatzbefehl warteten.

Überall auf den Schiffen, die das Meer weithin bedeckten, brodelte es von lärmender Betriebsamkeit. Mit schwirrenden Motorwinden schwenkten die Ladebäume schwere Amphibienfahrzeuge über Bord. An starken Ketten senkten sich Sturmboote auf das Wasser. Und alles wurde übertönt von den Schiffslautsprechern, aus denen sich ein steter Strom von Befehlen ergoss. «Vierte Division in die Boote! . . . Amerikanische Sonderkommandos fertigmachen! Gott sei mit euch! *Nous mourrons sur le sable de notre France chérie, mais nous ne retournerons pas.* . . . Jetzt geht's los, Leute! Fertigmachen, fertigmachen! Endstation – Rückfahrkarten sind ungültig! Vorwärts, die 29. Division! . . . Alle Boote ablegen!»

Ein Landungsboot nach dem andern, jedes mit Soldaten vollgestopft, stiess zu den Sturmbooten, die mit schäumender Bugwelle die Mutterschiffe umkreisten. Die Männer in diesen Booten, elend vor Seekrankheit, nass bis auf die Haut, sollten den andern den Weg in die Normandie bahnen. Das Einsteigen in die Boote war bei dem hohen Seegang ein schweres, gefährliches Manöver. Die Leute waren dermassen bepackt, dass sie sich kaum rühren konnten.

Es war 5.30 Uhr. Die erste Angriffswelle war schon auf dem Weg zum Strand. Die Vorhut bei diesem ungeheuren Landungsunternehmen bestand nur aus rund 3'000 Mann. Es waren Stosstrupps der amerikanischen 1., 4. und 29. Infanteriedivision, verstärkt durch Unterwassersprengtrupps der Armee und der Marine, Teile eines Panzerbataillons und Sonderkommandos.

Jeder Einheit war ein bestimmter Landungstreifen zugeteilt. Und diese Landungstreifen waren wieder in Abschnitte unterteilt, die mit Decknamen bezeichnet wurden. Männer der 1. Division sollten in den Abschnitten *Easy Red*, *Fox Green* und *Fox Red* landen, die der 29. Division in den Abschnitten *Charlie*, *Dog Green*, *Dog White*, *Dog Red* und *Easy Green*.

Die Landungen waren auf die Minute genau geplant. An der *Omaha*-Hälfte der 29. Division sollten fünf Minuten vor der festgesetzten Angriffszeit, also um 6.25 Uhr, 32 Amphibienpanzer in den Abschnitten *Dog White* und *Dog Green* landen, am Ufer in Feuerstellung gehen und die erste Angriffsphase decken. Um 6.30 Uhr, der befohlenen Angriffszeit, sollten acht schwere Landungsboote weitere Panzer an den Strand der Abschnitte *Easy Green* und *Dog Red* bringen. Um 6.31 Uhr sollten in allen Abschnitten die Stosstrupps ausschwärmen. Zwei Minuten darauf, um 6.33 Uhr, hatten die Unterwassersprengkommandos damit zu beginnen, sechzehn je 50 Meter breite Fahrschneisen in das minenverseuchte und mit Sperren gespickte Ufergewässer zu sprengen. Sie mussten in 27 Minuten mit der heiklen Aufgabe fertig sein, denn von 7 Uhr an sollten in Abständen von sechs Minuten fünf Angriffswellen landen – der Hauptteil der Streitkräfte.

Schweres Gerät, darunter auch Geschütze, sollte 90 Minuten nach Angriffszeit, also um 8 Uhr im *Omaha*-Landekopf eintreffen, und für 10.30 Uhr war sogar schon die Landung von Kränen, Halbkettenfahrzeugen, Panzerreparaturwagen und Transportfahrzeugen aller Art vorgesehen. Es war ein hochkomplizierter Stundenplan, der den Verdacht erregen musste, dass er gar nicht einzuhalten war. Und das hatten seine Urheber offenbar auch in Rechnung gestellt.

Die Männer der ersten Einsatzwelle konnten beim Ablegen nichts von der Normandieküste sehen. Sie lag noch 15 Kilometer von ihnen entfernt im Dunst. Wohl aber war schon ein Feuerduell zwischen einigen Kriegsschiffen und deutschen Küstenbatterien im Gange. Für die Leute in den Sturmbooten spielte es sich irgendwo im Unwirklichen ab. Ihr schlimmster Feind war noch immer die Seekrankheit.

Fünzig Kilometer weiter weg schoss das Führerboot der 5. Schnellbootflottille durch die See. Plötzlich sah Korvettenkapitän Hoffmann voraus eine sonderbare, unecht wirkende Nebelbank, aus der ein einzelnes Flugzeug hervorkam. Offenbar hatten sich da welche eingenebelt. Kühn stiess er mit den anderen beiden Booten durch die Vernebelungswand durch — und erstarrte. Vor ihm lagen unzählige Kriegsschiffe, fast die ganze englische Flotte. Schlachtschiffe, Kreuzer, Zerstörer, wohin das Auge blickte. Im nächsten Augenblick schlugen rings

um die Schnellboote Granaten ein. Die Boote fuhren Zickzackkurs. Trotz der unglaublichen Übermacht gab der Draufgänger Hoffmann sofort den Befehl zum Angriff, und gleich darauf jagten den alliierten Schiffen achtzehn Torpedos entgegen. Es war die einzige deutsche «Flottenoffensive» am Invasionstag.

Der englische Marineleutnant Lloyd auf der Brücke des norwegischen Zerstörers *Svenner* sah die Torpedos kommen, ebenso auch Offiziere auf den Brücken der *Ivarspite*, der *Ramillies* und der *Largs* sahen sie. Auf der *Largs* flog der Zeiger des Maschinentelegrafen auf «Volle Kraft zurück». Zwei Torpedos glitten zwischen der *Warspite* und der *Ramillies* hindurch. Die *Svenner* aber konnte nicht mehr ausweichen. Ihr Kapitän schrie: «Hart backbord! Steuerbord volle Kraft voraus! Badebord volle Kraft zurück!» Er wollte das Schiff auf der Stelle drehen, damit die Torpedos längsseits vorbeiliefen. Doch Leutnant Lloyd sah durch sein Glas, dass sie genau unterhalb der Brücke treffen mussten.

Die *Svenner* drehte sich mit lähmender Langsamkeit. Einen Augenblick glaubte Lloyd, sie schaffe es noch – doch da schlug schon ein Torpedo in den Kesselraum. Das Schiff hob sich aus dem Wasser und zerbrach in zwei Teile. Von einem Nachbarschiff aus sah man entgeistert, wie es, mittschiffs schon unter Wasser, Bug und Heck V-förmig in die Luft streckte. Es gab dreissig Tote. Leutnant Lloyd blieb unverletzt. Er schwamm zwanzig Minuten und hielt dabei einen Matrosen, der sich ein Bein gebrochen hatte, über Wasser. Dann wurden beide von einem andern Schiff aufgenommen.

Hoffmann war inzwischen schon wieder auf der anderen Seite der Vernebelungswand. Jetzt schleunigst Alarm geben! Er funkte seine Meldung nach Le Havre, ohne zu merken, dass sein Funkgerät bei dem kurzen Kampf ausgefallen war.

Auf dem Flaggschiff *Augusta*, das draussen vor den Landestreifen *Omaha* und *Utah* lag, richtete der amerikanische Generalleutnant Bradley sein Glas auf die Landungsboote, die der Küste entgegenjagten. Seine Soldaten, Männer der 1. Armee, waren schon dicht vor ihrem Ziel. Bradley war sehr besorgt. Einige Stunden zuvor hatte er erfahren, dass Teile einer deutschen Elitedivision, der kampferprobten 352., Stellungen am OmaA»-Strand bezogen hätten. Die Meldung war zu spät gekommen, um die Landungseinheiten noch zu warnen.

5.50 Uhr. Die englischen Schiffe beschossen die vorherbestimmten Ziele ihres Küstenstreifens schon seit zwanzig Minuten. Jetzt folgten die amerikanischen ihrem Beispiel. Das Donnern und Brüllen der Feuerschlünde erschütterte den

ganzen Invasionsraum. Die Mündungsfeuer färbten den grauen Himmel rot, und überall an der Küste stiegen dicke, schwarze Rauchwolken auf.

Die amerikanischen Schlachtschiffe *Texas* und *Arkansas*, die zusammen über zehn 35,6-cm-Geschütze, zwölf 30,5-cm-Geschütze und zwölf 12,7-cm-Geschütze verfügten, deckten, querab von *Omaha* liegend, die Batteriestellungen auf der *Pointe du Hoc* mit 600 Granaten ein, um den Angriff der Sonderkommandos zu sichern, die auf die dreissig Meter hohe Steilküste zujagten. Vor den Küstenstreifen *Sword*, *Juno* und *Gold* schleuderten die englischen Schlachtschiffe *Warspite* und *Ramillies* aus ihren 38,1-cm-Geschützen tonnenweise Stahl auf die schweren deutschen Küstenbatterien von Le Havre und an der Orne-mündung. Hin und her jagende Kreuzer und Zerstörer hielten Bunker und Verteidigungsanlagen unter einem ständigen Granathagel. Der englische Kreuzer *Ajax* brachte eine aus vier 15-cm-Geschützen bestehende deutsche Batterie zum Schweigen.

Und jetzt mischte sich noch ein anderer Laut in das Getöse, zuerst gedämpft, aber schon unheimlich wie das Summen einer riesigen Hornisse, dann in einem gewaltigen Krescendo näherkommend: das Dröhnen von Bombern und Jägern, die dicht an dicht in geballten Formationen über die mächtige Flotte dahinzogen, 11'000 Maschinen! Dicht über den Köpfen der Männer in den Sturmbooten jagten Spitfires, Thunderbolts und Mustangs zum Tiefangriff auf das Küstenge-lände zu, zogen hoch, kamen zurück und griffen erneut an, unbekümmert um den Granathagel der Kriegsschiffe.

Über ihnen kreuzten die mittelschweren B-26-Bomber der 9. amerikanischen Luftflotte. Und noch höher, unsichtbar in der dichten Wolkendecke, brummt die schweren Bomber der 8. amerikanischen Luftflotte und der Royal Air Force, die fliegenden Festungen, die Lancasters, die Liberators. Es war, als hätte der Luftraum nicht genug Platz für alle. Die Soldaten in den Booten starrten hinauf. Bei so viel Luftsicherung musste ja alles gut gehen. Die da oben machten den Feind bewegungsunfähig, zerschlugen seine Batterien, übersäten den Strand mit Kratern, in denen man später gute Deckung finden konnte.

Doch die auf *Omaha* angesetzten schweren amerikanischen Bomber, hoch in den Wolken ohne Bodensicht, warfen ihre Bomben teilweise bis zu fünf Kilometer landeinwärts ab, weit von ihrem Ziel, den Küstenverteidigungsanlagen. Sie wollten nicht ihre eigenen Leute gefährden.

In seinem Bunker oberhalb des OmaAa-Strandes stand Major Pluskat und fragte sich, wie viele Granaten seine Stellung wohl noch aushalten werde.

Ein neuer Einschlag in der Steilwand unmittelbar unter ihm schleuderte ihn zu Boden. Ein Schauer von Staub, Sand und Betonsplittern ging auf ihn nieder. Er sah nichts mehr, hörte nur das Schreien seiner Leute. Und dann folgte Einschlag auf Einschlag. Pluskat war so benommen, dass er kaum sprechen konnte.

Der Feldfernsprecher klingelte. Der Divisionsstab. «Wie ist die Lage?» fragte eine Stimme. «Wir liegen unter schwerem Beschuss», brachte Pluskat hervor. Irgendwo weit hinter sich hörte er Bomben explodieren. Zugleich traf eine Granatsalve die Klippenhöhe und trieb eine Erd- und Steinlawine durch die Sehschlitz.

Einen Augenblick wurde das Feuer schwächer. Pluskat benutzte die Pause dazu, seine Batterien anzurufen. Zu seiner Überraschung war keins seiner zwanzig Geschütze – funkelneue Kruppgeschütze verschiedener Kaliber – getroffen worden, obwohl sie nur etwa achthundert Meter hinter dem Strand lagen. Und keinerlei Ausfälle bei der Mannschaft.

Er trat an den Sehschlitz und spähte hinaus. Sturmboote – mehr noch als vorher! Und sie waren schon näher. Bald mussten sie in Schussweite sein. Er rief seinen Regimentskommandeur, Oberstleutnant Ocker, an. «Keine Ausfälle bei meinen Batterien», meldete er. «Schön», sagte Ocker, «aber begeben Sie sich jetzt sofort zu Ihrem Gefechtsstand! «

Pluskat rief seine Batterieführer an. «Ich gehe jetzt auf den Gefechtsstand», sagte er. «Denken Sie daran, erst schießen, wenn sich der Feind unmittelbar vor dem Strand befindet!»

Die langen Linien der tanzenden Sturmboote lagen jetzt 1'500 Meter vor *Omaha* und *Utah*. Für die Amerikaner dieser ersten Welle waren es bis zur befohlenen Angriffszeit nur noch fünfzehn Minuten.

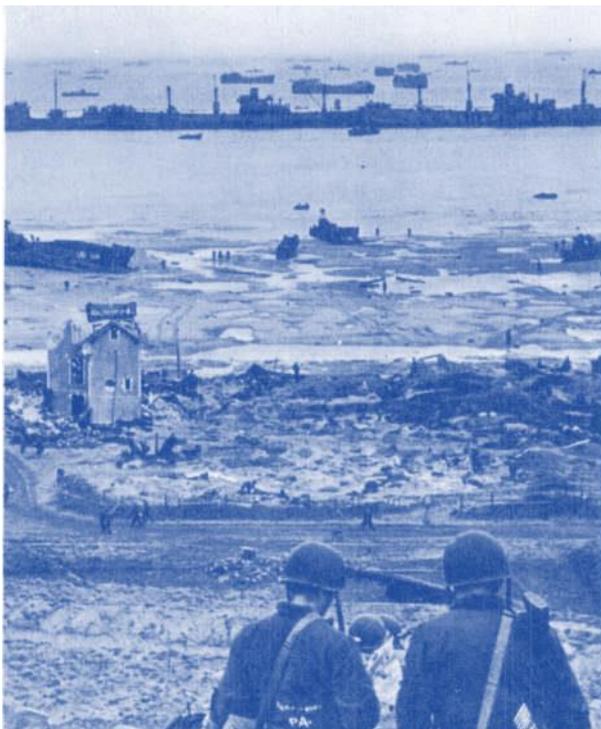
Über ihnen orgelten immer noch die Granaten der Schiffsgeschütze, ein gewaltiger, stählerner Schirm. Und von der Küste herüber kam das dumpfe Dröhnen der Bombenteppe. Merkwürdig — die Geschütze des Atlantikwalls blieben stumm. Die Truppen blickten auf den Strand und wunderten sich, wo das feindliche Feuer blieb. Vielleicht, so dachte mancher, wird die Landung gar nicht so schwer.

Die Sturmboote mit den breiten Laderampen tauchten tief in die Wogen ein und überschütteten die Männer jedesmal mit kaltem, gischtendem Wasser. Hellden gab es in diesen Booten nicht, nur durchfrorene, seekranke, bangende Kreaturen.

Viele aber kamen gar nicht dazu, über ihr Elend nachzudenken; sie mussten schöpfen – um ihr Leben! Zuerst hatten die Männer auf das Wasser, das ihnen



In schweren Kämpfen krallen die Alliierten sich fest

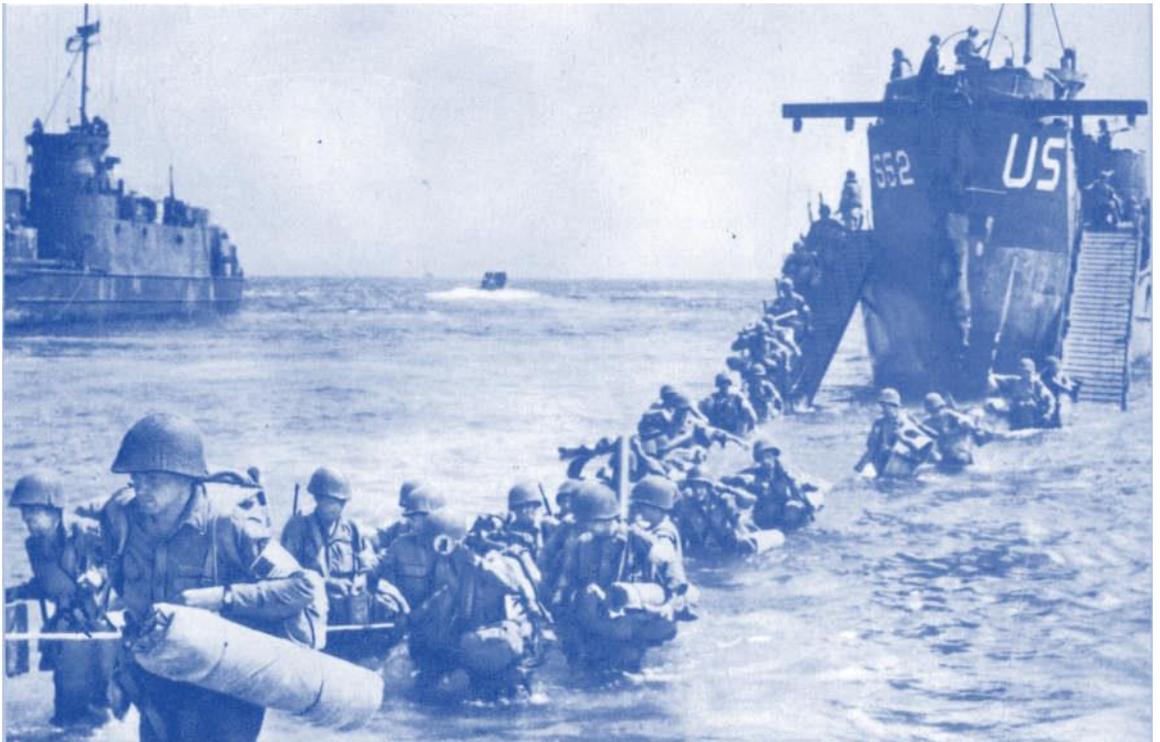


Am Abend des 6. Juni 1944:  
Zwei Amerikaner blicken zu-  
rück auf den Strand und auf  
einen heissen Tag. Im Hinter-  
grund Schiffe, die als eine Art  
künstlicher Hafen dienen



Amerikanische Truppen haben am Strand Fuss gefasst und schicken sich an, weiter in das Innere des Landes vorzudringen

Juli 1944: Immer neue Truppen werden an den nun schon stark erweiterten Brückenköpfen in der Normandie ausgeschifft



da um die Füße schwappte, kaum geachtet. Eine Plage mehr, man musste es hinnehmen. Leutnant Kerchner von den amerikanischen «Rangers» sah, wie die Flut in seinem Boot stieg. Ob es gefährlich werden konnte? Man hatte ihm gesagt, ein Sturmboot sei unsinkbar. Da aber kam über Funk ein Hilferuf: «Hier LCA 860 . . . LCA 860 . . . wir sinken . . . wir sinken!» Und ein letzter Aufschrei: «O Gott – wir gehen unter!» Jetzt begannen Kerchner und seine Leute, fieberhaft Wasser zu schöpfen.

Dann sanken weitere Landungsboote, vor *Omaha* wie vor *Utah*. Einige Soldaten wurden von Rettungsbooten aufgenommen, andere trieben stundenlang im Wasser. Viele aber wurden von ihrer Ausrüstung unter Wasser gezogen. Schreiend ertranken sie, den Strand vor Augen.

Als sich die dünnen, gestaffelten Linien der Landungsboote dem *Omaha*-Bereich näherten, schwoll das Bombardement an. Tausend Meter vor dem Ufer begannen auch die Boote selber zu feuern. Und dann zischten Raketengeschosse über sie hinweg nach vorn. Udenkbar, dass in diesem Trommelfeuer noch etwas am Leben blieb! Das Ufer war in dichte Qualmschleier gehüllt, und über brennendem Gras trieben Rauchfahnen die Steilhänge hinab.

Die deutschen Geschütze schwiegen immer noch. Die Boote drangen weiter vor. Jetzt sahen die Männer in den Brandungsbrechern und im Ufersand die drohenden Felder der Stahl- und Betonsperren, mit Stacheldraht umwunden und mit Minen bestückt. Der Strand dahinter war leer. Nirgends eine Bewegung.

Noch 450 Meter, noch 400 ... die Boote wälzten sich durch fast mannshohe Wogen vorwärts. Nun wanderte der Vorhang des Sperrfeuers landeinwärts.

Als die ersten Sturmboote weniger als 400 Meter vom Ufer entfernt waren, begannen die deutschen Batterien, die man von den Bombenteppichen und der mörderischen Feuerglocke vernichtet glaubte, zu schießen. Ein Laut in all dem Lärm und Getöse klang den Männern deutlicher und erschreckender in den Ohren als jeder andere: das Prasseln von Maschinengewehrgeschossen auf dem stählernen, fischmaulartigen Bug ihrer Boote. Und dann kam ein Geschosshagel von den Werfern. Das deutsche Abwehrfeuer deckte sie ein. Es war die Stunde X – Angriffszeit.

Am ganzen sechseinhalb Kilometer langen *Omaha*-Strand – *Bloody Omaha* nannten sie ihn später – gingen die tiefenden, alles heldischen Glanzes baren Männer an Land.

Am stärksten war das Feuer von den felsigen Steilküsten an den beiden Flanken des halbmondförmigen Küstenstreifens *Omaha*: im Westabschnitt *Dog Green* und im Ostabschnitt *Fox Green*. Zur Absicherung der Zugänge nach Vierville und Colleville hatten die Deutschen hier besonders starke Verteidigungsstellungen ausgebaut. Schweres, konzentriertes Feuer erwartete die Angreifer auf *Omaha* überall. In diesen beiden Abschnitten aber war ihre Lage schlechthin hoffnungslos. Hier hatten die deutschen Kanoniere und Schützen die vollgeschlagenen, stampfenden und schlingernden Sturmboote als bequeme Zielscheiben direkt unter sich vor Augen.

Manche Boote suchten Landungsstellen, die unter weniger schwerem Beschuss lagen. Andere, die von ihrem vorgeschriebenen Landungsabschnitt nicht ablassen wollten, gerieten in so schweren Beschuss, dass die Männer lieber ins tiefe Wasser sprangen, wo sie von den deutschen MG-Schützen abgeschossen wurden.

Manch ein Landungsboot flog in die Luft. So geschah es auch in einer schreckerfüllten, flammendurchzuckten Sekunde mit einem Sturmboot knapp 300 Meter vor *Dog Green*. Leutnant Gearing und seine dreissig Leute wurden weithin ins Wasser geschleudert. Gearing kam einige Meter neben der Stelle, wo das Boot gesunken war, wieder an die Oberfläche. Der Neunzehnjährige zitterte am ganzen Leibe und hustete Wasser aus. Dann tauchten einige seiner Leute auf – ohne Helm, ohne Ausrüstung. Erst drei Stunden später gelang es ihnen, den Strand zu erreichen. Dort erfuhr der Leutnant, dass er als einziger Offizier seiner Kompanie am Leben geblieben war.

Am ganzen *Omaha*-Strand schwoll, als die Landungsboote ihre Laderampe herunterklappten, das Maschinengewehrfeuer schlagartig an. Am mörderischsten aber war es wiederum in den Abschnitten *Dog Green* und *Fox Green*. Am Ufer lagen zwischen Toten hilflose Verwundete im Wasser der einsetzenden Flut und schrien nach Sanitätern. Schon in den ersten Minuten des fürchterlichen Gemetzels im Abschnitt *Dog Green* fiel eine ganze Kompanie aus. Kaum einem Drittel der Leute gelang der blutige Weg vom Boot zum Strand. Ihre Offiziere waren gefallen, schwerverwundet oder vermisst. Waffenlos, schreckgelähmt, kauerten die Männer am Fuss der Klippen.

Bei *Omaha* ging alles schief. Viele Soldaten landeten in einem falschen Abschnitt, manche fast drei Kilometer vom richtigen entfernt. Die Unterwassersprengtrupps wurden weit auseinandergerissen und kamen Minuten zu spät an. Wo sie sich aber auch befanden – sie gingen sofort ans Werk. Allerdings konnten sie nicht mehr viel ausrichten. In der kurzen Zeit bis zum Eintreffen der folgen-

den Angriffswellen vermochten sie statt der geplanten sechzehn Fahrrinnen nur fünfeinhalb im Bereich der Unterwassersperren freizusprennen. Und ständig wurden sie bei ihrer Arbeit behindert; Infanteristen wateten zwischen ihnen an Land oder suchten hinter den Sperren, die gerade gesprengt werden sollten, Deckung, und Sturmboote drohten sie zu überfahren.

Ein amerikanischer Pionierfeldwebel sah ein vollbesetztes Sturmboot direkt auf die Sperren, mit denen er beschäftigt war, zukommen. Im nächsten Augenblick zerbarst es in einer donnernden Explosion. Körper und Körperteile flogen umher. «Dann», so erzählt der Feldwebel, «sahen wir auf dem Wasser, das mit brennendem Treibstoff bedeckt war, dunkle Punkte: Männer, die sich schwimmend zu retten suchten. Nur zwei von ihnen wurden gerettet. Sie hatten schwere Brandwunden erlitten, aber sie lebten.»

Es war 7 Uhr. Auf der Schlachtbank, die *Omaha* hiess, traf die zweite Angriffswelle ein. Es erging ihr nicht besser als der ersten. Wieder wateten die Männer im furchtbaren Abwehrfeuer an Land; der brennende Schiffsfriedhof wuchs und wuchs, und die Boote zahlten der hereinkommenden Flut einen schweren Zoll. Am Ufer türmten sich Waffen und Gerät aller Art.

Und überall auf dem Sand kleine Gruppen Verwundeter. So viele von ihnen lagen und sassen herum, dass die Sanitäter nicht wussten, bei wem sie anfangen sollten.

In dieses Chaos, dieses Durcheinander, dieses Stöhnen und Sterben hinein stiess die dritte Angriffswelle – und blieb stecken. Die Männer lagen Schulter an Schulter im Sand und auf dem Gestein, suchten Deckung hinter Sperren, hinter Gefallenen. Niedergehalten durch das feindliche Feuer, das sie ausgeschaltet geglaubt hatten, verwirrt durch ihre Landung in falschen Abschnitten, bestürzt über das Fehlen der erwarteten, deckunggebenden Bombenkrater, verstört durch Tod und Vernichtung ringsum, waren sie wie gelähmt.

Mit der Zeit aber wich dieser Bann von den Soldaten. Sie erkannten – erst einige, dann immer mehr –, dass ein Verweilen am Strand den Tod bedeutete. So standen sie auf und gingen vor.

Am 15 Kilometer entfernten *Utah*-Abschnitt war alles anders. Hier konnten die Männer der 4. amerikanischen Infanteriedivision sofort ausschwärmen und ins Innere des Landes vordringen. Die dritte Welle der Landungsboote war schon heran, und immer noch zeigte sich nur geringer Widerstand.

Dass alles so glatt ging, verdankte man zum grossen Teil dem Einsatz von

Amphibienpanzern. Einen zweiten Grund dafür, dass der Widerstand hier so schwach war, kannten nur Brigadegeneral Theodore Roosevelt und einige Offiziere. Durch einen glücklichen Zufall waren sie an einer falschen Stelle gelandet. Verwirrt durch den Rauch, den die Einschläge der Schiffsgeschütze erzeugten, und getrieben von einer starken Strömung, hatte ein einzelnes Leitboot die erste Sturmwelle zu einer Landungsstelle geführt, die mehr als 1'500 Meter zu weit südlich lag. Statt den besonders stark befestigten Strand anzugreifen, der den strategisch wichtigen, in den Absprungraum der 101. Luftlandedivision führenden Dammstrassen 3 und 4 gegenüberlag, legten die Sturmtruppen den ganzen Landekopf *Utah* gegenüber der Dammstrasse 2 an.

Roosevelt stand vor einer schweren Entscheidung. Sollte er die in Minutenabständen eintreffenden weiteren Angriffswellen – im Ganzen 30'000 Mann und 3'500 Fahrzeuge, denen wiederum die 9. und die 90. Division folgen sollten – ruhig in diesem verhältnismässig stillen Frontabschnitt landen lassen, von dem nur eine einzige Dammstrasse ins Innere führte, oder sollte er sie zu der richtigen Stelle umlenken, von der zwei Dammstrassen ausgingen? Wenn sich die Dammstrasse 2 nicht nehmen und halten liess, sass man mit einem Riesendurcheinander von Menschen und Material in der Falle. Nach einer Besprechung mit den Bataillonskommandeuren entschied er sich dafür, das Angriffsziel entsprechend der veränderten Lage zu wählen, also auf Dammstrasse 2 vorzustossen und deutsche Stellungen, auf die man traf, zu stürmen.

Jetzt musste man aber schnell handeln, bevor sich die Deutschen von dem ersten Schreck erholt hatten. Die 4. Division stiess sofort landeinwärts vor, und Roosevelt gab der Marine Anweisung, die nachfolgenden Truppen ebenfalls an seinen Landepunkt zu bringen.

Agenten hatten gemeldet, auf der *Pointe du Hoc*, einem dreissig Meter hohen, steilen Küstenvorsprung zwischen *Utah* und *Omaha*, liege eine starke deutsche Küstenbatterie, die nach rechts und links die ganze Küste bestreichen könne. Hier griffen 225 amerikanische Rangers unter Oberst Rudder an. Sie wurden heftig mit leichten Waffen beschossen. Auf dem schmalen Uferstreifen direkt unterhalb des Steilhangs fanden sie lediglich Deckung. Zwei Zerstörer überschütteten den Gipfel mit Granaten.

Nun folgte eine wilde, atemraubende Szene. Raketen mit Seilen und Strickleitern im Schlepp zischten den Felsen an der *Pointe du Hoc* empor. Granatwerfer und 4-cm-Maschinenkanonen betrommelten die Hangkante und rissen schwere Erdbrocken los. Sturmleitern, Seile und Handraketen hinter sich herzie-

hend, sprangen die Männer über den mit Granatlöchern besäten Strand. Von Zeit zu Zeit tauchten oben deutsche Soldaten auf, warfen Handgranaten hinunter und beschossen die Amerikaner mit Maschinenpistolen. Vor der Küste versuchten zwei Amphibienfahrzeuge mit ausgefahrenen Leitern, die man sich von der Londoner Feuerwehr ausgeborgt hatte, näher heranzukommen. Oben auf den Leitern standen Rangers und beschossen das hochliegende Hinterland mit Maschinenwaffen.

Die Angreifer gingen verbissen vor. Manche wollten nicht abwarten, bis die Enterhaken an den Seilen und Strickleitern gefasst hatten. Die Waffe umgehängt, hackten sie sich mit Messern Grifflöcher in den Hang und stiegen auf. Wie Fliegen hingen sie an der mächtigen Steilwand. Inzwischen hatten einige Enterhaken Halt gefunden, und andere Leute kletterten an den Seilen empor. Die Deutschen schnitten die Seile oben ab, und die Kletterer stürzten aufschreiend in die Tiefe.

Bald hing dennoch eine ganze Reihe von Seilen an der Hangkante. Deutsche MG-Schützen, die sich oben über die Felskante beugten, beschossen die Kletternden. Aber überall warfen sich jetzt Angreifer über die Felskante und duckten sich in Granatlöcher hinein. Die Gipfelfläche sah mit ihren Kratern wie eine Mondlandschaft aus.

Oberst Rudder hatte in einer Felshöhle bereits einen Gefechtsstand bezogen, seinen ersten in Frankreich. Über Funk meldete er: «Alle Mann sind oben.» Das stimmte allerdings nicht ganz. Am Fuss des Felsens beugte sich der Bataillonsarzt über die Toten und Sterbenden – etwa 25 Mann. Das Abwehrfeuer setzte wieder ein. Die Sturmabteilung schrumpfte von Minute zu Minute zusammen. Am Ende dieses langen Tages waren von den 225 Mann nur noch 90 kampffähig.

Das schlimmste aber: Der heldenhafte Sturmangriff erwies sich als völlig überflüssig. Die Batterien, die man zum Schweigen bringen sollte, waren überhaupt nicht vorhanden. Als die Rangers oben in die zerschossenen Bunker eindrangen, fanden sie alle leer. Die Deutschen waren nicht dazu gekommen, Geschütze einzubauen.

Jetzt griffen die Engländer und Kanadier ihre Landestellen *Sword*, *Juno* und *Gold* an. Auf fast 25 Kilometer Länge – von der Orne-mündung westwärts bis Le Hamel – lag Landungsboot an Landungsboot und spie Soldaten aus. Auch hier war das Ufergewässer bald ein einziger Schiffsfriedhof, auf dem sich verlassene Sturmboote aufeinandertürmten. Überall am Ufer sah man gestrandete und brennende Boote, bizarr verbogene Metallmassen, in Flammen gehüllte Panzer und Planiertrauben.

Im Allgemeinen aber fanden die Engländer und Kanadier weniger Widerstand als die Amerikaner in *Omaha*. Da ihre Angriffszeit später lag, blieb der englischen Flotte mehr Zeit, die Küstenbatterien zu zerschlagen. Truppenteil auf Truppenteil gelangte ans Ufer. Die Engländer drangen hier tiefer in das Hinterland ein als die anderen Invasionstruppen, doch konnten sie ihr Hauptangriffsziel, Caen, nicht erobern. Die Einnahme dieser wichtigen Stadt wurde ihnen noch fünf Wochen lang von der tapferen deutschen 21. Panzerdivision streitig gemacht.

Berchtesgaden lag still und friedlich in der Morgendämmerung. Auch oben auf dem Obersalzberg herrschte tiefe Stille. Einige Kilometer davon entfernt sass Generaloberst Jodl, der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, über den in der Nacht eingegangenen Berichten aus der Normandie. Für ernst hielt er die Lage noch nicht. Da rief General Warlimont an, sein Stellvertreter. «Rundstedt bittet um die Freigabe der Panzerreserven. Er will sie so schnell wie möglich an die Invasionsfront werfen», sagte er.

Jodl überlegte. «Ist denn das alles schon so sicher?» fragte er dann. «Ich für meinen Teil bin durchaus nicht sicher, dass das die Invasion ist.»

Dann erklärte er: «Nein, der Zeitpunkt für eine Freigabe der Panzerreserven ist meines Erachtens noch nicht gekommen. Wir müssen abwarten, bis sich die Lage geklärt hat.» Warlimont war entsetzt, dass Jodl die Hitlersche Anweisung über die Freigabe der Panzer so wörtlich nahm.

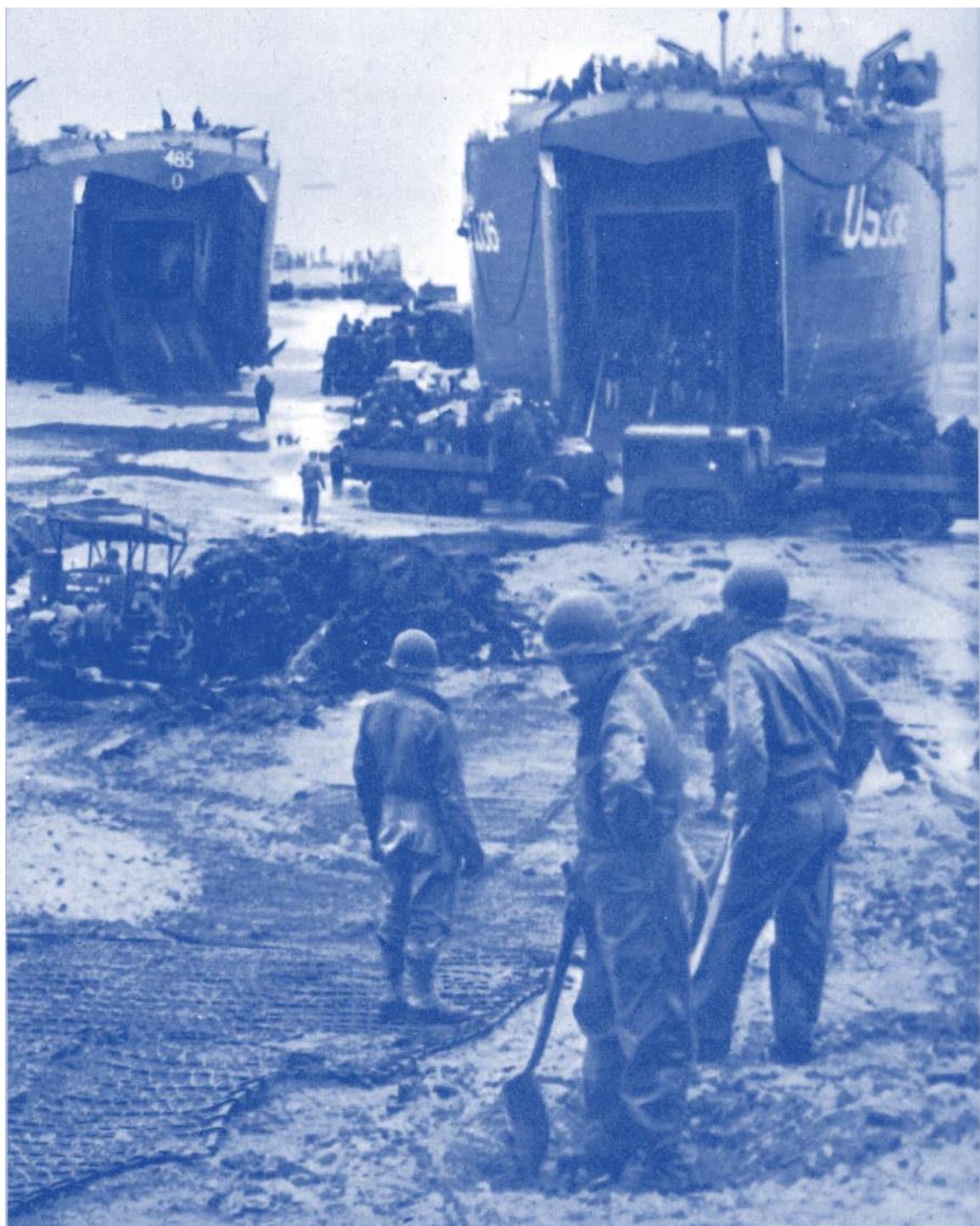
Das letzte Wort lag nun bei dem unberechenbaren Hitler. Seine Entscheidung sollte erst achteinhalb Stunden später fallen – zu spät angesichts einer Invasion, deren Abwehr ganz von Schlagkraft und Schnelligkeit der Verteidiger abhing.

Der Mann, der eine solche Lage vorausgeahnt hatte und darüber mit Hitler sprechen wollte, war in diesem Augenblick nur ein paar Fahrtstunden von Berchtesgaden entfernt: Generalfeldmarschall Erwin Rommel. Er befand sich auf Urlaub in Herrlingen bei Ulm. Es war jetzt 7.30 Uhr. In dem mit pedantischer Sorgfalt geführten Kriegstagebuch der Heeresgruppe B ist aus keiner Eintragung ersichtlich, dass Rommel zu diesem Zeitpunkt auch nur mit einem Wort über die Landungen in der Normandie informiert gewesen wäre.

Im Hauptquartier des Oberbefehlshabers West bei Paris rief Jodls Bescheid allgemeine Bestürzung hervor. Der Chef der Führungsabteilung, Oberst Zimmermann, erzählt, Rundstedt habe getobt. Auch Zimmermann selbst wollte es einfach nicht glauben. Schon drei Stunden zuvor hatte er dem Offizier vom Dienst beim Oberkommando der Wehrmacht, Oberstleutnant Friedel, mitgeteilt,

Aus den riesigen Mühlern spezieller Landungsschiffe quillt der Nachschub für die alliierten Truppen in Frankreich





dass man die beiden Panzerdivisionen alarmiert habe. Dagegen waren keinerlei Einwände erhoben worden. Jetzt rief Zimmermann noch einmal beim OKW an, diesmal beim Chef des Heeresführungsstabes, Generalmajor Freiherr von Buttlar. Die Reaktion war äusserst unfreundlich; Buttlar hatte offenbar von Jodl sein Stichwort bekommen. «Die Divisionen unterstehen direkt dem OKW!» schrie er wütend. «Ohne unsere Zustimmung durften Sie sie nicht alarmieren! Halten Sie sie sofort an! Unternehmen Sie nichts, bevor die Entscheidung des Führers vorliegt.»

Den nächsten Schritt hätte Rundstedt tun müssen. Als Generalfeldmarschall durfte er Hitler selber anrufen. Aber der alte Aristokrat tat es nicht, weder in diesem Augenblick noch zu einer anderen Stunde am Invasionstag. Nicht einmal die Bedeutung der Stunde konnte ihn dazu bringen, mit dem Mann zu verhandeln, der für ihn «dieser böhmische Gefreite» war.

Und noch immer – obwohl die Invasion nun schon seit siebeneinhalb Stunden im Gange war – hatte man bei Rundstedts und Rommels Stäben keine genaue Vorstellung von dem Ausmass der Angriffe, denn das Nachrichtennetz längs der gesamten Invasionsfront war zum grossen Teil lahmgelegt. Die Fallschirmjäger hatten ganze Arbeit getan.

Eines aber wurde immer deutlicher: der Angriff schien sich auf den Raum zwischen der Halbinsel Cotentin und der Orne mündung zu konzentrieren. In den Frühberichten beider Stäbe wird jedoch übereinstimmend festgestellt, dass sich noch nicht erkennen lasse, ob es sich um ein grossangelegtes Täuschungsmanöver oder um die Invasion selber handle. Die Generäle suchten immer noch nach dem Schwerpunkt der Angriffe. Jeder Landser an der Invasionsküste hätte ihnen darüber Bescheid geben können.

Major Pluskat lag an eine Hecke gepresst. Seitdem er seinen Beobachtungsbunker bei Sainte Honorine verlassen hatte, um sich zu seinem Gefechtsstand in Étreham zu begeben, lag er hier im Feuer ganzer Scharen von Tieffliegern, die schon seit nun anderthalb Stunden alles beschossen, was sich jenseits des *Omaha*-Strandes bewegte. Er war kaum wiederzuerkennen – das Gesicht zerschunden und geschwollen, die Uniform schwarz von Erde und Staub. Und bis Étreham waren es noch fünf Kilometer. Zuerst war Pluskat gelaufen, über Gräben gesprungen. Jetzt konnte er nur noch auf Händen und Knien kriechen. Er kroch an einem Bauernhaus vorbei. In der offenen Tür sassen seelenruhig zwei Frauen. Eine sah zu ihm hinüber und sagte gleichmütig: «Es ist schrecklich, nicht wahr?»

Beim Oberkommando der 7. Armee in Le Mans herrschte Hochstimmung. Es schien ganz so, als habe die kampferprobte 352. Infanteriedivision den feindli-

chen Landekopf im Raum Vierville-Colleville bereits zerschlagen. Man war so siegesgewiss, dass man ein Angebot der 15. Armee, Verstärkungen zu schicken, mit einem stolzen «Danke – brauchen wir nicht» ablehnte.

Auch in Rommels Hauptquartier – dem alten Schloss der Herzöge von Laroche-foucauld in La Roche-Guyon – war man optimistisch. Oberst Freyberg sagt, man habe unter dem Eindruck gestanden, dass die Alliierten bei Tagesende in die See zurückgeworfen sein würden.

General Eisenhower war die ganze Nacht in seinem Zimmer hin und her gewandert und hatte gespannt die einlaufenden Meldungen verfolgt. Jetzt, um 9.30 Uhr, erschien es kaum noch zweifelhaft, dass man in der Normandie Fuss gefasst hatte. Auch wenn die Landeköpfe noch schwach waren, brauchte er wohl kaum damit zu rechnen, dass er die für alle Fälle tags zuvor entworfene Meldung ausgeben müsse.

Sie lautete: «Unsern im Raum Cherbourg – Le Havre angesetzten Truppen ist es nicht gelungen, einen ausreichenden Landekopf zu bilden. Ich habe sie daher zurückgezogen. Mein Entschluss, dort und zu diesem Zeitpunkt anzugreifen, hatte sich auf die besten verfügbaren Informationen gestützt. Zu Lande, zu Wasser und in der Luft hat die Truppe alles getan, was Tapferkeit und Pflichtgefühl vermögen. Wenn von schuldhaftem Verfehlen gesprochen werden kann, ist es allein bei mir zu suchen.»

Stattdessen konnte um 9.33 Uhr eine ganz andere Meldung in die Welt gefunkt werden: «Unter dem Oberbefehl General Eisenhowers haben Flotteneinheiten der Alliierten, unterstützt von starken Luftstreitkräften, heute früh begonnen, alliierte Armeen an der Nordküste Frankreichs zu landen.»

Am frühen Vormittag klingelte bei Rommel in Herrlingen das Telefon. Anrufer war Generalleutnant Speidel, der Generalstabschef des Marschalls. Inhalt des Anrufs: ein umfassender Bericht über die Invasion – die erste Meldung von den Truppenlandungen, die Rommel erhielt. Er war tief betroffen.

Das war kein lokaler Vorstoss wie damals bei Dieppe. Das war «der lange Tag», von dem er einmal gesprochen hatte, der Tag, den er hatte kommen sehen. Der Realist in ihm erkannte sofort, dass das Spiel, auch wenn es noch monatelange Kämpfe gab, verloren war. Und gerade die Entscheidungsschlacht hatte der grosse deutsche Heerführer verpasst – Ironie des Schicksals.

Alles, was er nach Speidels Bericht hervorbrachte, war: «Wie dumm von mir! Wie dumm von mir!»

# Die Froschmänner der US-Marine

**Am** Strand bei Coronado, an der Küste von Südkalifornien, tummelt sich eine Schar sonnengebräunter junger Männer im Wasser. Sie springen immer wieder in die Brandung, tauchen weite Strecken und lassen sich von den Wogenkämmen an Land zurücktragen. Wenn die Brandung gefährlich hoch geht, so dass der Strand für die Allgemeinheit gesperrt wird – umso besser. Wie ein grossartiger Sport nimmt sich das aus. Tatsächlich aber machen diese Männer eine militärische Spezialausbildung durch. Es sind die Unterwasser-Sprengtrupps der amerikanischen Marine.

Im zweiten Weltkrieg waren diese «Froschmänner» eine streng geheime Einheit. Sie schwammen bei Landungsunternehmen voraus, ehe die Sturmtruppen ans Ufer gingen, und erkundeten das Fahrwasser. Vor allem aber räumten sie am Strand und im Flachwasser Tretminen und andere Hindernisse fort. Sie bewahrten Tausende von Soldaten vor dem Tod – und hatten selbst sehr hohe Verluste.

Im Herbst 1943 bei Tarawa, dem Hauptatoll der Gilbert-Inseln, bewies das Misslingen des ersten Angriffs, dass für solche Landungsoperationen Froschmänner nötig waren. Die Japaner hatten sämtliche Zufahrtswege zur Insel mit Reihen von «Igel» gespickt – Stahlschienen, die dicht unter der Wasseroberfläche einbetoniert waren und wie Stacheln nach allen Richtungen starrten. Als die amerikanischen Sturmboote auf den Strand zugruppierten, spiesste sich Boot nach Boot an diesen Igel auf. Die Marinesoldaten waren schutzlos dem MG-Feuer vom Ufer preisgegeben. Tarawa wurde schliesslich doch noch genommen, aber die Eroberer mussten zwischen den Leichen von Hunderten ihrer Kameraden an Land waten. Der Entschluss stand fest: Eine solche Katastrophe durfte nie wieder passieren.

Am 24. Juni 1945 lag ein Geschwader des 7. Landungskorps vor der Küste von Borneo, klar zum Angriff. Um 7.30 Uhr begannen die amerikanischen

Schiffsgeschütze mit dem Bombardement, und um acht Uhr legten sieben kleine Boote von den grossen Schiffen ab. Mit höchster Fahrt steuerten sie auf den Strand zu, jedes mit einigen Froschmännern an Bord. Die Männer trugen Unterwassermasken und Badehosen, und an den Füssen Gummiflossen. Japanische Artillerie nahm die Barkassen unter Feuer; drei wurden getroffen, aber keine fiel aus.

Fünfhundert Meter vor dem Ufer schwenkten die Boote ein, parallel zum Strand. Jedes warf ein Gummifloss aus und behielt es längsseits im Schlepp. Auf ein Signal wechselten die Froschmänner, je zwei und zwei, auf die Flösse hinüber. Dann glitt, alle fünfzig Meter, ein Schwimmerpaar ins Wasser und hielt aufs Ufer zu. Sie schwammen im Bruststil, der keine Spritzer verursacht und den Körper weniger dem feindlichen Feuer aussetzt als das Kraulen.

Die Männer liessen sich von der Dünung landwärts tragen, bis dicht vor die Hindernislinie. Sie bestand aus vier Reihen zehnzölliger, in den Korallengrund gerammter Eisenpfähle; zwischen den oberen Enden, gerade noch unter Wasser, war Stacheldraht gezogen.

Jedem Schwimmerpaar war ein Abschnitt von fünfzig Metern zugewiesen. Die Männer hatten Plexiglastafeln und Schreibstifte bei sich. Sie tauchten tief hinab, und wenn sie wieder nach oben kamen, skizzierten sie die Konstruktion der Sperren auf ihren Tafeln.

Nach der Erkundung schwammen die Tauchtrupps wieder auf die offene See hinaus. Die Boote kamen ihnen mit Höchsthfahrt entgegen, die Flösse im Schlepp. Ein Froschmann nach dem anderen wurde aus dem Wasser gezogen. Kurz darauf schon studierten, draussen auf den Schiffen, die Stabsoffiziere ihre Skizzen auf den Tafeln.

Als nächstes kam dann das Sprengen der Sperren. Wieder preschten die Barkassen auf das Ufer zu, aber dieses Mal wurde, wenn ein Schwimmerpaar über Bord glitt, auch noch ein schweres Bündel ins Wasser geworfen. Das war der Sprengstoff: einen Zentner schwer, in fünf Einzelpaketen verpackt, und jedes Paket hing an einer aufgepumpten Gummiblase. Die Schwimmer zogen ihre Bündel vorsichtig hinter sich her: Ein Granatsplitter konnte jetzt den Tod bedeuten.

An der Igelsperre gingen die Zweiergruppen rasch und systematisch an die Arbeit: Zwischen den Pfählenden verlegten sie eine Zündschnur, die innen eine durchlaufende «Seele» aus wasserunempfindlichem Sprengstoff hatte. Dann befestigten sie die Pakete am Fuss der Pfähle und verbanden jedes mit der Zündschnur. In dreissig Minuten verminten sie so eine 800 Meter lange Hindernisfront. Darauf schwammen alle wieder hinaus zu den Booten. Nur zwei «Spreng-

meister» blieben zurück, um den Zeitzünder anzubringen. Sie stellten ihn auf fünfzehn Minuten ein und hasteten den andern im Rekordtempo nach.

Und dann ging die Sperre hoch: 800 Meter Sand, Wasser und Pfähle flogen in die Luft.

Der Angriff fand am 1. Juli statt. Mit einem schweren Bombardement als Feuerschutz für die Sturmtruppen und mit Barkassen als Lotsen erreichte der Schwarm der Landungsfahrzeuge den Strand und nahm ihn.

Borneo war typisch für ein Dutzend grösserer Landungen, die von den Froschmännern vorbereitet und angeführt wurden. Bei der Wiedereroberung von Guam war das Haupthindernis ein Korallenriff, dreihundert Meter vor dem Ufer, ein Viertel bis einen Meter unter Wasser. Mit fünf Tonnen Explosivstoff sprengten die Froschmänner eine breite, sichere Durchfahrt in das Riff. Und als die ersten Marinesoldaten an Land gingen – einige verwundet, alle schwitzend und vor dem MG-Feuer zusammgedrückt –, da fanden sie im Sand eines jener Schilder, die in der US-Marine berühmt geworden sind. Darauf stand: «Marinesoldaten, willkommen in Guam. Strand offen dank Unterwasser-Sprengtrupps. Kantine und Kino zweite Strasse rechts.»

Die höchsten Verluste erlitten die Froschmänner bei der Landung der Alliierten in der Normandie. Der Strand ist dort breit und fällt ganz allmählich ab. Der Tidenhub beträgt fünfeinhalb Meter; wenn die Flut kommt, muss man schon in Trab fallen, um ihr vorauszubleiben. Im Watt zwischen den Hoch- und Niedrigwassermarken hatten die Deutschen drei Reihen Eisenpfähle eingerammt, mit Stacheldraht dazwischen. Sie erwarteten, mit Recht übrigens, dass die ersten Sturmboote bei Ebbe angesetzt werden würden. So konnten sie damit rechnen, dass hinter ihnen das rasch steigende Wasser die Sperren überflutete; dann würden die später nachgeschickten Boote festkommen, und die Voraustruppen am Strand waren damit abgeschnitten.

Die Landungsstellen in der Normandie durften von den Froschmännern nicht vorher erkundet werden; das hätte die Invasionspläne vorzeitig verraten. Allerdings war man über die Strandbefestigungen und -sperren genau informiert – durch Berichte von Angehörigen der französischen Widerstandsbewegung, durch Luftaufklärung und vor allem durch Spezialfotos, die man von U-Booten aus durchs Sehrohr aufgenommen hatte. Die Froschmänner arbeiteten sich deshalb bei der Invasion erst mit den Sturmtruppen landwärts; sie paddelten in Schlauchbooten durch die Brandung voraus. Das Feuer der deutschen 8,8-cm-Geschütze war mörderisch. Wenn eine Granate eines der sprengstoffbeladenen

Schlauchboote traf, blieb nichts mehr von ihm übrig. Die Boote, die durchkamen, erreichten das Watt, als die Flut begann. Vor ihr her eilten die Froschmänner zur ersten Sperre aus Pfählen und Stacheldraht. Der Sand um sie herum wurde von Granateinschlägen hochgewirbelt, und alle Augenblicke verschwand ein Mann mit seiner tödlichen Last. Trotzdem sprengten die Froschmänner in einem Abschnitt alle drei Sperren, Reihe für Reihe, in 45 Minuten. Bei dieser Landung wurden 41 Prozent von ihnen getötet oder verwundet.

Auch heute sind die Unterwasser-Sprengtruppen streng geheime Einheiten. Nur wenige Froschmänner wissen genau, für welche Art von amphibischen Operationen sie geschult werden. Aber sie wissen: Sollten je amerikanische Truppen den Befehl erhalten, irgendwo an einer feindlichen Küste die Landung zu erzwingen, dann müssen Männer da sein, die ihnen den Weg bahnen.

## Sonderbare Begegnung

Ich fand es sehr ernüchternd, als einige Wochen nach der erregenden Landung alliierter Truppen in der Normandie 1944 mein Bombergeschwader von England an die Küste der Lough-Foyle-Bucht in Nordirland verlegt wurde. Unsere Aufgabe – nächtliche Langstreckenpatrouillen zur Bekämpfung deutscher U-Boote – versprach eintönig zu werden; die Aussichten, ein U-Boot zu erwischen, waren schlecht.

Gleich nach unserer Ankunft mussten wir ständig alarmbereit sein; das hiess: halbangezogen schlafen, um innerhalb von dreissig Minuten startklar zu sein. Eines Nachts wurde ich gegen drei Uhr von der Ordonnanz wachgerüttelt: Der Feind hatte direkt vor unserer Tür einen Überfall gewagt. Nach fünf Minuten waren sechs gährende Männer – meine Leute und ich – zur Einsatzbesprechung versammelt, und zwanzig Minuten später flogen wir. Während ich die schwerfällige Wellington seewärts dirigierte, sah ich westlich von uns einen hellen Lichtblitz aufzucken, und gleich darauf den roten Feuerschein eines torpedierten, brennenden Schiffes. In rascher Folge wurden drei Schiffe hintereinander getroffen.

Mein einziger Gedanke war, den Angreifer zur Strecke zu bringen. Leider kam das U-Boot aber nicht hoch. Ein Fahrzeug der britischen Kriegsmarine nahm mit dem Schallortungsgerät seine Spur auf und verfolgte den Gegner, bis er in den neutralen Gewässern der Irischen Republik Zuflucht suchte – nahe der Mündung des Lough Swilly, eines langen Meeresarmes, der tief in die Grafschaft Donegal hineingreift. Zwar wurde das ganze Gebiet ständig von Aufklärern abgeflogen, aber das U-Boot griff immer wieder an. Und jedesmal entschlüpfte es uns in sein neutrales Versteck.

Ein paar Wochen später löste sich meine Mannschaft auf. Ich brauchte eine Zeitlang keine Patrouillen zu fliegen. So nahm ich zwei Tage Urlaub und fuhr nach Bunrana, einer Ortschaft am Ufer des Lough Swilly jenseits der irischen Grenze.

Natürlich war es gegen die Dienstvorschrift, als britischer Offizier ins neutrale Irland zu gehen. Aber fast alle im Grenzgebiet stationierten Soldaten taten es zuweilen – in Zivilkleidung und mit stillschweigender Duldung der Posten

auf beiden Seiten. In Irland war das Essen reichlich und nicht rationiert und der Alkohol billiger als bei uns.

Gleich nach meiner Ankunft in Bunrana ging ich in die Schankstube der Gastwirtschaft, um vor dem Abendessen noch etwas zu trinken. Die Stube war leer, bis auf einen blonden, pfeiferauchenden Mann, der eine Flasche Bier vor sich stehen hatte. Ich bestellte mir das gleiche und fing mit dem Gast ein Gespräch an. Man musste sich in Bunrana bei allem, was man sagte, sehr vorsehen: Wurde unsere Staatsangehörigkeit überprüft, konnten wir interniert werden. Deshalb war auch der Blonde vorsichtig, und wir vermieden es, von unseren Einheiten, vom Krieg oder sonst etwas zu sprechen, was möglicherweise zu Auseinandersetzungen geführt hätte.

Der Mann war liebenswürdig, klug und ein angenehmer Gesprächspartner; er hatte aber etwas undefinierbar Andersartiges an sich. Dass er kein Angehöriger der Royal Air Force war, spürte ich instinktiv, und ich konnte ihn mir auch nicht in der Marine oder im Heer vorstellen. Wir tranken zusammen mehrere Glas und unterhielten uns mit Pfeilwerfen. Die ganze Zeit jedoch grübelte ich darüber nach, wer er wohl sei.

Sein Englisch hatte den Klang, den man normalerweise mit den Begriffen Oxford und Cambridge verbindet, und seine Manieren waren die eines Gentlemans. Ich musterte seine Kleidung. Das Tweedjackett und die Flanellhose stammten von einem guten Schneider. Vielleicht bildete ich mir ja nur ein, dass keiner meiner Bekannten in England so etwas tragen würde. Aber was tat's? Er war ein guter Gesellschafter. Ich forderte ihn auf, mit mir gemeinsam zu Abend zu essen, und er war einverstanden.

«Übrigens», sagte ich, «wir haben uns noch nicht vorgestellt. John ist mein Name.»

Er zögerte eine Sekunde, ehe er mir die Hand reichte, und sagte dann, er heiße Charles.

Beim Essen stellte ich ihm einige Fangfragen, die er ganz ungezwungen beantwortete. Offenbar kannte er sich in der Londoner Innenstadt gut und in Oxford sogar noch besser aus. Was er von England wusste, schien jedoch älteren Datums zu sein, und meine Bemerkungen über die kriegsbedingten Veränderungen machten ihn nervös. Ich war inzwischen überzeugt, dass etwas mit ihm nicht stimme. Plötzlich kristallisierte sich mein undeutliches Gefühl zu der Idee: Das muss ein Deutscher sein.

Sowie mein Verstand diese Hürde hinter sich hatte, waren die weiteren Überlegungen einfach. Vielleicht gehörte er zum Stab der deutschen Gesandtschaft in Dublin. Aber was hatte er dann hier in Bunrana zu suchen?

Da fiel mir das U-Boot ein. Natürlich – so war es! Ein kleiner Botschaftsange-stellter, den man hergeschickt hatte, damit er Signale mit dem U-Boot austau-sche? Ein Mitglied der U-Boot-Mannschaft. Er konnte sogar der Kommandant des U-Bootes sein!

Mit einemmal bemerkte ich, dass Charles mich etwas eigentümlich ansah. Ich hatte nicht zugehört. «Verzeihung», sagte ich, «was sagten Sie eben, Karl?»

So grobes Geschütz hatte ich gar nicht auf fahren wollen; das deutsche «Karl» an Stelle des englischen «Charles» wirkte auf ihn aber wie ein Schlag. Ich muss ebenso verduzt ausgesehen haben wie mein Gegenüber und spürte, dass ich ihn ganz dumm angrinste. Etwas Besseres hätte ich kaum tun können, denn sein Gesicht bekam wieder eine natürliche Farbe, und er zwang sich zu einem Lächeln.

In möglichst beiläufigem Ton sagte ich: «War nur ein blöder Trick von mir. Entschuldigen Sie!»

«Schon gut. Sie haben's erraten», entgegnete er. «Was wollen Sie jetzt tun?»

Da ich keine Ahnung hatte, sagte ich gar nichts. Mein Zechgenosse fand seine Fassung schneller wieder, und noch bevor ich etwas Ordnung in meine Gedan-ken gebracht hatte, sagte er mit freundlichem Schmunzeln: «Jetzt geht mir ein Licht auf. Also auch Sie?!»

«Ja. Meine Lage ist nicht viel besser als Ihre. Man könnte uns beide internie-ren.»

Die Situation kam mir so komisch vor, dass ich auf lachte. «Sie sind der Kom-mandant von dem U-Boot da draussen im Lough, nehme ich an.»

Das erschütterte ihn nun doch sichtlich. «Wovon reden Sie eigentlich?» fragte er.

«Na, was denn sonst? Ich gehöre zu einer U-Boot-Abwehrstaffel, und wir sind seit Wochen auf der Jagd nach Ihnen.»

Er beruhigte sich wieder und sagte: «Sie haben völlig recht. Eigentlich tränke ich jetzt gerne noch etwas. Wie steht's mit Ihnen?»

Ich brauchte Zeit, um zu überlegen, was ich tun sollte. So schlenderte ich, während wir auf unser Bier warteten, zum Kamin, betrachtete das darüber hän-gende Bild und stopfte mir eine Pfeife. Sollte ich die Polizei rufen und Karl verhaften lassen? Wenn ich das täte, würde man meine Papiere sehen wollen, und dann kämen wir beide, er und ich, für die weitere Dauer des Krieges hinter Stacheldraht. Oder sollte ich mich auf den Standpunkt stellen, dass uns der neut-rale Boden Irlands, wie in alter Zeit die Kirchen, eine zeitweilige Immunität gab?

Angenommen, ich meldete der Polizei, wer er war, und wir beide würden daraufhin «kaltgestellt» – für mich wäre damit der Dienst fürs Vaterland zu Ende, während Karls Posten vom Rangnächsten übernommen würde. Und das U-Boot könnte seine Angriffe fortsetzen. So fasste ich den Entschluss – die Freiheit zu respektieren, die uns die irische Neutralität gewährte.

Ich drehte mich um und sagte zu Karl, es sei doch wohl sinnlos, wenn wir uns wie Katze und Hund gegenüberstünden, nur weil wir ein paar Kilometer von hier unter anderen Bedingungen versuchen würden, einander umzubringen. Er fand das auch.

Wir nahmen unsere Getränke nach draussen und setzten uns unter einer Kastanie auf eine Bank. Dort erfuhr ich, weshalb Karl so gut Englisch konnte: Sein Vater war Leiter des Londoner Büros einer deutschen Firma gewesen, und Karl hatte ein englisches Internat besucht und in Oxford studiert. Nach Deutschland war er erst ein Jahr vor Ausbruch des Krieges zurückgekehrt.

Ich fragte ihn, wie er hier an Land gekommen sei, worauf er mir erzählte, das U-Boot sei in der vergangenen Nacht aufgetaucht und zwei Mann seiner Besatzung hätten ihn in einem Schlauchboot an die Küste gepaddelt. Nach Mitternacht sollten sie zurückkommen, um ihn wieder abzuholen.

«Den Morgen habe ich damit verbracht, mit einer englischen Pfundnote, die ich als Andenken aufgehoben hatte, auf den Bauernhöfen Eier einzukaufen», sagte er. «Im U-Boot wird das Essen mit der Zeit recht langweilig, und frische Eier haben die Leute seit Monaten nicht mehr gesehen. Im Farnkraut dahinten an der Strasse liegt ein ganzes Hamsternest.»

Als es fast dunkel war, sagte Karl, er müsse jetzt losgehen. Ich begleitete ihn bis ans Ende des Ortes. Hinter dem letzten Haus blieb ich stehen.

«Hoffentlich kommen Sie durch, Karl.»

«Das hoffe ich auch», sagte er. «Und Ihnen wünsche ich das gleiche.»

«Dann laufen Sie mir lieber nicht mehr über den Weg», erwiderte ich. «Täte mir leid, wenn ich Sie hochgehen lassen müsste.»

«Keine Sorge», gab er zurück. «Dazu werden Sie keine Gelegenheit haben.» Und damit ging er langsam davon.

Ich stand da und lauschte mit gemischten Gefühlen dem knirschenden Laut seiner Tritte, der auf dem Kies der irischen Strasse immer leiser wurde.

## Aufstand in Warschau

*In diesem Bericht schildert der Oberbefehlshaber der polnischen Heimatarmee im Zweiten Weltkrieg, Graf Bor-Komorowski, wie am 1. August 1944 in der polnischen Hauptstadt der grosse Auf stand begann und wie er verlief. Dabei zeichnet der General sein Bild von den Ereignissen aus der relativ begrenzten Sicht am Schauplatz des Geschehens. Einige Zusammenhänge sind erst später völlig geklärt worden, als ein besserer Überblick möglich war.*

*So hat beispielsweise Stalin die polnische Erhebung offenbar nicht bewusst provoziert. Und bei den russischen Panzern, die sich Warschau genähert hatten und dadurch den Aufstand mit auslösten, handelte es sich nur um eine vorgeprellte Einheit – die dann auch prompt von deutschen Truppen abgeschnitten und aufgerieben wurde.*

*Erst Mitte August standen die Russen wirklich vor Warschau. Und tatsächlich kamen sie nun den Polen nicht zu Hilfe. Stalin wusste nämlich, dass die Erhebung sich zwar militärisch gegen die Deutschen, politisch aber gegen die Sowjetunion richtete. Die nationalbewussten Polen wollten ihre Hauptstadt selbst befreien und noch vor den Kommunisten von ihr Besitz ergreifen.*

*In seiner Bedingtheit und Unmittelbarkeit ist Bor-Komorowskis Bericht ein historisches Dokument.*

Polen, der Tag der Befreiung ist da! Polen, zu den Waffen! Macht jedes polnische Haus zur Festung! Zögert keinen Augenblick mehr!»

Diese direkte Aufforderung zum bewaffneten Aufstand in Polen, unterzeichnet von Sowjetkommissar Molotow und von Osobka-Morawski, dem Leiter des polnischen Nationalen Befreiungskomitees in Moskau, wurde Ende Juli 1944 über russische Sender verbreitet. Das konnte nur eines bedeuten: dass der Angriff der Roten Armee auf Warschau unmittelbar bevorstand. Denn ohne Unterstützung von aussen musste eine polnische Erhebung in einem Gemetzel enden, das dem russischen Vormarsch nichts nützte.

Am 30. Juli traf einer unserer Nachrichtenoffiziere bei Radosc, fünfzehn Kilometer vor Warschau, auf eine sowjetische Panzerkolonne – offenbar eine starke Vorhut. Er sprach mit den russischen Offizieren; sie rechneten jeden Tag damit, in Warschau einzurücken. Und aus Praga, der Vorstadt Warschaus auf dem Ostufer der Weichsel, berichteten unsere Beobachter, sie seien russischen Spähtrupps am Stadtrand begegnet. Im Vorort Legionowo verliessen die Deutschen fluchtartig ihre Unterkünfte; eine Einheit unserer Heimatarmee marschierte am helllichten Tage dort ein und beschlagnahmte Waffen und Vorräte, die zurückgeblieben waren.

Am 31. Juli meldete ein sowjetisches Kommuniqué, die Russen hätten den Befehlshaber der deutschen 73. Division, die Praga verteidigte, gefangengenommen. Am gleichen Tage erfuhren wir aus dem Londoner Rundfunk, Mikolajczyk, der Ministerpräsident unserer Exilregierung in London, sei nach Moskau abgereist. Das war die beste Nachricht. Denn Russland hatte im April 1943 die diplomatischen Beziehungen zu Polen abgebrochen, und seitdem war es uns nicht gelungen, diese Beziehungen wieder aufzunehmen, oder unsere militärischen Aktionen mit denen der Roten Armee zu koordinieren. Von Moskau aus, so hofften wir, konnte Mikolajczyk nun für eine Zusammenarbeit zwischen der Roten Armee und unserer Heimatarmee sorgen; und gleichzeitig würde der Aufstand in Warschau ihm helfen, zwischen unseren Regierungen wieder diplomatische Beziehungen herzustellen.

Am Nachmittag hörten wir, die Rote Armee habe begonnen, Warschau von Norden her zu umfassen. Im Nordosten kämpfte sie mit der deutschen Zweiten Armee, die über Warschau versorgt wurde. In Praga leistete nur noch die 73. Division Widerstand. Die Division «Hermann Göring» war in Marsch gesetzt worden, um die deutschen Streitkräfte in Praga zu unterstützen, aber der Hauptteil dieser Division musste erst noch durch Warschau hindurch.

Ich bat sofort den Beauftragten unserer Exilregierung, den stellvertretenden Ministerpräsidenten Jankowski, zu mir und setzte ihm die Lage auseinander.

Eine Aktion der Heimatarmee in Warschau würde zu diesem Zeitpunkt aus der deutschen Niederlage einen völligen Zusammenbruch machen. Sie konnte die Deutschen daran hindern, ihre 73. Division in Praga zu verstärken, konnte die Versorgungslinien der gesamten Warschauer Front abschneiden und dadurch den Russen helfen, die Stadt vom Osten, Nordosten und Norden her zu umklammern – womit sie offenbar gerade begonnen hatten.

Alles sprach jetzt für einen Aufstand. Obwohl die sowjetische Propaganda erkennen liess, dass Moskau unverzüglich eine militärische Aktion in Warschau

schau wünschte, war es uns allerdings noch nicht gelungen, Übereinstimmung mit dem Oberkommando der Roten Armee zu erzielen; ausserdem wussten wir noch nichts über das Ergebnis von Mikolajczyks Moskauer Mission.

In der Annahme, dass unser erster Angriff den Deutschen gleich die Kontrolle über Warschau entreissen würde, hatten wir nur soviel Waffen und Lebensmittel bereitstehen, dass wir uns vier oder fünf, im Höchsthalle sieben Tage halten konnten. Wir rechneten damit, dass unsere Verbündeten per Flugzeug Nachschub schicken würden, aber wir wussten nicht, in welchen Mengen. Soweit wir voraussehen konnten, hing der Erfolg unseres Aufstands davon ab, dass wir nicht zu früh angriffen: Die Rote Armee musste spätestens eine Woche nach unserem ersten Schlag in Warschau einmarschieren.

Jankowski hörte sich meine Überlegungen an und stellte den Offizieren des Stabes noch ein paar Fragen. Als er schliesslich ein Bild von der Lage hatte, sagte er: «Nun gut, fangen Sie an.»

Darauf befahl ich General Chrusciel, dem Befehlshaber der Warschauer Heimatarmee: «Morgen, pünktlich um 17 Uhr, beginnen Sie mit dem Unternehmen ‚Sturm‘ in Warschau!»

Nach vielen Überlegungen hatte ich fünf Uhr nachmittags als «Stunde Null» festgelegt. Um diese Zeit war der Stadtverkehr am dichtesten, und im allgemeinen Gewühl würden unsere Leute am wenigsten auffallen, wenn sie an ihre Plätze gingen. Andererseits standen uns damit nur wenige Stunden Tageslicht zur Verfügung, wenn wir die deutschen Stellungen vor Einbruch der Dunkelheit besetzen wollten.

Am nächsten Nachmittag, als ich zu einer geheimen Stabsbesprechung ging, begegnete ich in den Strassen Tausenden von jungen Männern und Frauen, die zu ihren Treffpunkten eilten. Viele trugen Soldatenstiefel, Windjacken und Rucksäcke, und fast jeder hatte eine Tasche, eine Aktenmappe oder ein dickes Paket unter dem Arm. Oft verbargen sie ihr Gewehr oder ihre Maschinenpistole recht unzulänglich, und obwohl ich mir sagte, dass nur einem Eingeweihten diese Dinge auffallen würden, konnte ich doch ein Gefühl der Besorgnis nicht unterdrücken. Auf Schritt und Tritt sah ich deutsche Streifen und Panzerwagen, die unablässig durch die Strassen patrouillierten.

Die Soldaten der Heimatarmee wirkten jedoch offenbar noch immer wie gewöhnliche Passanten, die in der Menge der andern nicht auffielen. Einzelnen oder in kleinen Gruppen bezogen sie ihre Posten – meistens strategisch gelegene Eckhäuser, von denen aus wir wichtige Strassenkreuzungen und Bahnhöfe, die Kasernen der Deutschen, Lagerhäuser und Fabriken unter Kontrolle bekommen

konnten. Diese wichtigen Ziele sollten gleich beim ersten Ansturm genommen werden.

Die Soldaten legten die weiss-rote Armbinde an, das erste sichtbare Zeichen einer polnischen Armee auf Warschauer Boden seit der Kapitulation am 27. September 1939. Fünf Jahre lang hatten sie auf diesen Augenblick gewartet. In wenigen Minuten würden sie keine Untergrund- und Widerstandsbewegung mehr sein, sondern endlich wieder eine reguläre Armee, die in aller Offenheit kämpft.

Punkt fünf Uhr wurden Tausende von Fenstern mit einem Schlag geöffnet, und von allen Seiten piffen Kugeln auf die deutschen Streifen und Marschkolonnen herunter. Die Zivilisten verliessen eilends die Strassen. Die Heimatarmee strömte aus ihren Stellungen und ging zum Angriff über. Innerhalb von fünfzehn Minuten war die ganze Stadt in den Kampf verwickelt. Der gesamte Verkehr kam zum Erliegen, Warschau war nicht mehr der Knotenpunkt des deutschen Nachschubs, sondern Frontgebiet.

In dem Vorort Wola jedoch, wo wir in einer Fabrik das Hauptquartier unseres Stabes aufgeschlagen hatten, brach das Gefecht unabsichtlich sogar eine dreiviertel Stunde früher aus. Dieser Bezirk von Fabriken, Mietshäusern und kleinen Läden spielte in unsern Plänen eine wichtige Rolle, weil wir hier die westliche Ausfallstrasse und die wichtigste Bahnlinie von und nach Warschau abriegeln konnten.

Ich war kurz nach vier in Wola eingetroffen und sah auf meinem Weg in die Fabrik nichts Ungewöhnliches. Die Frauen machten ihre Einkäufe, und deutsche Lastwagen ratterten über das Kopfsteinpflaster; deutsche Geschützbunker, Maschinengewehrnester, Stacheldrahtverhaue und Patrouillen beherrschten das Bild wie überall in der Stadt.

In der Fabrik wurde ich von einer bewaffneten Wache eingelassen. Leutnant Kamler, der Besitzer der Fabrik, meldete, dreiunddreissig Angehörige unseres Wachbataillons seien bereits im Gebäude, und weitere würden noch erwartet. Alle diese Männer waren Arbeiter der Fabrik, bewaffnet mit fünfzehn Gewehren, vierzig Handgranaten und sechs *filipinki* (Granaten von besonders starker Sprengkraft, die wir in unsern Geheimwerkstätten entwickelt hatten).

Ich war gerade in den zweiten Stock gegangen, wo sich mein Stab bereits versammelt hatte, als wir unten Gewehrschüsse hörten und gleich darauf eine Maschinengewehrsalve aus einem der nahen Bunker.

Ich eilte nach unten. Kamler erklärte mir, die Deutschen hätten in seiner Fabrik ein Uniformlager angelegt und seien eben mit einem Lastwagen vorgefahren, um einen Stapel abzuholen. Dabei waren sie auf einen unserer Wachtposten ge-

stossen. Als der deutsche Beifahrer einen bewaffneten Polen sah, hatte er sofort Feuer gegeben, aber nicht schnell genug, der polnische Wachtposten war ihm zuvorgekommen.

Nichtsdestoweniger hatten wir uns damit verraten. Es blieb uns also nur eines übrig: Wir mussten die Fabrikeingänge verbarrikadieren und uns so gut verteidigen, wie wir konnten – bis der Hauptkampf begann.

Die deutschen Streifen, durch das Schiessen aufmerksam geworden, griffen uns mit Maschinengewehren, Gewehren und Handgranaten an. Die Geschütz-bunker in zwei Nachbarstrassen belegten Front und Rückseite der Fabrik mit vernichtendem Feuer. Von einem gegenüberliegenden Haus schoss ein Maschinengewehr aus nur fünfzehn Meter Entfernung in unsere Fenster. Einer unserer Leute brachte es mit einer *filipinka* zum Schweigen. Die Deutschen versuchten sogar, die Fabrik über das Dach zu stürmen, und wir konnten den Vorstoss nur mit Mühe zurückschlagen.

Um fünf Uhr meldete Leutnant Kamler, dass durch die Ruinen des Gettos starke deutsche Einheiten anrückten. Mit den wenigen Männern und Waffen, die wir besaßen, hätten wir diesen neuen Ansturm nicht abwehren können. Aber nun hörten wir endlich, dass auch in der Stadt geschossen wurde. In ganz Warschau hatte die Schlacht begonnen; und die Deutschen, offenbar durch den allgemeinen Gefechtslärm beunruhigt, gaben es auf, unsere Fabrik anzugreifen.

Doch kein Entsatz für uns war in Sicht. Das Bataillon Kedyw, die Elitetruppe der Heimatarmee, sollte zwar dieses Viertel einnehmen, aber beide Strassen zu uns hin standen so sehr unter Maschinengewehrbeschluss, dass mir nicht klar war, wie sie uns erreichen sollten. Um sieben Uhr jedoch meldeten sich zwei Mann des Bataillons Kedyw bei mir, sie hatten sich durch die Wände der Dachgeschosse einen Weg gesprengt. Und eine halbe Stunde später rückte der Hauptteil des Bataillons ein. Jetzt waren die Deutschen auf dem Rückzug, und unsere Truppen gingen zu einem kräftigen Angriff über.

Gegen acht Uhr hörte ich laute Freudenschreie vom Dach. Ein Soldat kam herunter und bat mich aufgeregt nach oben. Dort empfing mich der diensthabende Beobachter mit dem Ruf:

«Die Fahne, Herr General! Die polnische Fahne!» Und er zeigte zur Stadtmitte.

Wir hatten einen weiten Blick auf die Hauptstadt und konnten den Rauch der Explosionen und das Aufblitzen der Gewehrschüsse im abendlichen Dunst deutlich erkennen. Vom Turm des höchsten Gebäudes von Warschau, dem sechzehnstöckigen Parlament, das die ganze Innenstadt beherrschte, wehte eine grosse, weissrote Fahne.

Als ich genauer hinsah, bemerkte ich, dass auch auf dem Rathausturm, der Postsparkasse und anderen grossen Gebäuden polnische Fahnen flatterten. Sie gaben als erste Bericht vom Verlauf der Kämpfe. An ihnen konnten unsere kämpfenden Truppen ihre Erfolge ablesen.

Der Feuerschein über der Stadt, der Rauch aus den brennenden Häusern, vielleicht auch die Fahne auf dem Parlament – all dies musste auch von den nahen Sowjettruppen bemerkt werden, dachte ich sofort. Wir hörten deutlich ihr Artilleriefeuer und die Antwort der schweren deutschen Geschütze auf dieser Seite der Weichsel.

Ich ging wieder zum Stab hinunter, um zwei Meldungen nach London aufzusetzen. Die erste lautete: «Wir haben den Kampf um Warschau am 1. August um 17 Uhr begonnen. Schickt unverzüglich Waffen und Munition, die in folgenden Planquadraten abzuwerfen sind ...» (Es folgte eine besondere Aufstellung.)

Der Text der zweiten Meldung war: «Angesichts der Tatsache, dass der Kampf um Warschau begonnen hat, ersuchen wir um sowjetische Hilfe durch einen sofortigen Angriff von aussen.»

Dann entwarf ich meinen ersten Aufruf an unsere Soldaten der Heimatarmee, die in Warschau kämpften. Er lautete:

«Soldaten von Warschau!

Heute habe ich den lange ersehnten Befehl erteilt, den Krieg gegen den langjährigen Feind Polens, die deutschen Eindringlinge, zu eröffnen. Nach einem fast fünf Jahre dauernden Untergrundkampf steht ihr heute dem Feind offen gegenüber, die Waffen in der Hand, um unserem Lande die Freiheit wiederzuerringen...»

Unglücklicherweise war unser Sender bei den Kämpfen beschädigt worden und funktionierte noch nicht wieder. Die Techniker hatten den ganzen Abend daran gearbeitet, aber vergeblich. Bis jetzt wusste die Aussenwelt nichts vom Kampf um Warschau.

Nachts fiel starker Regen und löschte die meisten Brände in der Stadt. Um drei Uhr früh war unser Sender immer noch ausser Betrieb; die Techniker konnten ihn ohne bestimmte Ersatzteile nicht reparieren, und die lagen in einem unserer Geheimdepots, 500 Meter entfernt. Zwei Mann meldeten sich freiwillig, um sie zu holen, aber keiner kehrte zurück. Später erfuhr ich, dass sie unterwegs erschossen worden waren. In der Morgendämmerung erbot sich schliesslich ein dritter, noch einen Versuch zu wagen. Er war eine halbe Stunde später wieder da, brachte triumphierend die Ersatzteile, und ehe es Mittag wurde, hatten unsere Funker Verbindung mit London und übermittelten unsere ersten Botschaften.

Allmählich liefen nun auch Berichte von unseren Truppen ein. Danach sah es so aus, als hätten wir – im Grossen und Ganzen – die Deutschen überrumpelt. Die Frage war jetzt, ob unsere Einheiten diesen Vorsprung auch am nächsten Tag halten konnten.

Nach unsern bisherigen Erfahrungen schienen die deutschen Panzerformationen uns nicht so gefährlich zu werden, wie wir es – ohne Panzerabwehrwaffen – befürchtet hatten. Die Deutschen hatten ein Massenaufgebot von Tiger-Panzern an strategischen Punkten der Stadt bereitgehalten, um den lange erwarteten, allgemeinen Aufstand in wenigen Stunden niederzuschlagen. Und um 17.15 Uhr beobachtete unser kommandierender Offizier am Unia-Lubelska-Platz, wie sich achtzehn 40 Tonnen schwere «Tiger» mit feuernden Maschinengewehren zum Mittelpunkt des Kampfes in Bewegung setzten. Seine Leute jedoch befolgten unerschütterlich ihre Befehle und blieben bis zum letzten Augenblick in Deckung. Dann sprengten sie die Panzerketten mit *filipinki*, während andere, aus Türen und Fenstern der Häuser heraus, die «Tiger» mit Brandflaschen bewarfen. In kurzer Zeit waren die achtzehn Panzer lahmgelegt.

Innerhalb von zwanzig Minuten hatte die ganze Stadt gemerkt, dass die Heimatarmee nunmehr im offenen Kampf stand, und von allen Seiten eilten die Leute herbei, um zu helfen. Dieser Ansturm war so gewaltig, dass von einer militärischen Aktion allein nicht mehr die Rede sein konnte. Der Kampf wurde mit der ganzen Leidenschaft eines wütenden Volksaufstandes geführt, aber unter der Kontrolle einer straffen militärischen Organisation.

Zweifellos war der Erfolg der ersten Stunden vielfach nicht zuletzt der ungestümen Mitwirkung der Bevölkerung zu verdanken, aber dieses Ungestüm hatte auch seine Nachteile. Denn Soldaten und Zivilisten waren kaum zu unterscheiden. Unsere Truppe trug keine Uniform, und wir konnten nicht verhindern, dass unausgebildete Zivilisten weiss-rote Armbinden anlegten. Nun nahmen sie sich, ebenso wie die Heimwehrgoldaten, Waffen von den Deutschen und verschwendeten oft auf einen einzigen deutschen Soldaten einen Hagel von Kugeln und Granaten. In jedem Bericht, der zu mir gelangte, wurde diese grosse Munitionsvergeudung beklagt.

Unsere Truppen waren noch immer in zahllose, kleine Kommandos zersplittert, die unabhängig voneinander operierten. Die Deutschen verteidigten erbittert alle Gebäude, in denen sie sich festgesetzt hatten. Ihre Streifen und Marschkolonnen, die auf der Strasse überrascht worden waren, bildeten kleinere oder grössere Gruppen und versuchten, sich zur nächsten Kaserne durchzuschlagen, oder hatten in Häusern und Luftschutzbunkern Zuflucht gesucht. Es war also noch völlig unmöglich, von einer Frontlinie zu sprechen.

Ausserdem behinderte das schwere Feuer an mehreren Stellen den Dienst unserer Kuriere so sehr, dass zwischen den verstreuten Einheiten keine rechte Verbindung zustande kam.

In der ersten Nacht hatten jedoch schon viele Warschauer die Wände zwischen ihren Kellern gesprengt, und durch dieses Labyrinth von verborgenen Durchgängen konnten am 2. August unsere Truppen Fühlung miteinander aufnehmen, Verstärkungen und Munition heranschaffen, die Verwundeten abtransportieren und einen regelmässigen Botendienst einrichten.

Die ersten Meldungen kamen vorwiegend aus dem Stadtzentrum. Die Heimatarmee hatte dort das Hauptpostamt, den Hauptbahnhof und die Gas- und Wasserwerke besetzt. Am Elektrizitätswerk dauerten die Kämpfe am Vormittag noch an. Wir mussten es unbedingt erobern; sowohl unsere Radioverbindung mit der Aussenwelt als auch unsere kleinen Munitionsfabriken waren von einer geregelten Stromversorgung abhängig. Wir hatten deshalb eine starke Heimwehrtruppe aus Arbeitern, Tedinikern und Ingenieuren des Werkes gebildet, die sich ganz auf dieses Ziel konzentrieren sollte. Seit Monaten glich es einer Frontfestung. Die Deutschen hatten das Werk mit Geschützbunkern umgeben und durch Stacheldrahtverhaue nicht nur aussen, sondern auch innen verbarrikadiert. Und erst kurz vor unserem Aufstand waren diese Anlagen verstärkt und die Besatzung verdoppelt worden. Aber schon am Mittag des ersten Tages hatten unsere Leute das Elektrizitätswerk fest in der Hand – nach einem neunzehnstündigen, verbissenen Gefecht.

Den ganzen Tag über regnete es. Am Vormittag brachten das Bataillon Kedyw und die Polnische Sozialistische Parteililiz die Besetzung des Wola-Bezirks zum Abschluss. Gegen Abend wurden die ersten Meldungen über Einzelerfolge durch Berichte von der Eroberung ganzer Stadtviertel ergänzt, und am Morgen des 3. August zeichnete sich ein Bild der Gesamtlage ab.

In einem vierzigstündigen Kampf hatten wir unser Ziel erreicht: Die Heimatarmee hatte zwei Drittel von Warschau in der Hand. In der Innenstadt gab es nur noch ein paar deutsche Widerstandsnester, im Gouverneurspalast, im Gestapohauptquartier. Unsere Heimatarmee war noch immer in der Offensive.

Am Morgen des 3. August begannen die Deutschen, um ihre Nachschublinien durch Warschau aufrechtzuerhalten, in Wola einen ersten Gegenangriff. Mehrere Gruppen von Panzern drangen, trotz unserer Gegenwehr, bis zum Kercelego-Platz vor – einige hundert Meter südlich von unserm Hauptquartier.

Dabei erbeutete das Bataillon Kedyw zwei Tigerpanzer, einen davon offensichtlich unbeschädigt. Für beide wurden sofort polnische Mannschaften gestellt, und als kurz darauf drei Wagenladungen Panzergranaten in unsere Hände fielen, hatten wir sogar genug Munition für sie. Die Kette des einen Panzers war jedoch durch *filipinki* zerstört worden. Da wir sie nicht reparieren konnten, setzten wir den Panzer nur noch als Geschütz ein. Er begann sofort mit der Beschiesung der Deutschen auf dem Kercelego-Platz. Inzwischen hisste seine Besatzung die polnische Standarte und malte unser Wahrzeichen auf den Turm: einen Anker aus den Buchstaben P und W, *Polska Walczy* – «Polen kämpft». Fünf Jahre lang hatten wir dieses Zeichen nur nachts und in aller Heimlichkeit an Warschauer Mauern gemalt, um der Zivilbevölkerung Lebenszeichen zu geben.

Leider brachte die Mannschaft des zweiten, unbeschädigten Tigers den Panzer nicht in Gang. Sie arbeitete verbissen, aber ohne Erfolg.

Da kam aus einer der Wohnungen ein typischer alter Arbeiter in einem schäbigen Overall. «Bis zum letzten Sonnabend», sagte er, «habe ich deutsche Panzer reparieren müssen. Geben Sie mir jetzt Gelegenheit, an einem von unsern zu arbeiten.»

Er hatte nur die Werkzeuge zur Verfügung, die sich im Panzer fanden, und er musste unter feindlichem Beschuss arbeiten, aber das störte den alten Monteur nicht. Ruhig vertiefte er sich in den Motor, während ihm die Soldaten aufgeregt zuschauten. Es dauerte eine Stunde, bis der Motor endlich ansprang. Der Alte lauschte mit der Miene eines erfahrenen Spezialisten, wischte sich mit ölverschmierter Hand den Schweiß von der Stirn, und jede Runzel seines Gesichtes lächelte. An Ort und Stelle, neben dem Panzer verlieh ich ihm das silberne Verdienstkreuz mit Schwertern.

Auf einer Inspektionsrunde durch den Wola-Abschnitt fand ich überall bei Soldaten und Zivilisten die beste Stimmung; nach fünf Jahren konnten sie endlich wieder frei atmen. Mitten im Donner der Geschütze hörte ich polnische Freiheitslieder. Um den Kercelego-Platz bauten Zivilisten eine Barrikade. Sie warfen Tische, Schränke, Sofas und Kommoden aus den Fenstern – beinahe ihre ganze Habe –, rissen das Pflaster auf und türmten die Steine übereinander.

Aus fast jedem Fenster hing inzwischen eine weiss-rote Fahne. Ich wunderte mich, in welchen Verstecken so viele polnische Fahnen fünf Jahre Besatzung überdauert haben mochten, bis ich bei näherem Hinsehen bemerkte, dass viele aus einem roten Kissenbezug und einem weissen Tischtuch zusammengenäht worden waren.

Ein Bataillonskommandeur bat mich in sein Quartier. Ich sollte mir die be-

denkliche Mitteilung eines Unteroffiziers anhören, der ein schweres Maschinengewehr bediente. Nur mit Mühe brachte der Mann seinen Bericht heraus: Sein Maschinengewehr hatte die Kreuzung der 600 Meter entfernten Powazkowska-Strasse im Schussfeld, als plötzlich eine Reihe von Zivilisten erschien und sich quer über die Strasse stellte. Zuerst dachte er, sie seien verrückt, doch dann entdeckte er durch den Feldstecher, dass sie an eine Leiter gebunden waren. Und die Deutschen marschierten nun so über die Kreuzung, dass sie sich hinter ihnen in Deckung befanden. Unserm Unteroffizier blieb trotzdem nichts anderes übrig, als Feuer zu geben.

«Es war bitter, Herr General, aber wir mussten. Wenn wir nicht geschossen hätten, würde morgen jeder Deutsche hinter einem polnischen Zivilisten daherkommen. Wir konnten einfach nichts anderes tun, nicht wahr?»

Im Hauptquartier lagen ähnliche Berichte vor. Auf der Poniatowski-Brücke griffen die Deutschen unsere Barrikade an, indem sie Zivilisten vor sich her stiessen. Die schweren deutschen «Tiger» verliessen sich nicht mehr auf ihre Panzerung, sondern wurden mit Scharen von Zivilisten umgeben, die ihnen als Deckung dienten.

Unsere Gruppenkommandeure, die solche Vorkommnisse meldeten, baten wiederholt, man möge Vergeltungsmassnahmen an deutschen Soldaten genehmigen. Wir hatten bereits mehr als tausend Gefangene. Ich wiederholte jedoch meinen früheren Befehl, niemanden ohne ordentliche Gerichtsverhandlung zu bestrafen. Ich hatte Grausamkeiten gegen Gefangene ausdrücklich verboten und jede Übertretung dieser Anordnung unter schwere Strafe gestellt.

Für diesen Standpunkt gab es zwei Gründe. Erstens wollten wir den Deutschen zeigen, dass wir eine reguläre Armee waren, die mit militärischer Disziplin kämpfte – und kein wilder Haufen von Aufständischen. Ich hatte den Kombattanten-Status für die Heimatarmee verlangt; daher mussten wir dem Feind gegenüber auch das Kriegsrecht einhalten. Zweitens, und das war ebenso wichtig, erwartete ich von unsern polnischen Soldaten Selbstachtung. Trotz der Heftigkeit, mit der wir kämpften, war die Disziplin gut; Fälle von Grausamkeit kamen auf unserer Seite äusserst selten vor und wurden sofort bestraft.

Bis zum 2. August hörten wir pausenloses Artilleriefeuer von der russischen Weichselseite. Es war nur wenige Kilometer entfernt, und niemand zweifelte daran, dass die Rote Armee in wenigen Tagen Warschau besetzen würde – rechtzeitig, ehe unsere Vorräte erschöpft waren.

Seit der Nacht des 1. August hatten sich allerdings keine Sowjetflugzeuge

mehr über Warschau sehen lassen. Wir schrieben das jedoch dem regnerischen Wetter zu, denn auch die deutsche Luftwaffe hatte ihre Tätigkeit über der Stadt eingestellt. Schwerer zu erklären war das völlige Schweigen des sowjetischen Rundfunks zum Thema Warschau. Die Schlacht ging buchstäblich vor den Augen der Russen vor sich; die Flammen in der Stadt und die polnischen Fahnen, die über ihr wehten, mussten für die nahen sowjetischen Stosstrupps deutlich erkennbar sein. Die BBC und einige neutrale Rundfunkstationen berichteten bereits über den Aufstand. Nur aus Moskau kam kein Wort.

In der Nacht vom 2. zum 3. August verstummte plötzlich auch die russische Artillerie, und dieses Schweigen war bedeutungsvoller als der Kampfeslärm in der Stadt. Nun wurde uns wirklich um die Fortdauer unseres Kampfes bange. Über die Verhandlungen unseres Ministerpräsidenten Mikolajczyk mit Molotow und Stalin hatten wir keinerlei Nachrichten.

Die Deutschen kannten offenbar unsere Sorgen und versuchten, sie auszunutzen. Sie warfen nachts Flugblätter über Warschau ab, die mit «Bor, Oberbefehlshaber der Heimatarmee» unterzeichnet waren und den treuen Söhnen Polens verkündeten, Mikolajczyks Gespräche in Moskau seien erfolglos geblieben; die Russen hätten ihm gegenüber eine drohende Haltung eingenommen. Ich fordere deshalb, so hiess es, alle polnischen Patrioten auf, den Kampf einzustellen und nach Hause zu gehen.

Weder diese Flugblätter noch die später abgeworfenen hatten irgendeine Wirkung: Die Fälschungen der Deutschen waren plump und leicht zu durchschauen. Einige Tage darauf meldete zum Beispiel ein solches Blatt – wieder in meinem Namen –, der Stab der Heimatarmee und das deutsche Wehrmachtskommando berieten über eine gemeinsame Aktion gegen Russland – eine Absurdität, die uns nur belustigte.

Am 3. August warfen um zwei Uhr nachmittags vierundzwanzig Junkersmaschinen, von einem Jagdgeschwader begleitet, Spreng- und Brandbomben auf Wola und das Stadtzentrum. Das war seit 1939 der erste deutsche Luftangriff auf Warschau. Um vier Uhr wurde der Angriff wiederholt. Immer betretener fragten wir uns nun, wo die sowjetischen Flieger blieben. Seit dem 24. Juli hatten sie fast jede Nacht deutsche Ziele in Warschau angegriffen; aber seit Beginn unseres Kampfes war kein einziges sowjetisches Flugzeug mehr erschienen.

Während des dritten vollen Gefechtstages, am 4. August, musste ich eine schwierige Entscheidung über die Verwendung unserer Munition treffen. Wir waren noch immer in der Offensive und bekamen die Stadt von Stunde zu Stun-

de fester in die Hand. Was wir erbeuteten, glich jedoch unseren Munitionsverbrauch nicht aus. Fast jeder Bericht von der Truppe betonte diesen Umstand.

Unsere Werkstätten waren zwar Tag und Nacht in Betrieb, und die Arbeiter vergrößerten sie sogar mit improvisierten Materialien und Werkzeugen. Aber ihre Produktion war viel zu gering. Wenn die Schlacht mit der bisherigen Intensität weiterging, musste unser Munitionsvorrat in vier bis fünf Tagen erschöpft sein. Ich konnte nicht mehr darauf rechnen, dass in dieser Zeit die Rote Armee in Warschau einmarschieren oder die sowjetische Luftwaffe uns genügend Nachschub bringen würde. Es war daher das klügste, die Kämpfe einzuschränken, um Munition zu sparen. Andererseits verdankten wir unsere Erfolge in erster Linie dem Kampfgeist unserer Truppen. Wenn ich den Enthusiasmus der Soldaten dämpfte, beraubte ich sie ihrer grössten Stärke.

Schweren Herzens unterzeichnete ich einen Befehl an alle Offiziere, mit Munition äusserst sparsam zu sein. Angriffe durften nur noch dann unternommen werden, wenn sie taktisch notwendig waren. Über Funk bat ich zugleich noch einmal dringend in London um Munition und Panzerabwehrwaffen.

Die britische RAF hatte die Heimatarmee seit drei Jahren versorgt, zuerst von England und dann von Süditalien aus. Sooft das Wetter es erlaubte, stiegen ihre Maschinen mit britischen oder polnischen Mannschaften auf und warfen Nachschub für uns über Polen ab – an vorher vereinbarten Stellen, die von unsern Soldaten bewacht wurden.

Dieser Versorgungsdienst arbeitete reibungslos nach einem sehr geschickten System. Die BBC kündigte die Versorgungsflüge an, indem sie im polnischen Programm bestimmte Melodien spielte. Eine Melodie bedeutete: «Heute nacht findet kein Flug statt»; eine andere: «Heute werden Waffen abgeworfen.» Dann folgte eine Melodie, die den Ort bezeichnete. Für jedes Zielgebiet war eine eigene Musik vereinbart. In klaren Nächten setzten Spezialmannschaften unsere Signallichter, sammelten die abgeworfenen Behälter und schafften sie in ihre Verstecke.

Natürlich hatten wir diese Hilfe bei unsern Vorbereitungen zum Unternehmen «Sturm» in Warschau einkalkuliert: Sobald unsere Truppen einen offenen Platz oder eine Grünanlage besetzten, wo Vorräte abgeworfen werden konnten, stellten wir dort Beobachtungsposten auf.

Am 4. August spielte das Radio in unserm Hauptquartier endlich die Melodie: «Heute nacht werden Waffen abgeworfen.» Die folgende Melodie bezeichnete einen entfernten Ort auf dem Lande, nicht in Warschau, was uns nicht wenig Sorgen machte. Kurz nach Mitternacht erschienen jedoch zwei einsame briti-

sche Maschinen über Warschau und warfen ganze zwölf Behälter ab. Für 40'000 kämpfende Soldaten war das gar nichts; aber schon diese zwei Flugzeuge besserten die allgemeine Stimmung merklich.

Glücklicherweise fehlte es nicht an Lebensmitteln. Wir hatten grosse Geheimlager angelegt, die unsere Soldaten zehn Tage lang ernähren konnten, und später erbeuteten wir in Stawki umfangreiche Vorräte der Deutschen.

Die Munitionsknappheit indessen liess uns keine Ruhe. Meine Anordnung, den Verbrauch einzuschränken, lähmte den Schwung unseres Kampfes, und die Deutschen versuchten nun ernstlich, uns die Initiative abzunehmen. Sie wollten unsere Stellungen durchbrechen und einen Zugang zur Weichsel freimachen.

Wir hatten die Brücken selbst noch nicht erobert, aber wir beherrschten das westliche Ufer und jede Strasse, die zu den Brücken führte. Hinter dieser Front war die westliche Hälfte der Stadt – ausgenommen einige kleine Gruppen eingekesselter Deutscher – fest in unserer Hand.

Die ersten deutschen Panzervorstösse konnten wir dadurch abwehren, dass wir auf wichtigen Strassenabschnitten Minen legten. Aber wir hatten nicht genug Minen. Unsere Truppen halfen sich, indem sie Zeichen aufs Pflaster malten und Tafeln aufstellten mit der Warnung: «Achtung Minen!» – in polnischer Sprache. An diesen Stellen kehrten die deutschen Panzer um und suchten sich eine andere Route. In einer Strasse stoppte sogar eine Panzerkolonne angesichts einer Bierflasche, die an weissen Schnüren zwischen zwei gegenüberliegenden Fenstern hing.

Eine Garnison der Heimatarmee am oberen Ende einer steilen Strasse besorgte sich alte Fässer und bemalte sie mit Leuchtfarbe. Als nachts deutsche Panzer angriffen, wurden diese leeren Fässer die Strasse hinabgerollt. Die Panzer blieben sofort stehen, wandten sich zum Rückzug und feuerten auf die verdächtigen, möglicherweise mit Sprengstoff gefüllten Objekte, die ihnen über das Pflaster entgegenrumpelten.

Unsere beiden erbeuteten Panzer waren inzwischen repariert. Sie wurden zu einem Angriff auf das ehemalige Getto eingesetzt, wo eine Gruppe von Deutschen sich seit dem ersten Abend der Schlacht gehalten hatte. Beim Anblick der beiden nahenden Panzer brachen sie in Freudenrufe aus; sie dachten, Entsatz sei gekommen. Doch der Anblick polnischer Soldaten in deutschen Panzern entmutigte sie völlig; unsere Leute eroberten die Stellungen, ohne einen Mann zu verlieren.

Unsere Lage in Wola wurde jedoch schwieriger. Vom frühen Morgen an bombardierte die deutsche Luftwaffe diesen Bezirk, schliesslich sogar ohne Jagdschutz. Dichter Rauch hüllte das ganze Viertel ein, und viele Obdachlose aus

den brennenden Häusern irrten mit ihren geretteten Habseligkeiten durch die Strassen.

Und noch immer erwähnte keine russische Rundfunkstation die Kämpfe in Warschau, noch immer kein Gefechtslärm jenseits der Weichsel, noch immer keine sowjetischen Flugzeuge über Warschau. Obwohl nur ein paar Sowjetjäger genügt hätten, die ungeschützten deutschen Bomber zu vertreiben.

Am 5. August schien sich die erste Verbindung mit der Roten Armee anzubahnen. Ein Fremder, der zwei Tage vorher im Mittelabschnitt aufgegriffen und vom Geheimdienst vernommen worden war, sagte aus, er sei russischer Offizier und stehe unter dem Befehl von Marschall Rokossowskij. Er hatte kein Beglaubigungsschreiben, aber einen Wehrpass, aus dem hervorging, dass Hauptmann Kalugin Offizier der Roten Armee war und zu einer sowjetischen Guerillatruppe gehörte, die im Rücken der deutschen Linien kämpfte.

Er berichtete, dass er und ein Begleiter am 15. Juli südöstlich von Warschau mit dem Fallschirm abgesprungen seien. Ihre Aufgabe war es, mit dem Leiter der Aufständischen-Bewegung in Warschau Fühlung zu nehmen. Sie hatten am 1. August die Hauptstadt betreten, einander jedoch während der Kämpfe verloren. Da sein Begleiter den Radiosender und die Kodezeichen hatte, konnte Kalugin seine Vorgesetzten nicht verständigen. Er bat, unser Radio benutzen zu dürfen, um dem Hauptquartier von Marschall Rokossowskij Meldung zu erstatten. Er bestätigte uns, dass die Sowjetarmeen in den nächsten Tagen auf Warschau vorrücken würden, bat um eine kurze Schilderung unserer Lage und schlug vor, General Chrusciel möge ihn eine Botschaft direkt an Stalin senden lassen.

Da ich nicht daran zweifelte, dass Ministerpräsident Mikolajczyk Stalin über die Vorgänge in Warschau auf dem laufenden hielt, konnte ich den Wert einer Bestätigung durch einen sowjetischen Offizier nicht hoch genug einschätzen. Ich gab daher Anweisung, Hauptmann Kalugin jede Information über die deutschen wie unsere Stellungen zu erteilen und seine Sendungen weiterzugeben.

Die über London an Stalin gesandte Botschaft enthielt die Bitte, an bestimmten Stellen Waffen für uns abzuwerfen, deutsche Truppenkonzentrationen durch Tiefflieger anzugreifen und die Flugplätze zu bombardieren. «Das tapfere Volk von Warschau hofft auf wirkungsvolle Hilfe in den nächsten Stunden.» Der Offizier unterzeichnete mit «Hauptmann Konstantin Kalugin von der Gruppe Czarny, Warschau». Aber die Sowjets antworteten nicht.

Am 6. August kam zum erstenmal das Wort «Ruhr» in unsern Berichten vor.

Ich selber und andere im Hauptquartier litten an dieser Erkrankung; aber es war natürlich ganz unmöglich, die nötige Diät zu halten.

Die Lage in Wola verschlechterte sich immer mehr. Die Deutschen kämpften jetzt verzweifelt, um diesen westlichen Zugang nach Warschau wieder zu öffnen.

Ihre Angriffsmethode war einfach: Bevor die Infanterie eine Strasse stürmte, wurde sie von der Luftwaffe gründlich bombardiert, und Artillerie, schwere Maschinengewehre und Panzer-Granatfeuer unterstützten den Angriff. Dieser maschierte Beschuss vertrieb unsere Truppen von den Barrikaden und aus den Häusern. So konnten die Deutschen mehrere Keile in unsere Stellungen treiben. Und Wola war ausserordentlich schwer zu verteidigen, weil es von grossen offenen Flächen, dem zerstörten Getto und den jüdischen und protestantischen Friedhöfen, umgeben war.

Am 6. August vertrieb heftiger Beschuss unsere Truppen von den Friedhöfen, und starke feindliche Panzerverbände besetzten aufs Neue den Kercelego-Platz, keine 500 Meter von unserm Hauptquartier. Dadurch geriet es in die Frontlinie der Schlacht, und nun mussten wir – abgesehen von der allgemeinen Gefährdung unserer Arbeit – unbedingt unsere Funkstation in Sicherheit bringen. Denn sie war unsere einzige Verbindung mit der Aussenwelt, die einzige Möglichkeit, das Sowjetkommando zu erreichen. Ich gab daher Anweisung, das Hauptquartier nach Stare Miasto, in die Warschauer Altstadt, zu verlegen.

Als wir die Fabrik verliessen, ging ich zum erstenmal durch das Getto. Bisher hatten wir seine Ruinen nur von fern gesehen. Im Jahre 1942 waren hier ungefähr 400'000 Juden eingepfercht gewesen, von der übrigen Welt durch eine hohe Mauer gänzlich abgeschlossen. Aus diesem riesigen Gefängnis verschickte man sie zu Tausenden – wie wir nach und nach erfuhren – in Vernichtungslager.

Trotz enormer Schwierigkeiten versuchte die Bevölkerung von Warschau, ihnen zu helfen. Der einzige Weg ins Getto ging durch die Abwasserkanäle. Besondere Hilfsorganisationen brachten auf Handkarren mit lautlosen Gummirädern mehrere Monate lang Lebensmittel, Medikamente und Waffen ins Getto. Einigen kräftigen jungen Männern glückte auf diese Weise sogar die Flucht; sie schlossen sich unsern Truppen an.

Im April 1943 wagten die Juden des Gettos einen Ausfall gegen die Deutschen. Sie kämpften mit ihren wenigen Waffen und mit Steinen, Keulen und Messern. Einundzwanzig Tage und Nächte behaupteten sie sich gegen eine Übermacht und kamen bis auf den letzten Mann um.

Jetzt war das Getto eine Ruinenwildnis, schweigend, tot und tief bedrückend.

Wir schritten im Gänsemarsch zwischen Schutthalden und fensterlosen, dachlosen Wänden hindurch. Es dauerte zwei Stunden, bis wir in der Altstadt wieder auf Leben stiessen.

Stare Miasto bestand aus hohen, schmalen Häusern, die fast alle im Mittelalter gebaut worden waren. Kirchen und Wohnhäuser standen dicht beieinander, und die oberen Stockwerke ragten über die engen Gassen vor. Dieses Viertel war bisher von Feuer und Bomben verschont geblieben. Jetzt verteidigte die Heimatarmee Stare Miasto bei der Staatsdruckerei am Weichselufer, beim Rathaus im Süden des Stadtkerns und bei der Bank von Polen an der Westseite. Unser neues Hauptquartier wurde am Krasinski-Platz aufgeschlagen, in einer Schule, aus der die Deutschen ein Lazarett gemacht hatten.

Hier war die Lage ausserordentlich ernst: Flüchtende Zivilisten trafen in immer grösseren Scharen ein, und militärische Einheiten zogen sich aus anderen Kampfabschnitten auf Stare Miasto zurück. Noch wurde die Ordnung aufrechterhalten, und die Flüchtlinge empfingen Essen und ärztliche Betreuung. Aber der Mangel an Munition war bedenklich.

Ich richtete erneut dringende Bitten um Munition und Hilfe aus der Luft nach London. Das polnische Programm der BBC brachte jedoch täglich die Melodie «Heute nacht kein Flug». Moskau gab keine Antwort, und zwischen Hauptmann Kalugin und Marschall Rokossowskij kam keine Verbindung zustande.

Am 8. August verlor die Heimatarmee den Stadtteil Wola.

Die Kampfweise der Deutschen änderte sich jetzt. In ungewöhnlich heftigen Angriffen, vorbereitet von pausenlosen Stuka-Einsätzen, Artillerie- und Panzerbeschuss, gelang es den Deutschen am 9. August, zwischen Stare Miasto und dem Stadtzentrum durchzubrechen und sich einen Weg zur Weichsel freizusprennen.

Sie sprengten diesen Weg buchstäblich mit Dynamit durch Mauern und Gebäude. Die Häuser zu beiden Seiten ihrer Route wurden niedergebrannt, die Fensterhöhlen und jedes Granatloch zugemauert, damit wir den Gegner nicht aus dem Hinterhalt beschiessen konnten. Schwere Panzer kontrollierten ununterbrochen die ganze Strecke. Diese Strasse schnitt jede Verbindung zwischen Stare Miasto und dem Stadtzentrum ab.

Als wir dergestalt isoliert waren, erhielt ich über London (es gab keine andere Möglichkeit der Verständigung) die Aufforderung, alle Einstiege der Abwasserkanäle in Stare Miasto öffnen zu lassen. Überall in der Stadt durchforschte unser Verbindungsdienst das Kanalisationsnetz, um den Kontakt zwischen den einzelnen Sektoren aufrechtzuerhalten.

Innerhalb dieser voneinander getrennten Abschnitte griff die Heimatarmee massive öffentliche Gebäude an, die von den Deutschen seit Langem für die Verteidigung ausgerüstet und bemannt worden waren. Sie ohne Artillerie zu erobern war ausserordentlich schwierig. Unsere Leute unterbanden zunächst die Zufuhr von Wasser, Gas und elektrischem Strom. Als die Deutschen versuchten, die belagerten Stützpunkte durch Panzerfahrzeuge mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen, mussten sie es mit schweren Verlusten bezahlen.

Dann wechselten sie die Taktik und versorgten ihre eingeschlossenen Truppen durch die Luft. Aber ihre Stützpunkte waren meistens so klein, dass diese Operationen äusserste Genauigkeit erforderten. Obwohl die Deutschen die Versorgungsbehälter oft nur aus zehn bis fünfzehn Meter Höhe abwarfen, geschah es nicht selten, dass Lebensmittel und Munition in unsere Hände fielen.

Inzwischen blieb der Himmel so frei von sowjetischen Fliegern, wie er es gewesen war, als die russischen Heere noch hinter der Wolga standen.

Am 11. August setzten die Deutschen zum ersten Male «Goliaths» ein, kleine Panzerwagen, die mit Sprengstoff beladen waren und elektrisch ferngesteuert wurden. Ein gewöhnlicher Panzer, meist ein «Tiger», dirigierte drei oder vier dieser Roboter. Wenn sie auf ein Hindernis stiessen, etwa eine Barrikade, explodierte ihre starke Ladung.

Unsere Soldaten hatten jedoch schnell heraus, wie man einen «Goliath» kapern konnte: Eine genau gezielte Handgranate, die den Kontrolldraht zerriss, brachte den Roboter zum Stehen. Dann wurde er in einem schnellen Ausfall eingeholt, und seine 500 Kilo Sprengstoff waren für uns eine wertvolle Beute.

Deutsche Hedkenschützen sickerten jetzt, als Flüchtlinge verkleidet, immer häufiger durch unsere Linien. Wir nannten sie «Tauben», weil sie durch kleine Löcher in Dächern und Giebeln zu feuern pflegten. Die Dachdecker von Stare Miasto, die sich dort oben auskannten, bildeten einen Spezialtrupp, der systematisch nach ihren Schlupflöchern suchte. Die «Tauben» waren ausgezeichnete Schützen und benutzten Zielfernrohre auf ihren Gewehren, um unsere Leute auf den Barrikaden aus dem Hinterhalt abzuschliessen.

Am Nachmittag des 11. August hörten wir auf dem Krasinski-Platz fröhlichen Lärm. Vom Fenster aus erblickte ich einen deutschen Panzer mit einer polnischen Flagge. «Wieder einer erbeutet», dachte ich mit Genugtuung. Alles drängte sich um den Panzer, der ein Spalier jubelnder Menschen durchfuhr.

Plötzlich wurde ich zurückgeschleudert, spürte eine heftige Erschütterung und sah einen Hagel von Mörtel und Glas auf uns niedergehen. Ich sprang sofort wieder zum Fenster und beobachtete, wie zwei Eckhäuser zusammensanken.

Nachdem der Staub verfliegen war, lagen Verwundete und Tote auf dem Platz, teilweise grausig verstümmelt. Einige waren auf Balkons und Dächer geschleudert worden; Hunderte waren verletzt, mehr als achtzig, darunter zahlreiche Kinder, getötet. Von dem Panzer blieb nicht eine Spur zurück. Das war unsere erste Begegnung mit einer Sprengfalle. Die Deutschen hatten den Panzer mit hochbrisanten Explosivstoffen gefüllt, mit einer Zeitzündung ausgerüstet und unbemannt vor unsere Stellungen rollen lassen.

Die Explosion brachte mir eine Kopfverletzung bei, die zu einer akuten Stirnhöhlenentzündung führte. Da eine Operation nicht möglich war und die Ärzte mir nur Betäubungsmittel empfehlen konnten, die ich meiner Pflichten wegen nicht nehmen durfte, dauerten meine Schmerzen an, solange ich in Warschau war.

An diesem 11. Tag hatte der wachsende Druck der schweren deutschen Waffen unsere Verteidiger von Stare Miasto an verschiedenen Stellen von den Bunkern vertrieben; aber wir hielten noch immer die wichtigsten Schlüsselstellungen. Das Elektrizitätswerk arbeitete noch; unser Rundfunkdienst war nicht unterbrochen. Moskau hüllte sich nach wie vor in Schweigen. Von der BBC kam jedoch die Melodie «Heute nacht wird geflogen»; dann folgte «Roter Gürtel» – und das hiess «Über Warschau».

Um Mitternacht tauchten die Maschinen auf. Sofort suchten deutsche Scheinwerfer den Himmel ab, und Flakgeschütze und schwere Maschinengewehre eröffneten das Feuer; aber die Flieger wichen nicht von ihrem Kurs. Fünfzehn Frauen unserer Miliz zündeten Sturmlampen an und bildeten damit ein grosses Leuchtkreuz. Die Maschinen – wir zählten sieben – gingen bis knapp über die Dächer hinunter und warfen ihre Ladung ab. Die ganze Stadt begrüßte sie jubelnd; die Menschen schrien, lachten und sangen vor Freude. Sie mussten allerdings tatenlos mitansehen, wie eine Maschine plötzlich einen feurigen Schweif nach sich zog und jenseits der Weichsel in Flammen aufging.

In der Stadt wütete der Kampf mit neuer Heftigkeit, denn einige Versorgungsbehälter waren zwischen die polnischen und deutschen Stellungen gefallen. Einer landete auf einem Sportplatz, keine fünfzig Meter vor dem Feind. Die Deutschen legten ein Maschinengewehr-Sperrfeuer um den Behälter, und erst am Morgen, nach drei erfolglosen Angriffen, konnten unsere Leute ihn wegschaffen.

Ein anderer Behälter fiel auf die Kuppel der St.-Alexander-Kirche, zweihundert Meter von der Wirtschaftsbank entfernt, in der die Deutschen sassen. Vier Freiwillige kletterten hinauf – und wurden abgeschossen. Dann stiegen andere von der Innenseite empor, durchstießen das Dach der Kuppel und holten den Behälter herein.

In den Nächten des 12. und 13. August wurden weitere Vorräte abgeworfen. Die britischen, südafrikanischen und polnischen Besatzungen der Transportflugzeuge führten ihre Aufgabe mit einer Unerschrockenheit und Geschicklichkeit aus, die uns mit Bewunderung erfüllte. Noch eine Maschine wurde abgeschossen und stürzte fünfzig Meter vor meinem Hauptquartier herunter. Zivilisten eilten sofort herbei, um die Flammen zu löschen, aber die Besatzung war schon tot. Unsere Leute konnten nur ein wenig beschädigtes schweres Maschinengewehr bergen. Noch in derselben Nacht wurde es gegen den Feind eingesetzt.

Insgesamt gelang es uns, 80 Prozent der Behälter aufzusammeln. Diese Hilfe unserer Verbündeten hob die allgemeine Stimmung sehr. Unsere Soldaten, die tagelang mit dahinschwindenden Munitionsvorräten haushalten mussten, waren nun merklich erleichtert. Ausser Munition hatten uns die Engländer auch Maschinepistolen und panzerbrechende Waffen geschickt. Durch diese Unterstützung konnten wir nicht nur unsern Verteidigungskampf fortsetzen, sondern endlich wieder auch selbst angreifen.

In zwei Tagen gelang es unsern Einheiten, mehrere isolierte deutsche Widerstandsnester auszuheben. Es war uns jedoch noch nicht möglich, zur Hauptoffensive überzugehen. Unser Nachrichtendienst meldete nämlich, dass frische deutsche Truppen heranmarschierten. Zweifellos machte der unselig langsame Vormarsch der Russen deutsche Kräfte frei, die nun gegen uns in den Kampf geworfen wurden.

Am 14. August brach Moskau endlich das Schweigen. Sowohl der sowjetische Rundfunk als auch die BBC brachten folgende Meldung der amtlichen sowjetischen Nachrichtenagentur TASS:

«In mehreren ausländischen Zeitungen sind kürzlich aus polnischen Quellen Berichte über einen Aufstand erschienen, der am 1. August in Warschau auf Veranlassung polnischer Emigranten in London ausgebrochen ist. Presse und Rundfunk der polnischen Exilregierung in London haben erklärt, die polnischen Insurgenten hätten Verbindung mit dem sowjetischen Oberkommando, aber das Oberkommando habe ihnen bisher keine Hilfe geleistet. Diese Erklärung beruht entweder auf einem Missverständnis, oder sie stellt eine Verleumdung des sowjetischen Oberkommandos dar.

TASS ist darüber informiert, dass die für den Warschauer Aufstand verantwortlichen polnischen Kreise in London keine Schritte unternommen haben, ihre Aktion mit dem sowjetischen Oberkommando abzustimmen. Deshalb tragen die polnischen Emigrantenkreise in London die alleinige Verantwortung für die Folgen der Ereignisse in Warschau.»

Diese Nachricht löste in Warschau allgemeine Bestürzung aus. Sie erregte bei den Einwohnern Unwillen, Furcht und Argwohn. Noch war der leidenschaftliche Aufruf aus Moskau in frischer Erinnerung: «Bürger von Warschau, zu den Waffen! Greift die Deutschen an! Zögert keinen Augenblick mehr!» Und ebenfalls noch frisch in Erinnerung waren die russischen Beschuldigungen, die Heimatarmee kollaboriere heimlich mit dem Feind, weil sie ihre Truppen in Warschau untätig warten lasse.

Die TASS-Meldung traf gleichzeitig mit der Nachricht ein, dass Mikolajczyk nach London zurückgekehrt sei. Über seine Gespräche mit Stalin und Molotow wurde jedoch nichts bekanntgegeben. Daraus schlossen wir, dass sie zu keiner Einigung zwischen den beiden Regierungen geführt hatten.

Im Hauptquartier standen wir vor der Tatsache, dass wir vorderhand keine sowjetische Hilfe, weder eine Versorgung noch Beistand aus der Luft, erwarten durften. Wir mussten Warschau ohne russische Unterstützung so lange halten, bis die Rote Armee ihren Vormarsch nach Deutschland wieder aufnahm. Die Frage war nur: Wann würde sie sich in Bewegung setzen?

Da die Offensive der Russen gegen die geschwächten und sich auflösenden deutschen Truppen in vollem Gange war, sah es so aus, als müsse ihr eigener Schwung sie bald nach Warschau bringen. Wir waren also gezwungen auszuhalten, bis sie kamen. Und da es zu unsicher war, sich auf die Versorgung durch unsere westlichen Alliierten zu verlassen, mussten wir uns so gut wie möglich selbst versorgen.

Die Deutschen beschossen uns jetzt mit Granaten schwersten Kalibers, die man normalerweise nur gegen Betonfestungen einsetzt. Da sie an den schwachen Mauern der Warschauer Häuser nicht immer kreperten, wurden sie für uns eine neue Munitionsquelle. Unsere Leute entschärften die Blindgänger und gewannen häufig aus einem einzigen über 600 Pfund Sprengstoff.

Freiwillige aus der Zivilbevölkerung trugen diesen Sprengstoff durch den feindlichen Beschuss zu unsern Werkstätten, wo aus allen möglichen Behältern Granaten angefertigt wurden. Unsere «Fabriken» bauten Granatwerfer aus Wasserrohren, Flammenwerfer aus Strassenhydranten und Wurfmaschinen aus Autoschläuchen. Diese Katapulte konnten benzinegefüllte Flaschen aus weiten Entfernungen zielsicher schleudern.

Nachdem das TASS-Kommuniqué die Lage geklärt hatte, trafen sich die Führer aller politischen Parteien im Hauptquartier und legten Pläne zur Erweiterung unserer Arbeit vor. Zwei Führer der Bauernpartei regten an, ich solle alle Untergrundtruppen der Heimatarmee aufrufen, der Hauptstadt zu Hilfe zu kommen.

Ich wusste zwar, dass unsere unzureichend bewaffneten Bauerntuppen die militärische Lage nicht wesentlich ändern würden; andererseits konnte uns eine wirksame Ablenkung im Rücken der Deutschen sicherlich eine Zeitlang entlasten, und Zeit war ein kostbarer Faktor. Ich rechnete ferner damit, dass die Truppen vom Land Waffen mitbringen würden, die sich möglicherweise in die Stadt schmuggeln liessen. Deshalb nahm ich den Vorschlag der Bauernpartei an und liess über den Londoner Rundfunk alle verfügbaren Einheiten aufrufen, auf dem schnellsten Wege nach Warschau zu rücken.

Zugleich bat ich über London die Bauern in der Umgebung von Warschau, sich ganz auf die Lebensmittelversorgung der Hauptstadt zu konzentrieren. Die Bauernpartei wollte sich um die Zufuhr kümmern. Denn mittlerweile wurden bei uns die Lebensmittel knapp – vor allem deshalb, weil die Vorräte schlecht verteilt waren. Der Mittelabschnitt besass Hülsenfrüchte, Mehl und Gerste, jedoch kein frisches Gemüse; die Vororte dagegen nichts als Gemüse. Ein Austausch zwischen den Bezirken war dringend notwendig, aber wegen der Barrikaden und der anhaltenden Kämpfe kam ein Wagenverkehr in den Strassen nicht in Frage.

Es wurden also freiwillige Transportkräfte aufgerufen, und in der Nacht bewegten sich die ersten Kolonnen von Männern und Frauen, mit schweren Säcken beladen, unter feindlichem Beschuss durch die Strassen, hinunter in Keller, unterirdische Gänge und Kanäle und brachten Lebensmittel, Medikamente und sogar Munition dorthin, wo sie am dringendsten gebraucht wurden. Jede der folgenden Nächte zogen diese Hilfstruppen nun in allen Richtungen durch Warschau. Der Verlust an Menschenleben war bei ihnen ebenso gross wie bei der kämpfenden Truppe, aber immer wieder standen neue Freiwillige bereit.

Die Offiziere der Heimatarmee in ganz Polen gehorchten meinem Befehl, der Hauptstadt zu Hilfe zu kommen. Sie stiessen jedoch auf Hindernisse.

Major Zegota, Kommandeur der 27. Infanteriedivision der Heimatarmee, die in Ostpolen unter sowjetischem Befehl kämpfte, gab meinen Aufruf ordnungsgemäss an seine russischen Vorgesetzten weiter und bat um die Genehmigung, nach Warschau zu marschieren. Zuerst war der russische Kommandeur einverstanden, aber dann wurden die polnischen Soldaten von Sowjettruppen umringt und entwaffnet.

Ähnliche Meldungen bekamen wir aus Lublin, Lwow und andern Gebieten, die unter der Kontrolle der Roten Armee standen: Alle Truppen der Heimatarmee, die nach Warschau marschieren wollten, wurden entwaffnet.

Erst nach der deutschen Kapitulation, im Mai 1945, sah ich in London den russischen Befehl zu dieser Massnahme. Eine telegrafische Verfügung gebot den Offizieren der Roten Armee, jede Bewegung unserer Heimatarmee in Richtung Warschau aufzuhalten; die Einheiten seien unverzüglich zu entwaffnen und einer anderen Verwendung zuzuführen. Dieser sowjetische Befehl sprach von der Heimatarmee als einer «polnischen Nationalistenarmee, die von der polnischen Exilregierung unterstützt wird».

Das TASS-Kommuniqué hatte für die Deutschen dieselbe Bedeutung wie für uns: Auch sie wussten nun, dass die Heimatarmee ihrem weit überlegenen Gegner allein gegenüberstand.

Am siebzehnten Tag der Schlacht wurde Warschau mit schweren Eisenbahngeschützen beschossen. Die Granaten waren zwei Meter lang; jede wog andert-halb Tonnen, und ihre Sprengwirkung war so stark, dass eine einzige einen ganzen Häuserblock zerstören konnte. Die Deutschen richteten die Kanonen mit äusserster Präzision auf strategisch wichtige Punkte, wo Bezirkskommandos und Radiosender untergebracht waren, und auf Lagerhäuser und Munitionsdepots, die wir ihnen abgenommen hatten.

Nachdem dieser massive Beschuss den ganzen Vormittag angedauert hatte, trat plötzlich eine Feuerpause ein, und deutsche Parlamentäre näherten sich mit einer weissen Fahne unsern Stellungen im Sächsischen Garten. Ein polnischer Offizier ging ihnen entgegen und empfing einen Brief mit der Unterschrift von General von dem Bach-Zelewski, dem Befehlshaber der deutschen Truppen in Warschau. Das Schreiben forderte uns zur Übergabe auf und versprach der Heimatarmee Kombattantenrechte in der Gefangenschaft. Falls wir das Angebot ablehnten, so hiess es, würden die Stadt und ihre Bewohner der Vernichtung anheimfallen. Aber dieser Brief liess keinen von uns auch nur einen Augenblick schwankend werden.

Nach den Regeln der Kriegskunst hätte jede militärische Einheit in unserer Lage kapituliert. Wir fürchteten jedoch auf Grund schlimmer Erfahrungen, dass die Übergabe an die Deutschen für unsere Soldaten und Zivilisten böse Folgen haben würde. Deshalb blieb uns nur eines übrig: trotz dem Ausbleiben der sowjetischen Hilfe weiterzukämpfen, bis die Rote Armee ihren Vormarsch wieder aufnahm. Wir beschlossen, den Brief des SS-Generals nicht zu beachten.

Wir konnten dem Feind auf andere Weise eine unmissverständliche Antwort geben: General Chrusciel unternahm eine Reihe von Angriffen auf isolierte deutsche Stützpunkte. Er begann mit dem Telegrafenamts im Mittelabschnitt. Dieses stattliche Gebäude, eines der grössten von Warschau, war seit Langem von unseren Truppen eingeschlossen. Die Besatzung hielt jedodi aus und belegte die angrenzenden Strassen mit ständigem Feuer.

Unser Vorstoss auf diese Festung wurde mit Hilfe eines alten Mannes erneuert, der sich zu den Waffen gemeldet hatte, aber zurückgewiesen werden musste, weil er schon über sechzig war. Der Alte blieb hartnäckig und machte auf eigene Faust weiter. Er war Telegrafentechniker gewesen und kannte das Gebäude in- und auswendig. Im Schutze der Nacht ging er allein ans Werk und grub einen Gang durch die Ruinenkeller. Nach zwei Wochen Arbeit hatte er hundert Meter geschafft und den Keller des Telegrafenamtes erreicht. Nun meldete er uns diesen Geheimeingang in die feindliche Festung, und General Chrus'ciel beschloss, Munition für einen Angriff freizugeben.

In der folgenden Nacht, um zwei Uhr morgens, drangen Soldaten der Heimatarmee durch den Tunnel ins Haus, wo die Deutschen jedes Stockwerk und jeden Gang verbarrikadiert hatten. Unsere Leute sprengten sich mit Handgranaten ihren Weg durch die Wände. Die Deutschen leisteten erbitterten Widerstand; sie kämpften um jedes Zimmer und jeden Gang. Erst nach zehn Stunden gaben sie sich geschlagen. Der Alte, der den Tunnel gegraben hatte, wurde im Kampf verwundet. Wir belohnten ihn mit einem Revolver und zehn Patronen.

In den nächsten Tagen gewann unsere Offensive im Stadtzentrum an Stosskraft und erzielte mehrere ähnliche Fortschritte. Wir eroberten vereinzelte deutsche Stützpunkte und erbeuteten wertvolle Munition. Der Hauptstreitmacht konnten wir jedoch nur wenig anhaben.

Am 19. August begannen die Deutschen einen konzentrierten Sturm auf Stare Miasto. Ein Befehl, den wir mehrere Tage später bei einem toten deutschen Offizier fanden, verriet uns, was der Feind für diese Offensive aufbot – gegen ganze 5'000 Soldaten der Heimatarmee, die zum grössten Teil nur mit behelfsmässigen Waffen ausgerüstet waren. Der Hauptschlag der Deutschen wurde von zehn Infanteriebataillonen geführt, unterstützt von zwei Pionierbataillonen, einer Tigerpanzer-Kompanie, zwanzig Feldgeschützen, fünfzig Goliaths, zwei Batterien mit 75-Millimeter- und einer Batterie mit 380-Millimeter-Kanonen, einem Zug Minenwerfer und einem Panzerzug. Zusätzlich warfen Stukas im Tiefflug ihre Bomben nach einem festen Plan ab – zuerst jede Stunde, später alle Viertelstunde.

Dieses Aufgebot wurde auf ein Gebiet konzentriert, das nicht mehr als einen Quadratkilometer umfasste. Durch Flüchtlinge war die Zahl der Bewohner in diesem Raum auf 200'000 angewachsen. Und die mittelalterlichen Häuser boten keinerlei Schutz gegen schwere Belagerungsartillerie. Sie fielen wie Kartenhäuser zusammen, begruben Tausende in den Kellern, und wenn sie Feuer fingen, brannten sie wie Zunder.

Nach wenigen Tagen wurde der Kampf um Stare Miasto zu einer harten Routine. Die Stuka-Angriffe und der Artilleriebeschuss dauerten gewöhnlich den ganzen Vormittag. Dann folgten Goliaths, um die Barrikaden zu sprengen, und unmittelbar hinter ihnen kamen schwere «Tiger», die aus nächster Nähe verheerend genau schossen.

Erst danach drang die feindliche Infanterie vor; und nun waren es meist Ruinen, die sie erstürmte. Unsere Leute liessen sie (um Munition zu sparen) dicht herankommen – oft bis in ein Haus hinein, und erst im letzten Augenblick eröffneten sie das Feuer und stellten sich zum Kampf Mann gegen Mann.

Am Abend hörten die Stuka-Angriffe auf und die Artillerie beendete ihr Feuer. Stare Miasto war so klein und die deutschen Stellungen lagen so nahe, dass ein nächtlicher Beschuss sie selber gefährdet hätte. Nun waren wir an der Reihe zu stürmen, und oft konnten wir wiedergewinnen, was wir tagsüber verloren hatten.

Eigentlich standen jedem Soldaten nach einem vierundzwanzigstündigen Fronteinsatz vierundzwanzig Stunden Ruhe zu. Aber der Gedanke an Ruhe war ebenso illusorisch wie der Unterschied zwischen Front und Nachhut. Im ganzen Viertel gab es keinen Punkt, der weiter als 500 Meter von der Feuerlinie entfernt lag. Wenn eine Gruppe abgelöst wurde, gingen die Männer lediglich 200 Meter zurück, legten sich irgendwo hin und waren sofort eingeschlafen.

Bei meinen Inspektionsgängen sah ich diese jungen Leute auf dem Pflaster liegen, zwischen Trümmern, in halbvernichteten Treppenhäusern – überall, wo sie Platz fanden. Sperrfeuer und der Lärm einstürzender Häuser konnten ihren Erschöpfungsschlaf nicht stören.

Aber auch während dieser vierundzwanzigstündigen «Ruhezeit» wurde jede Einheit mehrmals geweckt, um Brände zu löschen, denn Stare Miasto brannte unaufhörlich. Wir hatten 1'100 Häuser zu verteidigen, als der Angriff begann, aber schon in den ersten drei Tagen wurden 400 völlig vernichtet, und 300 weitere brannten aus.

Den Deutschen gelang es jetzt auch, Keile in unsere Linien vorzutreiben und zu halten. Mit jedem Tag wurde unser Gebiet kleiner, und die Fortsetzung des

Kampfes in Stare Miasto war nur möglich, weil wir durch die Abwasserkanäle etwas Hilfe aus Zoliborz und aus der Stadtmitte bekamen.

In ganz Warschau durchforschten jetzt Männer und Frauen die Abwasserkanäle, um unsere getrennten Stellungen miteinander zu verbinden. Die kleinsten Kanäle, die wir gerade noch benutzen konnten, waren neunzig Zentimeter hoch und sechzig breit. Glassplitter und andere scharfkantige Abfälle machten es unmöglich, auf Händen und Knien zu kriechen, denn die geringste Wunde hätte sofort zu einer tödlichen Blutvergiftung geführt. Man musste die Hände auf zwei kurze Stöcke stützen und sich sprungweise, wie ein Frosch, fortbewegen. Für eine dieser Strecken zwischen Stare Miasto und dem Zentrum brauchte man neun Stunden, obwohl die tatsächliche Entfernung nur anderthalb Kilometer betrug.

Andere Kanäle waren so gross, dass man fast aufrecht darin gehen konnte; sie hatten jedoch auch ihre Gefahren: In diesen Sammelkanälen für die Abwässer aus mehreren Bezirken stand das Wasser hoch und strömte ziemlich schnell. Man musste sich an Seilen festhalten, und jeden Augenblick konnte aus den Zuflussrohren ein plötzlicher Guss kommen, der den Hauptkanal füllte und die unterirdischen Wanderer davonschwemmte.

Mancher hat auf diese Weise in den Kanälen zwischen Stare Miasto und Zoliborz sein Leben eingebüsst. Beim ersten Waffentransport ertranken von sechzig Mann sechsunndreissig. Doch immer wieder fanden sich Freiwillige bereit, Waffen für die Verteidiger von Stare Miasto zu holen, und viele hatten Erfolg. Wenn diese Trupps die Ausstiegöffnungen erreichten, waren sie meistens so erschöpft, dass man sie herausheben musste.

Angesichts der wachsenden Bedeutung dieser Kanäle wurde der Verkehr in ihnen systematisch geregelt. Wachtposten standen an allen Schachteingängen. Unsere Pioniere legten Laufbretter in die Tunnel, befestigten Halteseile, bezeichneten Gefahrenpunkte und brachten Signallampen an. Wo es möglich war, errichteten sie Dämme, um die Flut der Abwässer zu regulieren. In engen Durchgängen gab es nur noch Einbahnverkehr, und besondere Patrouillen kamen denen zu Hilfe, die sich verirrt hatten.

London diente als Nachrichtenzentrale für unser unterirdisches Verkehrssystem. Es klingt unglaublich, dass wir nach London funken mussten, um uns mit jemandem zu verständigen, der wenige hundert Meter entfernt war. Aber wir hatten keinen Draht für Telefonleitungen, und unsere Kurzwellensender waren so schwach, dass sie nur von den Richtantennen einer starken Abhörstation zu empfangen waren. Deshalb wurden täglich Hunderte von Meldungen aus allen Bezirken Warschaus nach London gesendet und von dort nach Warschau zurückübermittelt.

So geschah es zum Beispiel, dass ein Erkundungstrupp sein Ziel nach neunzehn Stunden mühevoller Wanderung erreichte, aber den Schachtdeckel fest verschlossen fand. Mit äusserster Anstrengung kehrte ein Mann um und liess über London nach Warschau funken, man möge dieses bestimmte Einsteigeloch öffnen. Es geschah nach vielen Stunden, und die Leute wurden herausgehoben.

Doch mittlerweile war in Stare Miasto auch diese Funkverbindung bedroht. Am 25. August meldete unser Funkoffizier, drei der Sender seien durch Trümmerschutt derart beschädigt worden, dass man sie ni dit mehr reparieren könne; und der letzte arbeite sehr unregelmässig und drohe jeden Augenblick, ebenfalls zu versagen. Ohne zuverlässige Funkverbindung konnte ich aber meinen Pflichten als Befehlshaber der Heimatarmee in ganz Polen nicht mehr nachkommen – und vor allem nicht mit den Sowjets in Verbindung treten, wenn sie endlich ihren Vormarsch wieder aufnahmen. Ich musste also meinen Stab ins Stadtzentrum verlegen, wo unsere Sender noch arbeiteten, und bestimmte die Nacht des 27. August für unsern «Umzug».

Um elf Uhr abends machten wir uns auf den Weg. Der Zugang zu den Kanälen lag auf dem Krasinski-Platz, knapp zweihundert Meter vor den deutschen Stellungen und in Reichweite ihrer Geschütze und Maschinengewehre. Unser Trupp drückte sich im Gänsemarsch an schützenden Mauern entlang, und einer nach dem andern lief schnell zu den Sandsäcken hinüber, die den Einstieg verdeckten.

Es dauerte eine Stunde, bis sich der ganze Stab von vierzig Mann unten versammelt und angeseilt hatte. Da wir Einstiegöffnungen passieren mussten, die unter deutschen Stellungen lagen, durften wir auf dem ganzen Weg kein Licht brennen und mussten absolutes Schweigen bewahren. Der Gestank machte das Atmen zur Qual. Wenn jemand nicht mehr weiterkonnte, sollte er dreimal am Seil ziehen; dann würde unser Kanalführer anhalten. Alle Stunde war eine kurze Ruhepause vorgesehen. Wir hatten anderthalb Kilometer zu bewältigen. Wenn alles gut ging, würde unser Marsch nicht länger als fünf Stunden dauern. Nun, wir kamen ohne ernstere Zwischenfälle durch – verschmutzt, erschöpft, aber lebendig.

Auf den ersten Blick wirkte das Stadtzentrum wie eine andere Welt. Wir bestaunten unzerstörte Häuser, manche sogar noch mit Fensterscheiben. Das Strassenpflaster war nicht aufgebrochen, keine Kraterlandschaft. Und offenbar konnte man sich hier noch waschen. Es sah beinahe so aus, als herrsche Frieden in Warschau.

Von Kloakenwasser triefend, gingen wir ins Hauptquartier und wurden mit

dem grössten Luxus empfangen, den wir uns denken konnten: Es gab für jeden einen Eimer Wasser zum Waschen. Auch hier war das Wasser knapp; aber wenigstens die Leitungen in den Erdgeschossen liefen noch.

General Chrusciel schilderte mir die Lage in der Innenstadt. Der Nahrungsmangel wurde auch hier immer bedenklicher. Fast alle Bäckereien waren zerstört; das Brot reichte noch bis zum 8. September. Wegen der nervlichen Belastungen und aus Mangel an Milch konnten Mütter ihre Kinder nicht ernähren. Die Säuglingssterblichkeit war bestürzend hoch. Auch ältere Kinder starben in grosser Zahl. Typhus und andere Epidemien drohten. Die Ruhr breitete sich aus.

Eine Radiomeldung, dass die Sowjets sich weigerten, der amerikanischen Luftwaffe die Benutzung russischer Flugplätze zu gestatten, hatte im Volk tiefe Niedergeschlagenheit ausgelöst. Und die Nachrichten vom Kriegsschauplatz jenseits der Weichsel waren auch nicht ermutigend; sie sprachen nur von völliger Stille.

Als erstes mussten wir die 1'500 Verteidiger von Stare Miasto retten, die immer noch auf verlorenem Posten ausharrten. Am 30. August versuchten wir, durch einen gemeinsamen Angriff von beiden Seiten eine Bresche durch die feindliche Front zu schlagen. Aber er misslang. Es blieb also nur noch ein einziger Weg übrig – durch die Abwasserkanäle.

Das war eine der schwierigsten Entscheidungen, die ich in Warschau zu treffen hatte. Denn um eine solche Evakuierung auszuführen, mussten die Barrikaden von allen Verteidigern geräumt werden. Und sobald die Soldaten in den Kanälen waren, konnten sie nicht mehr zurück. Unter der Erde waren sie wehrlos, und ausserdem konnte es dem Gegner auffallen, dass so viele auf einmal in die Schächte stiegen. Ein paar hinuntergeworfene Gasbomben, eine Panik in den engen Tunneln – und nicht einer würde lebend ans Tageslicht kommen. Aber ich sah keine andere Möglichkeit.

Zum Glück schickten die Deutschen einen Parlamentär und schlugen eine Waffenruhe bis Mitternacht vor, damit sie ihre Toten bergen konnten. Der Rückzug durch die Abwasserkanäle musste also unverzüglich beginnen. Unsere Truppen räumten alle Stellungen, die sie bisher in Stare Miasto gehalten hatten. Einer nach dem andern, verschwanden 1'500 Soldaten im Kanalschacht des Krasinski-Platzes.

Die Verwundeten wurden getragen – unbegreiflich wie, aber es geschah. In den Kanälen bewegte sich der Heerzug langsam, doch ohne Aufenthalt vorwärts. Für Pausen war keine Zeit, man musste Platz machen für die nächsten, die noch an der Einsteigeöffnung warteten. Als die ersten längst das Stadtzentrum erreicht hatten, standen die letzten noch auf dem Krasinski-Platz. Viele Stunden war die

ganze unterirdische Strecke mit Menschen verstopft – darunter 500 Zivilisten und 100 deutsche Gefangene. Der letzte Soldat stieg um fünf Uhr morgens hinter, gerade noch vor Tagesanbruch.

Die völlige Stille hinter den Barrikaden änderte jedoch nichts an der deutschen Tagesordnung. Punkt sieben Uhr setzte ihr üblicher Sturm auf Stare Miasto ein: Artillerie, Goliaths, Panzer; jede Viertelstunde ein Stuka-Angriff, und schliesslich um Mittag die Infanterie. Als diese auf leere Stellungen stiess, befürchteten ihre Offiziere eine Kriegslist; sie liessen die Vortrupps haltmachen und zurückgehen. Zur gleichen Stunde tauchten die letzten Verteidiger von Stare Miasto im Stadtzentrum auf.

Seit dem 19. August hatten die Deutschen versucht, diesen Stadtteil im Sturm zu nehmen. Durch die opferbereite Beharrlichkeit seiner Bevölkerung und seiner Verteidiger hatten wir dreizehn Tage gewonnen. Und jeder errungene Tag brachte uns dem sowjetischen Vormarsch näher, der Warschau sicherlich retten würde.

Mein neues Hauptquartier befand sich in einem Gebäude, das nur dreihundert Meter von einem feindlichen Posten entfernt lag. Die Erfahrung hatte gelehrt, dass man nirgends so sicher war wie dicht an der Kampflinie. Die Deutschen wagten nicht, Ziele in unmittelbarer Nähe ihrer eigenen Stellungen zu beschies- sen oder zu bombardieren.

Nicht weit davon tagte der «Rat für Nationale Einheit», dem ich als Militärfachmann angehörte. Unter der ständigen Begleitmusik von Bomben und Granaten erörterten wir die Londoner Vorschläge, Kommunisten in die Regierung aufzunehmen. Von dieser Konzession an Russland versprach sich Ministerpräsident Mikolajczyk ein besseres Einverständnis mit unserm Nachbarn im Osten. Aber diese Frage forderte einen schweren Entschluss von uns. Denn über die allgemeine Haltung gegenüber den Kommunisten herrschte kein Zweifel: In Polen wurde die Kommunistische Partei nicht als eine Organisation betrachtet, die politische Anschauungen vertrat, sondern als Instrument einer ausländischen Macht. Es würde daher ein sehr unpopulärer Schritt sein, verschworene Kommunisten in die polnische Regierung zu berufen.

Der Rat diskutierte nicht darüber, ob es opportun sei, mit Kommunisten zu regieren oder nicht. Alle Mitglieder sahen die Notwendigkeit ein, mit der Sowjetunion zu einer Verständigung zu kommen und hierzu von unserer Seite Konzessionen zu machen. Aber dabei musste Polens Unabhängigkeit gewahrt bleiben: Nach fünfjährigem Kampf um eine unabhängige polnische Regierung waren wir auf keinen Fall gewillt, darauf zu verzichten.

Es wurde deshalb vor allem erörtert, ob wir schon jetzt neue Zugeständnisse



Auf stand in Warschau: Deutsche Sturmgeschütze im Kampf gegen die polnische Heimatarmee

Deutsche Soldaten hinter Warschauer Barrikaden



Polnische Parlamentäre kommen durch das Niemandsland, um die Kapitulation der Aufständischen anzubieten



Eine deutsche und eine polnische Abordnung besiegeln das Ende der Warschauer Erhebung



an Russland machen sollten (wie Mikolajczyk empfahl). Oder ob wir (wie die Sozialisten vorschlugen) zunächst die Sowjets auf fordern sollten, die diplomatischen Beziehungen zu erneuern, ehe wir ihnen weiter entgegenkamen.

Einige Mitglieder fürchteten, dass noch mehr Konzessionen zu diesem Zeitpunkt die Russen nur dazu anspornen würden, neue Forderungen zu stellen. Die erste Bedingung der Russen wäre wahrscheinlich die Anerkennung der Curzon-Linie als Grenze zwischen Polen und der Sowjetunion. Und das bedeutete den Verzicht auf fast die Hälfte unseres Landes.

Auf die Gefahr hin, den Rückhalt beim Volk zu verlieren, hatte die Londoner Exilregierung eingewilligt, über diese Teilung Polens zu verhandeln. Doch die Sowjets stellten nun tatsächlich eine neue Forderung: Sie seien nur willens, mit einer polnischen Regierung zusammenzuarbeiten, die der Sowjetunion «freundlich» gesinnt sei. Die derzeitige Regierung und die Heimatarmee aber seien «un-tätig» und kollaborierten mit den Deutschen.

Als Mikolajczyk sich bereit erklärte, auf jeden Mitarbeiter zu verzichten, der der Sowjetunion nicht genehm sei, stellten die Russen uns vor eine vollendete Tatsache: Sie gründeten in Moskau das kommunistische «Nationale Befreiungskomitee» (das später nach Lublin übersiedelte) und erkannten es in aller Form als die neue Regierung Polens an.

Jetzt forderte die Sowjetunion, wir sollten sofort Mitglieder dieses Komitees in den Warschauer «Rat für nationale Einheit» berufen; das sei die Voraussetzung zur Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen.

In den Diskussionen des Rates – die geführt wurden, während deutsche Panzer ganz in der Nähe eine Barrikade angriffen –, fragten wir uns: Kann die polnische Regierung Männer berufen, die russischen Befehlen gehorchen und auf polnischem Boden von der Roten Armee und der sowjetischen Geheimpolizei unterstützt werden? Kann sie das, ohne die Wiedergeburt der polnischen Unabhängigkeit zu verraten? Ausserdem: Wenn wir jetzt diese Zugeständnisse machen – was wird die Sowjetregierung künftig von uns verlangen?

Der «Rat für nationale Einheit» traf schliesslich die äusserste Entscheidung. Er stimmte einmütig dafür, Mikolajczyk bei diesem letzten Entgegenkommen zu unterstützen. Ein schnelles Eingehen auf die Forderungen der Sowjetregierung konnte vielleicht noch den grössten Teil Warschaus und das Leben seiner Verteidiger retten.

Leider wurden unsere Hoffnungen wieder zunichte gemacht. Auf die Zusage des Ministerpräsidenten antworteten die Russen mit einer neuen Forderung: Mikolajczyk müsse sein Kabinett so umbilden, dass jede der vier grossen politi-

schen Parteien Polens darin einen Sitz bekomme, die übrigen vierzehn Sitze aber an die Mitglieder des Lubliner Komitees fielen – an sowjetisch dirigierte Marionetten.

Ich hatte unterdessen natürlich nicht aufgehört, in England um Hilfe aus der Luft zu bitten, aber ich glaubte nicht mehr, dass sie kommen würde. Durch Artillerie- und Bombenangriffe waren fast alle unsere Lagerhäuser vernichtet worden. Nach dem 2. September gab es kein Brot mehr, und von unserm Munitionsvorrat blieben nur noch zwölf Patronen für jeden Soldaten. Glücklicherweise waren Handgranaten, die aus erbeuteten Sprengstoffen angefertigt wurden, weniger knapp.

Dann wurde am 4. September das Elektrizitätswerk vollständig zerstört. Das bedeutete: Unsere Radioverbindung zur Aussenwelt war unterbrochen, und die Munitionswerkstätten konnten nicht mehr arbeiten. Unsere Techniker machten jedoch ein paar Benzinmotoren ausfindig, mit denen sie die Dynamos in Betrieb setzten. Nach einigen Tagen war wieder genug Strom für die Radioapparate da, und auch die Werkstätten produzierten wieder Handgranaten, wenn auch in kleineren Mengen.

Die Leiden der Bevölkerung hatten nun fast die Grenze des Erträglichen erreicht. Seit fünf Wochen lebten und starben die Menschen in feuchten Kellern, die jetzt auch noch in Dunkelheit getaucht waren. Sie waren hager, hatten graue Gesichter, hohle Wangen und blutunterlaufene Augen. Hunger, Durst, das Fehlen jeglichen Komforts und jeder Hygiene und die ständige Gefahr hatten ihre Nerven aufs Äusserste angespannt.

Die Kampfmoral der Truppe war jedoch noch immer vorzüglich. Auf dem Gesicht jedes Soldaten sah ich die Erschöpfung, aber auch die unerschütterliche Bereitschaft, auszuharren und weiterzukämpfen. Allerdings gab ich mich keinen Illusionen hin: Der Munitionsmangel, unsere viel zu geringen Lebensmittelreserven und die berechtigte Mutlosigkeit der Zivilbevölkerung liessen keinen Zweifel daran, dass wir am Ende unserer Kräfte waren.

Nur ein Gedanke bestimmte mich noch dazu, die Kapitulation hinauszuzögern: dass nämlich der russische Vormarsch unvermeidlich weitergehen musste, in allernächster Zukunft, ja vielleicht schon morgen.

Am 5. September begannen die Deutschen mit einem konzentrierten Artillerie- und Luftangriff auf Powisle, unsere Stellung zwischen dem Zentrum und der Weichsel. Offensichtlich wollten sie durch unsere Linien zum Fluss vorstossen. Zwei Tage dauerte das Bombardement, und es verwandelte Powisle in die gleiche Hölle wie zuvor Stare Miasto.

Abends am 7. September gelang es unsern Leuten, den deutschen Vormarsch

an der Hauptverkehrsstrasse Nowy Swiat anzuhalten. Wir hatten Powisle einge-  
büsst, doch das Zentrum immer noch fest in Händen. Der feindliche Angriff war  
zum Stillstand gebracht.

Am 10. September hörte ich endlich den Ton, auf den ich einundvierzig Tage  
lang gewartet hatte: Jenseits der Weichsel dröhnte starke russische Artillerie.  
Zugleich erschienen sowjetische Flugzeuge über der Stadt.

Wir verbrachten die Nacht in einem Zustand hoher nervöser Spannung – in  
ständiger Angst, das Sperrfeuer auf dem andern Ufer würde wieder in Schwei-  
gen enden. Als es andauerte, stieg unsere Erregung. Nun konnte kein Zweifel  
mehr sein: Die grosse sowjetische Offensive hatte endlich begonnen, der Entsatz  
von Warschau stand unmittelbar bevor.

Damit war der Augenblick gekommen, wo die Rote Armee es zweckmässig  
finden musste, mit uns in Verbindung zu treten und militärisch zusammenzuar-  
beiten. Ich sandte daher an Marschall Rokossowskij – auf dem einzig möglichen  
Wege, über London – eine Botschaft mit unsern Vorschlägen. Zugleich wies ich  
General Chrusciel an, ab sofort Patrouillen bereitzuhalten, um einen direkten  
Kontakt mit dem Sowjetkommando herzustellen, sobald die Rote Armee die  
Weichsel erreicht hatte.

In Warschau waren Soldaten und Zivilisten gleichermassen in Hochstim-  
mung. Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit verschwanden im Nu. Ausge-  
mergelte Gestalten tauchten aus den Kellern auf und sangen und jubelten. Ent-  
behrungen, Hunger und Durst, die deutschen Kanonen, Panzer und Maschinen-  
gewehre – all dies verlor seine Schrecken, weil nun endlich die Befreiung nahe  
schien.

Ich persönlich war trotzdem noch sehr besorgt, denn die Deutschen verstärk-  
ten ihre Angriffe auf unsere letzten Brückenköpfe am Westufer, auf Zoliborz,  
Czerniakow und Mokotow. Ich wusste, wie verzweifelt die Lage unserer Trup-  
pen in diesen Stadtteilen aussah. Alle Berichte klagten über Hunger, Übermü-  
dung, Munitionsmangel. Wenn nur nicht unsere Kräfte gerade in dem Augen-  
blick zusammenbrachen, da das Ziel nahe war. Diese Brückenköpfe mussten wir  
unter allen Umständen halten, bis die Russen Praga eingenommen und die  
Weichsel erreicht hatten.

Die letzten unserer selbstgemachten Handgranaten und meine besten Reser-  
vetruppen schickte ich deshalb nach Czerniakow – auf einem langen und  
schwierigen Umweg durch die Abwasserkanäle. Und ich sandte neue Hilferufe  
nach London – ich wusste nicht mehr, zum wievielten Male – und flehte um  
Waffen und Munition. «Seit zwölf Tagen sind wir ohne Brot», fügte ich hinzu.

Die Antwort lautete, die Sowjets hätten sich entschlossen, den Amerikanern noch einmal die Benutzung russischer Flugplätze zu gestatten. In wenigen Tagen werde ein Versorgungskommando von ungefähr hundert Fliegenden Festungen nach Warschau unterwegs sein.

Ich hoffte nur, dass diese Hilfe nicht zu spät kam. Und ich durfte gar nicht daran denken, dass sie zwei Wochen früher Stare Miasto und Powisle gerettet hätte. Jetzt war tatsächlich jede Stunde wichtig.

Alles deutete auf einen guten Fortschritt der grossen Sowjetoffensive hin. Am 12. September nahmen russische Einheiten die Südflanke von Praga am östlichen Weichselufer, und ihre Artillerie beschoss die deutschen Stellungen auf unserer Flussseite.

Am 13. September kreisten sowjetische Maschinen über unserm Mittelabschnitt und kündigten mit Flugblättern Versuchsabwürfe von Verpflegung an. Die Ziele sollten durch Lichter in Form von Sternen gekennzeichnet werden. Bei Anbruch der Dunkelheit waren unsere Signaltruppen auf dem Posten, und tatsächlich traf die erste sowjetische Lufthilfe ein: Säcke voll amerikanischer Konserven und Gewehrmunition. Die meisten kamen jedoch ohne Fallschirme herunter, so dass die Behälter auf dem Boden zerbrachen.

Die sowjetischen Flugzeuge warfen nun in jeder folgenden Nacht Nachschub auf unsere erleuchteten Zielpunkte ab. Am 15. September erhielten wir zwei schwere Maschinengewehre, fünfzig Maschinenpistolen, elf Granatwerfer, fünfhundert Handgranaten und zahlreiche Säcke mit Gerste. Leider waren die Waffen arg mitgenommen, weil sie wieder ohne Fallschirme abgeworfen wurden; sogar Kugeln zerbrachen. Ausserdem hatte die Munition russische Kaliber und passte nicht in unsere Schusswaffen.

Die sowjetische Lufttaktik unterschied sich sehr von der unserer westlichen Verbündeten. Die Einsätze der britischen RAF hatten niemals länger als zwölf Minuten gedauert; die russischen dagegen erstreckten sich über die ganze Nacht, da sie aus vielen kurzen Flügen mit kleinen Maschinen bestanden. Infolgedessen mussten wir unsere Positionslichter die ganze Nacht über brennen lassen. Und das forderte feindlichen Beschuss heraus und kostete schwere Opfer unter den Frauen der Signalabteilung.

Obwohl der Wert der sowjetischen Versorgung durch diese technische Unzulänglichkeit gemindert wurde, blieb ihre moralische Wirkung enorm: Sie bewies die Mitarbeit der Roten Armee. Soldaten und Zivilisten waren sicher, dass die Russen nun jede Stunde kommen würden.

Am 14. September eroberten die sowjetischen Truppen fast ganz Praga. Im Norden des Stadtteils sprengten die Deutschen Fabriken, Versorgungsbetriebe und ihre eigenen Garnisonen.

Um zwanzig Uhr hörten unsere Funker einen russischen Aufruf, der aus Moskau kam und im Namen des Lubliner Komitees gesendet wurde:

«An das kämpfende Warschau. – Die Stunde der Befreiung für das heldenhafte Warschau ist nahe. Eure Leiden und Opfer werden bald vorüber sein. Die Deutschen werden teuer für die Ruinen und die Toten Warschaus büßen müssen. Die Erste polnische Division ‚Kosciuszko‘ ist in Praga einmarschiert. Sie kämpft Seite an Seite mit der tapferen Roten Armee. Die Hilfe naht. Kämpft weiter! Was auch immer die Gründe gewesen sein mögen, den Aufstand zu früh und ohne Verständigung mit dem Oberkommando der Roten Armee zu beginnen – wir sind mit ganzem Herzen bei euch. Kämpft weiter!»

Die dreitägige Schlacht um Praga endete am 15. September, als die Russen bis zum Ufer der Weichsel vordrangen. Nur der sommerlich schmale, flache Strom trennte die Rote Armee nun noch von unseren Truppen, die Zoliborz und Czerniakow hielten.

Wir konnten jetzt ganz deutlich die sowjetischen Lautsprecher hören, die in deutscher Sprache zur Übergabe aufforderten. Aber noch immer bestand keine Verbindung zwischen uns und den Russen.

Nach meinen Anweisungen hatte General Chrusciel drei Spähtrupps über die Weichsel geschickt, die im Sowjet-Hauptquartier Bericht erstatten sollten. Der erste kam nicht ans Ziel und kehrte zurück. Am 14. und 15. September durchquerten jedoch die zweite und dritte Patrouille sicher den Fluss und gaben drüben ausführliche Berichte über unsere Lage, die Stellung des Feindes, die Standorte seiner Artillerie und ähnliches.

In den Morgenstunden des 16. September landeten schliesslich zwei Sowjetoffiziere per Fallschirm in der Wilcza-Strasse. Der eine fiel auf ein Eisengitter und verletzte sich tödlich. Der Überlebende teilte uns mit, er komme im Auftrag von Marschall Rokossowskij, um Verbindung mit der Heimatarmee aufzunehmen. Er sei nicht befugt, uns Auskünfte zu geben; er solle lediglich Marschall Rokossowskij unsere Lage schildern. Aber nun könne er diesen Bericht nicht übermitteln, weil sein Begleiter der Funkoffizier gewesen sei und bei dessen Todessturz auch das Funkgerät zu Schaden gekommen war.

Unsere Techniker reparierten seinen Apparat und wir stellten ihm eine unserer Funkerinnen zur Verfügung. Sie sendete den Bericht des Russen allerdings in verschlüsselter Form, so dass wir seinen Inhalt nicht erfuhren.

Jedermann in Warschau wachte nun jeden Morgen in der Hoffnung auf, an diesem Tage die Befreiung der Stadt zu erleben. Im Hauptquartier und bei den

Sitzungen des Nationalrates erwarteten wir buchstäblich von Minute zu Minute Antwort auf unsere beharrlichen Hilferufe – oder wenigstens die Rückkehr eines unserer Kuriere.

Ausserdem rechneten wir nun täglich mit der umfangreichen amerikanischen Verpflegungsaktion, die London zugesagt hatte und die uns Medikamente, Lebensmittel und Munition bringen sollte. Tag für Tag meldete London, dass mehr als hundert Fliegende Festungen bereitstünden. Aber jede Nacht hörten wir, der Flug sei verschoben worden.

Als am 17. September zum Schluss des polnischen Abendprogrammes die BBC «Noch eine Mazurka heut' nacht» spielte, womit uns ein Flug in der Morgendämmerung angekündigt wurde, blieben die Gesichter der Staboffiziere ebenso bewegungslos wie meines – wir hatten zu angespannt gewartet, zu lange. Gleich darauf kam jedoch eine direkte Nachricht aus London: Die Maschinen würden Warschau am 18. September zwischen elf und zwölf Uhr vormittags erreichen.

Der Herbsttag war sonnig und schön, mit einem wolkenlosen Himmel. Die Bevölkerung von Warschau wusste natürlich nicht, dass amerikanische Flieger kommen würden. Aber ein allgemeiner Freudenschrei aus der Stadt verriet mir, dass sie in Sicht waren.

Der ganze Himmel wimmelte von Flugzeugen, die in grosser Höhe aus dem Westen anflogen. Das Dröhnen ihrer Motoren übertönte den Artillerielärm. Sie kamen in tadellosem Verband, wie auf einer Parade, und zogen in langen Linien weisse Flecken nach sich – Fallschirme, an denen die Behälter mit Proviant und Munition hingen. Die deutsche Flak versuchte vergeblich, die Riesenmaschinen in solcher Höhe zu erreichen. Warschau geriet in einen Begeisterungstau. Die Menschen stiegen aus ihren Kellern herauf, und Höfe, Mauern und Trümmerhaufen waren im Nu von einer jubelnden Volksmenge erfüllt.

Nach einigen Minuten verwandelten sich unsere Erleichterung und Freude in tiefe Niedergeschlagenheit, ja Verzweiflung: Unmöglich konnten die Flieger aus solcher Höhe genau auf die kleinen Flächen zielen, die wir jetzt noch besetzt hielten. Der grösste Teil der Vorräte fiel hinter unsere Linien, auf Wola, Stare Miasto, Powisle – Stadtteile, die uns noch vor einer Woche gehört hatten. Schweigend sahen wir zu, wie die Amerikaner über die Weichsel und zu den sowjetischen Flugplätzen zurückkehrten. Wir hatten nur zusehen dürfen, in welchem Ausmass uns – ein paar Tage früher – hätte geholfen werden müssen.

Noch immer hörten wir nichts von unsern beiden Patrouillen, die am 14. und 15. September das andere Ufer erreicht hatten. Ich sandte eine neue aus, die ver-



Nach dem Aufstand: Lange Züge polnischer Männer und Frauen bewegen sich durch die Straßen. Ihre Gesichter sind gezeichnet von Entbehrungen

suchen sollte, eine direkte Telefonverbindung mit dem russischen Kommando herzustellen. Die Kabel liefen unter dem Fluss nach Praga, und unsere Techniker zeichneten eine Skizze der erforderlichen Anschlüsse. In meinem Brief teilte ich dem russischen Kommandeur mit, meine Telefonisten würden am 18. September ab zwanzig Uhr ununterbrochen Dienst tun.

Um darüber hinaus den Sowjets meinen guten Willen zu zeigen, entschloss ich mich zu einem weiteren Schritt. Die sowjetischen und von den Sowjets kontrollierten Rundfunksender beschuldigten mich unaufhörlich, ein Kriegsverbrecher zu sein; ich müsse zur Verantwortung gezogen werden, weil ich den Warschauer Aufstand angezettelt habe. Trotzdem, und obwohl der Einmarsch der Roten Armee täglich bevorstand, liess ich nun meinen wirklichen Namen und die Namen aller andern Kommandanten, die in Warschau kämpften, öffentlich

bekanntgeben – um den Russen zu beweisen, dass wir keinerlei Untergrundtätigkeit gegen sie planten und nichts vor ihnen zu verbergen hatten.

Alle diese Bemühungen um Kontakte mit dem sowjetischen Kommando hatten jedoch nur Schweigen zur Folge. Die Telefonverbindung nach Praga blieb tot, und auf unsere gefunkteten Hilferufe kam keine Antwort.

Die russische Hilfe aus der Luft hatte seit dem Flug der Amerikaner am 18. September merklich nachgelassen. In unserm Hauptquartier wurden jetzt immer offener Zweifel an den ehrlichen Absichten der Russen laut. Ich widersprach, denn ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass die sowjetische Politik den Interessen der Roten Armee zuwiderlaufen sollte. Ihr musste doch vor allem daran gelegen sein, die Fronten zu sichern. Ausserdem wussten die Russen als geschickte Propagandisten sehr wohl, wie stark die Anhänglichkeit der Polen an ihre alte Hauptstadt war. Eine Befreiung Warschaus würde viel dazu beitragen, das polnische Misstrauen gegenüber Russland zu beseitigen.

Am 24. September um zwölf Uhr fünfzehn erwiderte ein sowjetischer Sender zum erstenmal unsere Aufrufe; man bat um bestimmte Informationen über deutsche Artilleriestellungen. Wir gaben sofort die gewünschte Auskunft und schlugen weitere taktische Zusammenarbeit vor.

Danach wurden mehrmals täglich Funkgespräche ausgetauscht. Die russischen Sendungen beschränkten sich jedoch auf die Besprechung technischer Fragen, wie den Proviantabwurf und das deutsche Artilleriefeuer. Alle unsere Anregungen hinsichtlich einer taktischen Zusammenarbeit blieben unbeachtet.

Unsere Lage wurde verzweifelt, als die Deutschen einen massiven Vorstoss auf Czerniakow unternahmen – unsern letzten isolierten Brückenkopf, der nur 250 Meter von den Russen entfernt lag. Als Czerniakow gestürmt wurde, ohne dass die Russen einen Finger rührten, war kein Zweifel mehr möglich: Auf eine echte und wirksame sowjetische Hilfe durften wir nicht rechnen. Und tatsächlich stellten die Russen seit dem Fall von Czerniakow jede weitere Unterstützung ein.

An der sowjetischen Front erstarb alle militärische Tätigkeit. Nur selten wurde das Schweigen noch von Artilleriefeuer unterbrochen. Und die Ernährungslage in Warschau war hoffnungslos. Im Zentrum hatten wir bis jetzt eine letzte Versorgungsquelle besessen, ein Lagerhaus, das Weizen und Gerste enthielt und wie durch ein Wunder nicht abgebrannt war. So konnte jeder wenigstens täglich eine Handvoll Korn bekommen. Doch am 20. September ging auch diese Reserve zu Ende.

Alle Pferde in der Stadt waren längst geschlachtet und aufgegessen, ebenso Hunde, Katzen und Tauben. In den Kellern, wo man den letzten Bissen miteinander geteilt hatte, sank die Moral so tief, dass für eine Handvoll Weizen Gold und Edelsteine gefordert wurden.

Schrecklich war auch der Wassermangel. Die Schlangen von Männern und Frauen vor den wenigen Brunnen, die noch etwas trübes Wasser spendeten, boten den deutschen Handgranaten ein willkommenes Ziel. In den Lazaretten operierten die Ärzte ohne Betäubungsmittel. Es fehlte an Verbandstoff, so dass man Papier nehmen musste, um das Blut zu stillen. Die Menschen wurden gleichgültig gegen die Schreie derer, die unter Trümmern begraben lagen; sie waren zu schwach, die Steine wegzuräumen.

Als wir am 27. September erfuhren, dass Mokotow gefallen sei, berief ich eine Stabsbesprechung ein und führte noch einmal alle unsere vergeblichen Versuche auf, mit den Russen zu einer militärischen Zusammenarbeit zu kommen. Nachdem sie den Brückenkopf Czerniakow hatten erobern lassen – unmittelbar vor ihren Augen –, blieb nur noch eine Folgerung: dass der sowjetische Oberbefehlshaber nicht beabsichtigte, in naher Zukunft die Weichsel zu überschreiten. Wir stellten einmütig fest, dass unsere Lage unhaltbar war, und beschlossen, eine letzte Botschaft an Marschall Rokossowskij zu funken.

Ich liess die Botschaft noch am gleichen Abend hinausgehen, und der russische Telegraphist bestätigte den Empfang. Ich hatte die verzweifelte Lage unserer Soldaten und Zivilisten geschildert und darauf hingewiesen, dass wir dem deutschen Druck nur noch höchstens zweiundsiebzig Stunden Widerstand leisten könnten. Wenn wir in dieser Zeit weder Hilfe noch das Versprechen auf Hilfe empfangen, würde ich gezwungen sein, den Kampf einzustellen. Auf diese Botschaft setzten wir unsere letzte Hoffnung.

Am 28. September konzentrierten die Deutschen schweres Artilleriefeuer und Stukabomben auf Zoliborz. Den ganzen Tag und die folgende Nacht warteten wir auf eine Antwort von Marschall Rokossowskij. Sie kam nicht.

Am 29. September schickte ich deshalb Unterhändler an den deutschen Befehlshaber, General von dem Bach-Zelewski. Er legte die Bedingungen der Übergabe fest und garantierte den Soldaten der Heimatarmee Kombattantenrechte in der Gefangenschaft. Ich zögerte die letzte Entscheidung noch etwas hinaus, da ich immer noch auf eine Nachricht von Rokossowskij hoffte.

Daraufhin setzten die Deutschen zum Sturm auf Zoliborz an. Am nächsten Tag musste auch ich widerstrebend zugeben, dass wir wohl nie eine Antwort erhalten würden. Die Lage der Verteidiger von Zoliborz war hoffnungslos, und

da ich ihnen keinerlei Hilfe schicken konnte, befahl ich, den Kampf zu beenden.

Am 2. Oktober um zwanzig Uhr waren die Kapitulationsbedingungen vereinbart und unterzeichnet. Zum zweitenmal in diesem Krieg beugte sich Warschau der Übermacht, und beide Male, zu Beginn und am Ende des Krieges, stand die Hauptstadt Polens allein. Aber die Umstände, unter denen wir 1939 gekämpft hatten, waren ganz anders gewesen: Damals standen die Deutschen auf der Höhe ihrer Macht und die Alliierten waren zu schwach, um Warschau zu helfen.

Jetzt, im Jahre 1944, hatte sich die Lage ins Gegenteil verkehrt. Deutschland sah dem sicheren Untergang entgegen, und es erfüllte uns alle mit Bitterkeit, dass der Zusammenbruch Warschaus wahrscheinlich der letzte deutsche Sieg im Zweiten Weltkrieg sein würde.

In den frühen Morgenstunden des 3. Oktober herrschte Totenstille in der Stadt. Nach dreiundsechzig Tagen ununterbrochenen Kampfes hatte diese Ruhe etwas Gespenstisches. In der Dämmerung schlichen die Menschen blass und verhungert aus den Kellern zu den Ausgängen der Barrikaden. Frauen, Kinder und Greise schlepten sich selbst und die Überbleibsel ihrer Habe einer unbekannteren Zukunft entgegen. Wir wussten nur, dass sie in ein deutsches Sammelager in Pruszkow kommen sollten.

Nach der Unterzeichnung der Kapitulation bat mich General von dem Bach-Zelewski am nächsten Tag in sein Hauptquartier, um die Einzelheiten der Übergabe zu besprechen.

Er eröffnete das Gespräch mit einigen teilnahmevollen Worten über die tapferen Verteidiger von Warschau. Er könne, sagte er, die Verbitterung der polnischen Partisanen und der Warschauer Bürger gegen Russland begreifen. Jetzt könne Polen über die sowjetische Haltung nicht mehr im Zweifel sein. Deutsche und Polen hätten jetzt einen gemeinsamen Feind: die kommunistischen Barbaren aus dem Osten. Beide Nationen sollten daher zusammengehen, Schulter an Schulter.

Meine Erwiderung war kurz. Ich betonte, dass die Kapitulation der Heimatarmee in Warschau nichts an der Stellung Polens gegenüber Deutschland ändere, mit dem wir uns seit dem 1. September 1939 im Krieg befänden. Was auch immer unsere Meinung über Russland sei – der Ausdruck «gemeinsamer Feind» existiere für uns nicht. Polens Feind sei immer noch Deutschland.

Aber der General gab noch nicht nach. Er räumte ein, dass die Deutschen in Polen grosse Fehler begangen hätten. Er glaube jedoch, es sei noch Zeit, diese unglücklichen Irrtümer wiedergutzumachen und zu einer Verständigung zwi-

schen Polen und Deutschen zu kommen, um die gemeinsamen Interessen wahrzunehmen und den Sowjets entgegenzutreten.

Ich bat ihn, unser Gespräch auf den Zweck meines Besuches zu beschränken, nämlich über die Evakuierung der Zivilbevölkerung zu verhandeln.

Darauf bot mir der General gastfreundlich eine Villa an, die er für mich bereithielt. Ruhe und Musse, so meinte er, würden mir guttun, wenn ich mit ihm zusammen die Evakuierung der Warschauer Bevölkerung überwache.

Als ich dieses Anerbieten ausschlug, machte von dem Bach-Zelewski einen letzten Vorschlag: Der für Warschau geschlossene Waffenstillstand solle auf alle Truppen der Heimatarmee ausgedehnt werden, um weiteres unnützes Blutvergiessen zu vermeiden.

Wiederum lehnte ich ab. Ich entgegnete, wir hätten fünf Jahre lang unsere Verpflichtungen als alliierte Nation erfüllt und würden uns am Vorabend des Sieges nicht plötzlich dieser Aufgabe entziehen.

«Aber, Herr General», gab er mit ehrlicher Überzeugung zurück, «Sie verkennen die Bedeutung von ein oder zwei deutschen Rückschlägen. Der deutsche Sieg ist absolut sicher. Sie werden an meine Worte denken. Der Endsieg in diesem Krieg ist unser.» Er glaubte anscheinend wirklich, dass sein Land noch Geheimwaffen besitze, die einen radikalen Umschwung herbeiführen könnten.

Ich antwortete, dass ich anderer Ansicht sei, und damit war die Unterredung beendet.

Von dem Bach-Zelewski verabschiedete mich wesentlich kühler, als er mich empfangen hatte. Ich drängte mich durch das Gewühl deutscher Kameraleute zu meinem Wagen und fuhr nach Warschau zurück. Der Abmarsch der Heimatarmee war für den nächsten Vormittag, den 5. Oktober, auf 9.45 Uhr festgesetzt worden.

Die letzten Stunden fielen uns allen am schwersten. Es war nicht einfach, die Überreste der Stadt zu verlassen, in der wir dreiundsechzig Tage als freie Männer und Frauen gelebt hatten, und wo unter den Ruinen so viele unserer Kameraden lagen.

Zum letzten Male sendete unsere Warschauer Kurzwellenstation. Mit gebrochener Stimme sagte der Sprecher: «Wir waren zwei Monate lang frei; heute müssen wir wieder in die Gefangenschaft. Aber die Deutschen können Warschau nicht zum dritten Male erobern. Warschau existiert nicht mehr.»

## «Brennt Paris?»

Vier Jahre hatten die Pariser die Demütigungen, Entbehrungen und Schrecken der deutschen Besetzung ertragen. Sie hatten sich an die tägliche Parade grün-grau uniformierter Soldaten in genagelten Stiefeln auf den Champs-Élysées gewöhnt, an das völlige Verschwinden ihrer Nationalflagge und den Anblick des grossen roten Banners mit dem schwarzen Hakenkreuz auf dem Eiffelturm, und auch an die nächtlichen Schreie, die durch die dicken Mauern von Avenue Foch 74 und Rue des Saussaies 11 zu hören waren, wo die Gestapo ihren Sitz hatte.

An den graziösen Arkaden der Rue de Rivoli, rings um die Place de la Concorde, vor dem Palais du Luxembourg, der Abgeordnetenkammer und dem Quai d'Orsay drängten schwarzweissrote Schilderhäuser die Pariser von ihren Gehwegen. Etwa zweihundert der schönsten Statuen der Stadt, unter ihnen auch das berühmte, riesige Bronzestandbild von Victor Hugo, waren abmontiert worden, weil man sie zu Geschosshülsen verarbeiten wollte. Dafür vershandelten Betonbunker die Strassen von Paris, und unzählige weisse Holztafeln wiesen deutsche Fahrer zu so unfranzösischen Bestimmungsorten wie «Der Militärbefehlshaber in Frankreich», «General der Luftwaffe Paris» und «Hauptverkehrsdirektion Paris». Im Sommer 1944 kam eine weitere hinzu: «Zur Normandiefront».

Das Ausgangsverbot begann um Mitternacht. Trafen die Deutschen nach dieser Zeit einen Pariser auf der Strasse, so nahmen sie ihn mit zur Feldgendarmarie, wo er den Rest der Nacht mit Schuhputzen zubrachte. War allerdings ein deutscher Soldat von Widerstandskämpfern getötet worden, so konnte dem Pariser auch eine grausamere Strafe dafür drohen, dass er die letzte Métro verpasst hatte. Er wurde unter Umständen als Geisel erschossen.

Noch nie waren die breiten Boulevards der Stadt so leer gewesen. Busse gab es nicht mehr. Die Taxis waren 1940 verschwunden. Die wenigen Autofahrer, die eine deutsche Fahrerlaubnis besaßen, fuhren mit Holzgasbrennern auf dem Kofferraum. Herr der Strasse war das Fahrrad.

Paris war so gut wie ohne Strom und Gas. Manche Hausfrau hatte gelernt, auf Blechfässern zu kochen. Ihr Brennstoff war Zeitungspapier, das sie zu festen Bällen zusammendrückten und mit Wasser befeuchteten. Es brannte so langsamer.

Mehr als alles andere war Paris aber eine hungrige Stadt. Viele Pariser waren Geflügelzüchter geworden, deren Hähne in Hinterhöfen, Dachverschlägen, Bodenkammern, freigemachten Schlafzimmern und sogar Besenschränken hausten. Es war eine Stadt, in der kleine Jungen und alte Frauen sich jeden Morgen hinausschlichen, um heimlich in den Parks ein bisschen Gras für die Kaninchen zu schneiden, die in ihrer Badewanne sassen.

Die Fleischration war so klein, dass der Witz umging, man könne sie in eine Fahrkarte der Métro wickeln – vorausgesetzt, die Karte war unbenutzt. Andernfalls konnte das Fleisch durch das Loch fallen, das der Schaffner geknipst hatte. Für Leute mit Geld gab es den schwarzen Markt. Eier kosteten zwei Franc das Stück, Butter fünfzig Franc das Pfund. Denen, die nicht soviel Geld hatten, blieb nur übrig, mit dem Rad vierzig, fünfzig, sechzig Kilometer weit aufs Land zu fahren und einen Bauern zu suchen, der bereit war, ihnen ein Huhn oder eine Handvoll Gemüse zu verkaufen.

Die Kinos betrieben ihre Projektoren mit Strom, den man mit Hilfe von Fahrrädern erzeugte. Der Gaumont-Palace versprach auf seinen Plakaten kostenlosen Parkplatz für dreihundert Räder. Die Theater begannen ihre Vorstellungen um drei und schlossen bei Dämmerung. Sie spielten vor ausverkauften Häusern. Die grünen Litfasssäulen kündigten mehr als zwanzig verschiedene Stücke an.

Jeden Abend aber blieben die Menschen eine Weile in ihren Wohnungen, um jene kurzen Augenblicke zu nutzen, in denen es Strom gab. Die Ohren an die Apparate gepresst, hörten sie dann die verbotenen Sendungen der BBC.

Wenn von dem raschen Vorrücken der Alliierten durch Frankreich berichtet wurde, erfasste alle eine mächtige Woge der Erleichterung und Hoffnung. Kaum einem kam es in den Sinn, diese Befreiungsarmee könnte etwa nicht geradenwegs auf Paris zustossen, oder Strassenschlachten könnten die Stadt verwüsten.

Paris war wie durch ein Wunder nahezu unversehrt geblieben. Notre-Dame, Sainte-Chapelle, der Louvre, Sacré-Cœur, der Arc de Triomphe, alle diese unvergleichlichen Monumente hatten fünf Kriegsjahre überdauert.

Nun warteten die Führer der Untergrundbewegung ungeduldig auf den Augenblick, an dem sie ihre Leute in den Kampf schicken konnten, um Paris von den Deutschen befreien zu helfen. Aber sie wussten, dass sie ihre Massnahmen mit den Plänen der Alliierten abzustimmen hatten. Ein vorzeitiges Losschlagen

musste die Bevölkerung einem Blutbad ausliefern, und die Stadt der Zerstörung. So warteten sie gespannt auf eine Nachricht vom alliierten Hauptquartier. Sie kam am 3. August 1944.

In den ersten Stunden des 2. August, kurz nach Mitternacht, flog ein Halifax-Bomber mit gedrosselten Motoren über einem blinkenden Lichter-Dreieck im Ourcq-Tal; es zeigte einen Absprungplatz an. Ein junger Mann, der Veterinärstudent Alain Perpezat, packte die Ränder der offenen Luke des Flugzeugs und sprang in die Nacht hinaus.

Er landete in einem Weizenfeld und wurde sofort von sechs Widerstandskämpfern in Empfang genommen. Sie vergruben seinen Fallschirm und seine Fliegerkombination in einem Komposthaufen. Aber Perpezats Auftrag galt nicht ihnen; er galt dem sechzig Kilometer entfernten Paris. Dorthin fuhr der junge Mann, nachdem er den Tag und die folgende Nacht in einem nahen Dorf verbracht hatte, auf die einzig mögliche Art: als Anhalter.

Der erste Lastwagen, der ihn überholte, hielt an. Er trug ein Kennzeichen der Luftwaffe, und hinten im offenen Laderaum sassen vier deutsche Soldaten im Stahlhelm. Der Fahrer, ein grauhaariger Bayer, öffnete die Tür und winkte ihm einzusteigen. Perpezat spürte, als er sich setzte, mit Schrecken den dicken, mit Geld vollgestopften Gürtel, der seinen Bauch auffällig dick machte. Er enthielt fünf Millionen Franc für die Untergrundbewegung. Auch an die Botschaft dachte Perpezat, die er im linken Schuh trug, von deren Inhalt er jedoch lediglich wusste, dass sie höchst wichtig war. Er konnte nur hoffen, dass niemand Verdacht schöpfte.

Der Fahrer sah ihn einen Augenblick prüfend an und fragte dann: «Nach Paris?» Der junge Mann nickte schweigend. Der Deutsche legte den Gang ein, und der Wagen fuhr weiter.

In Paris angelangt, suchte Perpezat das Kloster zur Passion Unseres Herrn, Rue de la Santé 127, auf und drückte dreimal lang und einmal kurz auf die Türklingel. Er war am Ziel. Dieses alte Bauwerk, zwischen einem unbebauten Grundstück und der hohen Steinmauer der Irrenanstalt Sainte-Anne, war das Hauptquartier von Oberst Claude Ollivier, dem Chef des englischen Geheimdienstes für den grössten Teil des besetzten Frankreichs.

Auf Perpezats Klingelzeichen öffnete die Oberin, Schwester Jean, das Guckfenster in der schweren Eichentür.

«Ich habe eine Botschaft für den Oberst», sagte der junge Mann.

Schwester Jean schob den Riegel zurück und trat hinaus, um sich zu vergewissern, dass er allein war und dass ihm niemand folgte. Dann winkte sie ihn herein.

In dem düsteren, schmucklosen Empfangsraum zog Perpezat seinen linken Schuh aus und holte unter der Innensohle jenes Stück Seide hervor, das zu überbringen er sein Leben eingesetzt hatte. Oberst Ollivier betrachtete die schwarzen Buchstaben auf der Seide, dann bat er Schwester Jean, ihm die Schablone zu bringen, mit deren Hilfe er die Botschaft dechiffrieren konnte. Diese Schablone war auf ein hauchdünnes Taschentuch gedruckt. Es bestand aus einem Material, das sich in Sekunden auf der Zunge auflöste, falls der Oberst es verschlucken musste.

Ollivier legte die Schablone auf die Seide. Während er die letzten Zeilen entzifferte, umwölkte sich sein Gesicht. Das Alliierte Oberkommando, hiess es da, habe beschlossen, «Paris zu umgehen und seine Befreiung so lange wie möglich hinauszuschieben». Nichts dürfe unternommen werden, was diese Pläne umstossen würde.

Der Oberst sah Perpezat an. «Mein Gott», sagte er, «das ist eine Katastrophe.»

Der Entschluss, Paris zu umgehen, war schweren Herzens gefasst worden. Der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, Dwight D. Eisenhower, wusste sehr wohl, welche Bedeutung die Befreiung der Stadt für die Kampfmoral der Franzosen und seiner eigenen Truppen haben würde. Die Entscheidung hatte rein militärische Gründe und folgte Empfehlungen, die Eisenhowers Stab in einem vierundzwanzigseitigen Memorandum genau begründet hatte.

Um die Deutschen aus der Stadt zu vertreiben, so argumentierten die Planer, könne «ein langer und schwerer Strassenkampf, ähnlich dem in Stalingrad», notwendig werden, ein Kampf, der mit der Zerstörung der französischen Hauptstadt enden könne. Dazu komme, dass die Befreiung die moralische Verpflichtung in sich schliesse, die dreieinhalb Millionen Einwohner zu verpflegen und zu versorgen. Und das wäre eine kaum zu bewältigende Aufgabe. Der trostlose Zustand des französischen Eisenbahnnetzes würde dazu zwingen, jede Tonne Lebensmittel und Kohle von den Landeköpfen in der Normandie auf Lastwagen nach Paris zu bringen – mit Hin- und Rückfahrt eine Strecke von 700 Kilometern. Das aber bedeute einen Benzinverbrauch, der dem von acht Divisionen – einem Fünftel der alliierten Streitkräfte in Frankreich – gleichkam. Und Benzin war in diesem Sommer für Eisenhower sehr kostbar.

Schieben Sie die Befreiung von Paris sechs bis acht Wochen hinaus, rieten die Planer. Setzen Sie stattdessen im Norden und im Süden der Stadt eine Zangenbewegung an, die über flaches, für den Panzerkampf ideales Gelände gehen

würde. Die Alliierten könnten so die Abschussrampen der V 1 und V 2 in Nordfrankreich ausheben und Benzin für das wichtigste Planziel sparen: den Durchbruch durch den Westwall und die Überquerung des Rheins noch vor dem Winter.

Alle strategischen und geographischen Bedingungen sprachen für einen solchen Plan. Schlagen aber die Pariser zur Unzeit los, konnte er zunichte werden. «Wenn sie nur noch eine Zeitlang mit den Deutschen leben», sagte Eisenhower zu einem Mitarbeiter, «könnte ihr Opfer dazu beitragen, den Krieg abzukürzen.»

Um sicher zu sein, dass sie das tun würden, hatte er an General Pierre Koenig, den Chef der französischen Streitkräfte im Inneren Frankreichs, strikte Weisungen ergehen lassen, ohne sein, Eisenhowers, Einverständnis dürfe es weder in Paris noch sonstwo zu bewaffneten Aufständen kommen. Und mit dieser Anordnung war Alain Perpezat in einer mondlosen Nacht abgesprungen, um sie dem Untergrund bekanntzugeben.

In der Gluthitze Algiers wartete ungeduldig Charles de Gaulle. Für ihn besass Paris eine ungeheure Bedeutung. Die Stadt war die Angel, um die sich binnen Kurzem das Schicksal seines Landes drehen musste, und sein eigenes dazu. Denn de Gaulle befand sich, davon war er fest überzeugt, in einem Wettrennen mit den Kommunisten. Das unmittelbare Ziel war Paris, die Siegestrophäe aber ganz Frankreich.

De Gaulle war fest entschlossen, nach dem Kriege die Führung in Frankreich zu übernehmen. Und nicht nur seine geschworenen politischen Feinde, die Kommunisten, legten sich ihm in den Weg, sondern, wie er meinte, auch seine militärischen Verbündeten, die Amerikaner.

Schon am 18. Juni 1940, einen Tag nach dem Waffenstillstandsersuchen von Pétain an Hitler, hatte de Gaulle die Phantasie der freien Welt beschäftigt. Er war damals ein unbekannter Brigadegeneral und hatte von London aus den Aufruf über den Äther geschickt, der die «Bewegung Freies Frankreich» ins Leben rief. Sein Schlachtruf: «Frankreich hat eine Schlacht verloren, aber den Krieg hat es nicht verloren.»

Nach kurzen Flitterwochen im Jahre 1940 waren die Beziehungen zwischen den USA und de Gaulle zusehends schlechter geworden. Die Anerkennung Vichys durch Amerika, die Tatsache, dass de Gaulle von den amerikanischen Landungen in Nordafrika nicht vorher unterrichtet worden war, eine persönliche Abneigung zwischen de Gaulle und Präsident Roosevelt – alles das hatte jenes Misstrauen erzeugt, das im Sommer 1944 die französisch-amerikanischen Beziehungen überschattete. Am meisten aber war de Gaulle über Roosevelts Wei-

gerung empört, sein «Französisches Nationales Befreiungskomitee» (CFLN) als die provisorische Regierung Frankreichs anzuerkennen. Er sah darin einen persönlichen Affront.

Das war noch nicht alles. De Gaulles Funkverbindung zu seinem Stab in London musste über anglo-amerikanische Kanäle gehen, und er wusste genau, dass Churchill Anthony Eden beauftragt hatte, seine Nachrichten auf ihren «politischen Gehalt» hin kontrollieren zu lassen. Hinzu kam schliesslich noch der Entschluss der Alliierten, am Tag der Invasion Armeegeld auszugeben. Alles das hatte den General so empört, dass er seine fünfhundert französischen Verbindungsoffiziere, die dem anglo-amerikanischen Oberkommando helfen sollten, die befreiten Gebiete der Normandie zu verwalten, bis auf zwanzig zurückzog.

Vor allem aber wollte de Gaulle verhindern, dass AMGOT, die alliierte Militärregierung für die besetzten Gebiete, auf französischem Boden Fuss fasste. Im Juli, bei seinem ersten offiziellen Besuch in Washington, hatte er Roosevelt mit Mühe eine dürftige Vereinbarung abgepresst, wonach das befreite Frankreich – die eigentlichen Kampfzonen ausgenommen – de Gaulles CFLN übergeben werden sollte. Sie enthielt jedoch nichts über Paris, und Paris war der Schlüssel zur Macht.

In diesen kritischen ersten Augusttagen war de Gaulle überzeugt, dass Roosevelt noch eine letzte Anstrengung machen werde, ihm den Weg zur Macht zu versperren. Er würde ihn in Algier festnageln, und das State Department würde derweil in Frankreich gegen ihn intrigieren. Diese amerikanischen Bemühungen würden nach de Gaulles Überzeugung keinen Erfolg haben. Aber sie konnten, fürchtete er, ihn gerade lange genug aufhalten, um es seinem eigentlichen Gegner, den französischen Kommunisten, zu erlauben, sich in den Machtpositionen festzusetzen. Das wollte er nicht dulden.

Seit dem Tag der Invasion hatte er einen Plan ins Werk gesetzt, der den Kommunisten die politische Herrschaft in Frankreich entziehen sollte. Sobald ein Stück französisches Territorium befreit war, kam alle Zivilgewalt in die Hand eines Kommissars, den de Gaulle ernannte und der nur seiner Regierung verantwortlich war. Am genauesten und strengsten waren jene Anweisungen, in denen vom Umgang mit den lokalen Widerstandskomitees die Rede war, die nach de Gaulles Meinung von Kommunisten gelenkt wurden. Solche Komitees durften in den befreiten Gebieten keine unmittelbaren Befugnisse erhalten.

Der General hatte während des alliierten Vorstosses in der Bretagne eine Reihe alarmierender Berichte erhalten. Überall schienen die Kommunisten stärker, besser organisiert, ungehemmter in ihrem Machtstreben zu sein, als er er-

wartet hatte. In Paris verfügten sie nach seiner Schätzung bereits über 25'000 bewaffnete Männer.

De Gaulle war sicher, dass die Kommunisten drauf und dran waren, in Paris einen parteipolitisch motivierten Aufstand zu entfesseln. Hätten sie Erfolg, so würden sie auch die Macht übernehmen und ihn und seine Minister auf einen Ehrenplatz weitab von der realen Gewalt abschieben, ihre eigene Position in Frankreich aber festigen.

Die Gegenmassnahme des Generals war einfach. Er würde, wie auch immer, nach Paris und an die Hebel der Macht kommen, bevor die Kommunisten es taten. Aber bis dahin musste für de Gaulle – genauso wie für Eisenhower – ein Aufstand in Paris eine Katastrophe bedeuten. Wie Eisenhower hatte auch er strikte Befehle gegeben: «Kein Aufstand in Paris ohne meine persönliche Billigung.»

Am 3. August wurde ein bis dahin unbekannter General, Dietrich von Choltitz, von seinem Posten in der Nähe des normannischen Dorfes La Lucerne-d'Outremer abgerufen und erhielt einen neuen Auftrag. Er sollte Kommandant von Gross-Paris werden.

«Von Choltitz hat nie einen Befehl beanstandet, wie hart er auch sein mochte», sagte der Chef des Heerespersonalamtes, General Burgdorff, der ihn nach langem Aktenstudium gefunden hatte. Choltitz war der erste deutsche Offizier gewesen, der in den Niederlanden eingerückt war; er hatte die Übergabe von Rotterdam entgegengenommen und später an einer Front in Russland den deutschen Rückzug gedeckt. Er hatte nie in seiner Treue zum Dritten Reich geschwankt und bildete in Hitlers Augen einen erfreulichen Kontrast zu dem Geist des Defätismus und der Treulosigkeit, der sich in das Generalskorps eingeschlichen und gerade zwei Wochen zuvor, am 20. Juli, zu dem Anschlag auf sein Leben geführt hatte.

Choltitz wurde, bevor er sein neues Kommando antrat, ins Führerhauptquartier nach Rastenburg in Ostpreussen befohlen. Er war Hitler erst einmal begegnet, und zwar bei einem Essen im Sommer zuvor während einer Besichtigungsfahrt an der Ostfront. Choltitz sass ihm damals direkt gegenüber und bemerkte verwundert, dass Hitler niemals lächelte, dass seine Tischmanieren unmöglich waren, dass von ihm aber andererseits eine ansteckende Zuversicht auszugehen schien.

Hitlers optimistische Voraussagen bei diesem Essen hatten sich nicht erfüllt. Die Rote Armee stand jetzt weniger als hundert Kilometer vor Rastenburg, und im Westen verlor die Wehrmacht die Schlacht in der Normandie. Choltitz glaubte zwar noch immer an Deutschlands Zukunft, war aber doch begierig, sich

seine Überzeugung durch Hitler bestätigen zu lassen, sich zu versichern, dass es noch eine Chance gab, das Kriegsglück zu wenden.

Nachdem er in Rastenburg die letzte der drei Sicherheitssperren passiert hatte, empfing ihn General Burgdorff auf der Lichtung vor Hitlers Bunker. Choltitz war klug genug, nicht zu viele Fragen wegen dieses Besuchs zu stellen. Aber eines fragte er doch. Weshalb hatte man für Gross-Paris gerade ihn gewählt?

«Weil wir wissen, dass Sie die Arbeit tun können, die dort getan werden muss», erwiderte Burgdorff.

Auf das Zeichen zweier junger SS-Wachmänner betrat Choltitz den Bunker. Die Mütze nervös an sich gepresst, ging er quer durch den fensterlosen, von Neonlicht erhellten Raum auf Hitler zu, der an einem Schreibtisch am anderen Ende des Zimmers lehnte, und salutierte.

Der General blickte in die glanzlosen Augen des Mannes vor ihm und erkannte sofort: Das war nicht derselbe Mensch, dem er bei jenem Essen damals begegnet war. Hitler war ein alter Mann geworden. Sein Gesicht war müde und verfallen, seine Schultern hingen herunter. Die linke Hand hielt er, um das Zittern des linken Armes zu verbergen, mit der rechten fest.

Vollends erschrak Choltitz aber über Hitlers Stimme. Das heisere Bellen, das er so oft am Lautsprecher gehört hatte – erst ein Jahr zuvor hatte es ihm neuen Mut gegeben –, war inzwischen zu einem Flüstern geworden.

Als Hitler zu sprechen begann, wanderte er zunächst ziellos durch Vergangenes, durch entlegene Winkel seiner Laufbahn. Er schilderte, wie er die NSDAP gegründet und zu einem vollkommenen Werkzeug geschmiedet hatte, mit dem er das deutsche Volk beherrschen konnte. Diese Partei sei es gewesen, betonte er, die Deutschland den Apparat gegeben habe, den es für seinen Kampf brauchte.

Seine Stimme wurde lauter, und Choltitz fand für Augenblicke eine Spur des Mannes wieder, den er im Gedächtnis gehabt hatte. Er sprach von Siegen, die er vorbereite. Die Normandie, erklärte er, sei nur ein momentaner Rückschlag. Bald werde sich, mit Hilfe «neuer Waffen», das Blatt wenden.

Dann kam Hitler ohne Übergang zu einem andern Thema. Er beugte sich so weit nach vorn, dass Choltitz zu blinzeln begann, weil das Gesicht so nahe war, und kreischte: «General! Seit dem 20. Juli mussten Dutzende von Generalen, jawohl Dutzende, baumeln, weil sie versucht haben, mich an der Erfüllung meiner Aufgabe zu hindern.» Speichel erschien in den Mundwinkeln. Schweissperlen traten ihm auf die Stirn. Er zitterte am ganzen Körper. Nichts könne ihn aufhalten, schrie er. Er werde vorwärtsmarschieren, bis er das deutsche Volk zum Endsieg geführt habe.

Er liess sich, von Krämpfen geschüttelt, in seinen Sessel fallen. Dann, nach einer langen Pause, sprach er weiter, als habe er seinen Ausbruch völlig vergessen.

«Also», sagte er, «Sie gehen nach Paris – einer Stadt, in der Krieg jetzt nur um die Plätze im Offizierskasino geführt wird.» Das sei eine Schande, und das erste, was Choltitz zu tun habe, werde sein, mit diesen Zuständen Schluss zu machen. Er habe die Stadt zur «Frontstadt» zu machen, zum «Schrecken für die Drückeberger» in der Etappe.

Er ernenne ihn, fuhr Hitler fort, zum General der Infanterie und Wehrmachtbefehlshaber in Gross-Paris. Diese Stellung gebe ihm die höchsten Machtbefugnisse, die ein deutscher Festungskommandant sich nur wünschen könne; jawohl, er habe Paris zu befehligen wie eine belagerte Festung.

«Sie werden jeden Aufstandsversuch der Zivilbevölkerung, jeden Terror- oder Sabotageakt gegen die deutschen Streitkräfte erbarmungslos niederschlagen. Dafür werden Sie, General, von mir jede Unterstützung bekommen, die Sie brauchen.»

Die Unterredung war offensichtlich beendet. Choltitz salutierte. Während er zur Tür ging, spürte er Hitlers Blick auf seinem Rücken.

Der General hatte einen der erschütterndsten Augenblicke seines Lebens hinter sich. Er hatte den halben Kontinent durchquert, um sein Vertrauen zu den deutschen Waffen wiederzugewinnen. Aber statt eines Führers hatte er einen kranken Mann vorgefunden, und statt eines festeren Glaubens liess ihn nun der Zweifel nicht mehr los. Aufgewühlt und ratlos machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Deutschland werde den Krieg verlieren.

Hitler liess von solchen Zweifeln nichts erkennen. Am 10. August, während einer Lagebesprechung, rief er: «Wir werden uns vor Paris halten, wir werden uns in Paris halten, wir werden Paris halten!»

Dann diktierte er dem Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Generaloberst Jodl, seine ersten Befehle zur Verteidigung von Paris. «Alle Seine-Brücken werden vermint und zur Sprengung fertiggemacht.» Zweitens: die Industrie in der Stadt «muss lahmgelegt werden». Schliesslich: alle verfügbaren Verstärkungen seien dem neuen Stadtkommandanten, von Choltitz, zu unterstellen.

«Paris ist bis zum letzten Mann zu verteidigen», schrie Hitler, «ohne Rücksicht darauf, was bei den Kämpfen zerstört wird.»

Die französische Hauptstadt war bis dahin ein gemütlicher Ort gewesen. Deutsche, die dort stationiert waren, gingen ungern weg. Man schien vergessen zu haben, dass noch Krieg war.

Eines Vormittags fuhren der fähige, junge General Warlimont und sein Ordonnanzoffizier, Hauptmann Graf Perponcher, in den Hof des Palais du Luxembourg. Sie hatten drei ebenso enttäuschende wie anstrengende Tage an der Normandiefrent hinter sich. General Warlimont war dorthin gefahren, um sich einen Überblick über die Versuche zur Wiedereroberung jener schmalen Stelle bei Avranches zu verschaffen, durch die General Pattons Panzer in die Bretagne strömten. Der Gegenangriff war fehlgeschlagen, weil feindliche Luftangriffe die deutschen Divisionen an den Boden nagelten. Deutschlands letzte Hoffnung, die Alliierten zurück ins Meer zu treiben, war verspielt.

Warlimont blieb, bevor er nach Rastenburg weiterfuhr, kurz in Paris, um mit dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe im Westen, Feldmarschall Hugo Sperrle, zu essen – dem Mann, dessen Flugzeuge an diesem Tag am normannischen Himmel so sehr gefehlt hatten. Der dicke Marschall, untadelig in weisser Jacke, die Brust voller Auszeichnungen, war für Warlimont «die Verkörperung der unglaublich unbekümmerten Gemütsruhe, die in Paris zu herrschen schien». Paris war in diesem Sommer eine der letzten Städte, in der deutsche Offiziere sich in weissen Jacken an einen üppig bestellten Tisch setzen konnten. Während sie unter den herrlichen Renaissanceleuchtern des Palais du Luxembourg beim Essen sassen, sprach der Gastgeber über die historische Bedeutung des berühmten Hauses. Und als die Trinksprüche begannen, hob Sperrle sein Glas und brachte einen Toast aus «auf diese Stadt Paris, über der die deutsche Fahne tausend Jahre wehen soll». Warlimont sah ihn verwundert und sprachlos an. Welch eine Welt lag zwischen diesem festlichen Mahl und der Hölle, die er eben in der Normandie kennengelernt hatte.

Es gab in diesen ersten Augusttagen viele, die hofften, das Hakenkreuz werde tausend Jahre über Paris wehen. Für Hunderte Offiziere der niederen Ränge und für viele einfache Soldaten war der Krieg in Paris die schönste Zeit ihres Lebens.

Am Bois de Boulogne, in der Avenue Raphaël 26, entzündete ein vierundzwanzig Jahre altes, blondes deutsches Mädchen die Kerzen auf schweren, silbernen Kandelabern. Das tat sie seit vier Jahren jeden Abend. Annabella Waldner war die Hausdame am Sitz des Militärbefehlshabers von Paris. Sie hatte in diesen Sälen die Prominenz des Dritten Reiches, des faschistischen Italiens und die von Vichy-Frankreich gesehen. Die Weinkeller und Vorratsräume, die ihr unterstanden, enthielten die seltensten Weine Frankreichs, Kaviar aus Russland, die feinste Gänseleberpastete aus Perigord, kurzum alles, was das besetzte Eu-

ropa seinen Eroberern zu bieten hatte. Für diese hübsche junge Dame waren die vier Jahre ein Märchen. Sie verfügte über Wagen und Fahrer, hatte eine Schneiderin, und, als Höhepunkt, eine Loge in der Oper: die des Militärbefehlshabers.

In dieser seiner eleganten Residenz erwartete Generalleutnant Hans Freiherr von Boineburg-Lengsfeld am Abend des 9. August einen wichtigen Tischgast. Über ein Jahr hatte er Gross-Paris befehligt. Aber er war so weit in das Komplott des 20. Juli verwickelt, dass er seinen Soldaten die Verhaftung der 1'200 Mann starken SS und Gestapo befohlen hatte. Die Bestrafung war wenige Tage zuvor gekommen: in einem kurzen Fernschreiben mit der Mitteilung, er sei seines Postens als Wehrmachtbefehlshaber in Gross-Paris enthoben.

Heute abend nun war sein Nachfolger, von Choltitz, bei ihm zu Gast. Boineburg wusste nicht mehr von ihm als geflüsterten Kasinoklatsch. Demzufolge war er ein «überzeugter Nazi und unbedingt gehorsamer Offizier».

Als der unteretzte Choltitz eintraf, der Wache barsch «Heil Hitler» zurief und steif die Treppe hinaufkam, flüsterte der abgelöste General seinem Ordonnanzoffizier, Leutnant Dankwart von Arnim, zu: «Das ist ein Durchhalter.»

Choltitz blieb den ganzen Abend kühl und reserviert. Er selbst hatte den Krieg zumeist im russischen Schlamm erlebt und fühlte sich in diesem Kreis von Garnisonsoffizieren, die mit ihm am Tisch sassen, nicht wohl. Beim Essen schilderte Choltitz kurz seinen Besuch in Rastenburg, sah die schweigsamen Gesichter der Männer, die ihm gespannt zuhörten, und bekam ein Vorgefühl der Einsamkeit, in der er hier in Paris zu leben haben werde. Eine Mauer des Misstrauens stand zwischen ihm und diesen Offizieren, die ihm nun unterstellt waren.

Boineburg bat seinen Nachfolger dringend, eine Verteidigungslinie vor Paris zu errichten und einen Kampf in der Stadt selbst zu vermeiden – einen Kampf, der die Stadt für immer zerstören konnte. Choltitz sass steif auf seinem Stuhl und hörte ungerührt zu. Leutnant von Arnim konnte seine Reaktion nicht deuten.

Den ersten Befehl in seinem neuen Bereich gab Choltitz seinem Fahrer, Feldwebel Helmut Mayer, der ihn im Vestibül erwartete. «Mayer», sagte er, «machen Sie mir im ‚Meurice‘ ein Zimmer fertig.» Und setzte, zu Boineburg gewandt, etwas sarkastisch hinzu: «Für die nächste Zeit werde ich ein Hauptquartier brauchen, Herr General, und keine Residenz.»

Kaum einem in Paris war die Botschaft im linken Schuh von Alain Perpezat so verhängnisvoll erschienen wie dem neunundzwanzig jährigen General Jacques

Chaban-Delmas. Kein Ordonnanzoffizier hatte sie ihm überreicht. Obwohl er Charles de Gaulles erster militärischer Repräsentant in Frankreich war, hatte er gar keinen. Die Nachricht war ihm an einer Strassenecke von einem Mann ins Ohr gebrummelt worden, der da seinen Fahrradschlauch flickte, und sie hatte ihn blass werden lassen.

Die Anweisungen für Chaban-Delmas hinsichtlich Paris waren eindeutig. Er hatte die geheime Widerstandsarmee in der Stadt absolut in der Hand zu behalten. Und er hatte ohne de Gaulles ausdrückliche Erlaubnis auf keinen Fall einen Aufstand zuzulassen.

Das waren unmögliche Befehle. Nicht Chaban-Delmas hatte die Résistance in Paris in der Hand, sondern die Kommunistische Partei.

Der Leiter der Untergrundarmee in ganz Frankreich war ein Kommunist; der Leiter für den Pariser Bezirk war ein Kommunist, und ebenso sein erster Stellvertreter. Die Partei beherrschte zahlreiche Gewerkschaften und die Untergrundpresse. Sie beherrschte zwei der drei politischen Widerstandskomitees in Paris und hatte das dritte zu einem einflusslosen Debattierklub werden lassen. Sie hatte in allen Schlüsselstellungen ihre Leute. Erst kurz zuvor hatte eine kommunistische Bande ohne viel Federlesen eine Geldsendung gekapert, die die Zentrale der Forces françaises de l'Intérieur (FFI) in London für Chaban-Delmas bestimmt hatte.

Die Kommunisten hatten in der Widerstandsbewegung viel Blut gelassen. Sie waren als Nachzügler dazugestossen – vor dem deutschen Einfall in Russland 1941 hatten sich die meisten nicht daran beteiligt – und hatten die diszipliniertesten, am besten organisierten und häufig auch tapfersten Kämpfer gestellt. Das Ansehen der Kommunistischen Partei war noch nie so gross gewesen. Sie war die wichtigste politische Organisation in Frankreich, und ihre Parteimiliz, die FTP (Francs-Tireurs et Partisans), war die bedeutendste bewaffnete Einheit der Résistance.

Nun aber waren einige Parteiführer, die engen Kontakt zu Moskau hatten, entschlossen, in Paris einen Aufstand zu entfesseln. Sie wollten damit ihre Stellung festigen, die Macht übernehmen und sich den Lohn für jahrelange, schwere Arbeit in der Partei holen.

Chaban-Delmas hatte gehofft, die Alliierten würden geradenwegs auf Paris vorstossen und die Stadt einnehmen, ehe die Kommunisten ihren Aufstand organisieren konnten. Die Botschaft in Alain Perpezats Schuh hatte diese Hoffnung zerstört. Was die Alliierten vorhatten, spielte den Kommunisten direkt in die Hände.

In seiner Verzweiflung war Chaban-Delmas mit der Energie seiner Jugend sofort nach London geflogen – von einer Viehweide bei Mâcon aus.

In London hatte er seine Sache vor jedem alliierten Offizier vertreten, der ihm zuhören wollte, so auch vor Winston Churchills Stabschef, Sir Hastings Ismay. Aber er konnte die Verantwortlichen nicht dazu bewegen, ihre Pläne zu ändern.

Doch ganz vergeblich war seine Reise nicht gewesen, überlegte er, als eine amerikanische Militärmaschine ihn in der Normandie absetzte. Zumindest de Gaulle war auf die verzweifelte Lage in Paris aufmerksam geworden. Er hatte ihm für mehrere denkbare Fälle Pläne mitgegeben, mit deren Hilfe er versuchen konnte, die Stadt unter Kontrolle zu halten, bis die Alliierten kamen. Mit einem Tennisschläger und einem toten Huhn als Zeichen seiner Harmlosigkeit radelte Chaban-Delmas durch die deutschen Linien zurück nach Paris.

Mit jedem Tag wurden die Kommunisten machtgeriger. Das erfuhr zum Beispiel der sechszwanzigjährige Yvon Morandat, Sohn eines Bauern, der zu der Handvoll Männer in Paris zählte, in die de Gaulle absolutes Vertrauen setzte. Bei seiner Widerstandsarbeit traf sich der junge Morandat eines Tages mit einem prokommunistischen Freund auf einer Brücke. Der Freund machte ihn mit einem Fremden bekannt, dessen Französisch einen stark slawischen Akzent hatte. Morandat hatte vor dem Krieg in der Gewerkschaftsbewegung gearbeitet, und der Fremde sagte, die kommunistische Partei betrachte ihn seit Langem als einen integren Idealisten. Die grosse Gefahr, die Europa jetzt drohe, erklärte er weiter, sei die wirtschaftliche Kolonisierung und Ausbeutung durch die Vereinigten Staaten. Das einzige Land, von dem man in dieser Beziehung Hilfe zu erwarten habe, sei die Sowjetunion.

Dann teilte er dem verwunderten Morandat mit, die Partei wünsche, dass er für sie arbeite. Sie erwarte nichts weiter, als dass Morandat einen Verbindungsmann der Partei über die Anweisungen auf dem laufenden halte, die die Pariser Gaullisten aus London erhielten. Dafür könne Morandat auf die Kommunisten rechnen, wenn er nach dem Krieg eine politische Laufbahn anstrebe. Empört liess Morandat die beiden stehen.

Ein paar Tage danach war er mit drei jungen Kommunisten zu einer Besprechung verabredet. Er radelte auf dem Weg dorthin die Rue Saint-Martin hinunter, als ihn plötzlich ein anderer Radfahrer überholte und sein Vorderrad mit einem Fusstritt nach rechts gegen den Rand des Gehwegs schleuderte. Im Fallen hörte Morandat Reifen kreischen. Eine Reflexbewegung ermöglichte es ihm, rechtzeitig auf die Füsse zu kommen. An eine Hauswand gedrückt, sah er, wie ein schwarzer Wagen über die Stelle fuhr, wo er eigentlich liegen musste.

«Mein Gott», schrie ein Passant. «Die wollten Sie ja umbringen!»

Morandat liess sein zertrümmertes Fahrrad liegen und ging zu seiner Besprechung mit den drei jungen Kommunisten. Als sie ihn kommen sahen, wurden sie blass; ihre verblüfften Gesichter bestätigten Morandats Verdacht. Sie hatten geglaubt, er sei tot. Die Kommunisten hatten ihn zu ermorden versucht, weil er nicht ihr Spion sein wollte.

Das erste, was General von Choltitz anordnete, um die deutsche Stellung in Paris zu festigen, war die Entwaffnung der zwanzigtausend Mann starken Pariser Polizei. Das war eine heikle Aufgabe, aber dank dem geschickt gewählten Zeitpunkt – Sonntag früh – konnten die Deutschen ohne Widerstand Tausende von Schusswaffen sicherstellen. Ein, wie es schien, vielversprechender Anfang.

Tags darauf, am 14. August, liess Choltitz eine Parade abhalten, eine deutliche Machtdemonstration, die die französische Bevölkerung veranlassen sollte, wenigstens in den nächsten Tagen Ruhe zu halten. Stundenlang wand sich ein langer, bedrohlicher Zug von Panzern und Fahrzeugen, mit marschierenden Einheiten im Kampfanzug dazwischen, durch die Strassen der Stadt. Zum Teil passierte er dabei auf Umwegen mehrmals dieselbe Stelle, um eine weit stärkere Macht vorzutäuschen.

Der General selbst stand unauffällig in Zivil vor dem Café de la Paix, um zu ergründen, wie die Bevölkerung auf dieses Zeichen der Stärke reagierte. Das Ergebnis war enttäuschend. Neben ihm kicherten drei Mädchen in Sommerkleidern über die vorbeiziehenden Soldaten. Dem General stieg das Blut in den Kopf. Er konnte zwar nicht alles verstehen, was da in der Menge gesprochen wurde; aber schon das Lachen und der offene Hohn sagten ihm genug.

Am selben Nachmittag erhielt Choltitz vom Oberkommando der Wehrmacht die ersten Befehle, seit er das Kommando übernommen hatte. Sie galten der «Zerstörung oder völligen Lahmlegung» der Pariser Industrie.

Tags darauf wurde er am frühen Morgen zu einer Besprechung in den unterirdischen Bunker von Generalfeldmarschall Günther von Kluge, dem Oberbefehlshaber West, gerufen. Kluges Stabschef, Generalmajor Günther Blumentritt, besprach mit ihm die Ausführung der Befehle Hitlers und schlug ihm eine «begrenzte Politik der verbrannten Erde» in zwei Phasen vor: 1. die systematische Zerstörung der Gas-, Strom- und Wasserversorgung der Stadt; 2. die Lahmlegung ausgewählter Pariser Industriewerke. Da für eine vollständige Zerstörung aller Fabriken weder genügend Zeit noch genügend Leute zur Verfügung stan-

den, sah der Plan Vernichtung der unentbehrlichsten Maschinen vor, um die Fabrik so für die heranrückenden Alliierten wertlos zu machen.

Blumentritt betonte, vor allem Punkt 1 sei sofort in Angriff zu nehmen. Er übergab Choltitz eine Liste von Marinedepots, aus denen er die Sprengstoffvorräte der Wehrmacht ergänzen konnte. Würde der Plan nicht sofort in die Tat umgesetzt, erklärte Blumentritt, so sei er unter Umständen nicht zu Ende geführt, wenn die Alliierten die Stadt erreichten.

Choltitz erhob keine Einwände gegen den Befehl. Er entsprach schliesslich nur dem Vorgehen an der Ostfront. Aber gegen den Zeitplan hatte er etwas. Ihn interessierte im Augenblick die Verteidigung von Paris, nicht die Zerstörung. Der Zeitpunkt für Blumentritts Programm, sagte er, sei dann da, wenn man sich darauf einrichte, die Stadt aufzugeben. Das komme im Augenblick nicht in Frage. Würde er den Plan Blumentritts vorzeitig ausführen, dann triebe er die Pariser Bevölkerung in einen offenen Krieg mit seinen Soldaten. «Und ausserdem», setzte er lakonisch hinzu, «auch deutsche Soldaten trinken Wasser.»

Kluge hörte sich die beiden Generale an und behielt sich dann die Entscheidung vor. Er werde, sagte er, «die endgültigen Befehle später geben».

Als Choltitz ins «Meurice» zurückkam, warteten vier Sprengmeister vor seinem Zimmer. Generaloberst Alfred Jodl hatte sie auf Hitlers Anweisung von Berlin hergeschickt, um «die Zerstörung aller grösseren Fabrikanlagen im Gebiet von Paris vorzubereiten und zu überwachen». Sie hatten ein Dutzend schwarze Kartenbehälter bei sich, die die Lagepläne aller bedeutenderen Fabriken in und um Paris enthielten.

Choltitz liess ihnen ein Zimmer in seinem Hotel anweisen und stellte ihnen zwei Wagen zur Verfügung, damit sie die Werke selbst besichtigen konnten. Zwei Stunden später fand er sie in Pläne vertieft. «Wenn Paris fällt», sicherte ihm einer zu, «findet der Gegner nicht eine einzige intakte Fabrik vor.»

Aber das war noch nicht alles, was Hitler plante. Am selben Abend überbrachte ein junger Hauptmann, Werner Ebernach, eine Reihe Befehle, die von Jodl unterschrieben waren. Danach sollten die 45 Seinebrücken in Paris sofort zerstört werden.

Choltitz war keineswegs bereit, diese Befehle auszuführen. Er wies Ebernach an, «alles vorzubereiten», mit der Sprengung aber nicht ohne seinen ausdrücklichen Befehl zu beginnen. «Auf uns hier blickt die ganze Welt», setzte er hinzu, «nicht nur eine Handvoll Generale.»

Am Morgen des 16. August verliess der junge Student Michel Huchard seine Wohnung nahe der Bastille mit dem Rad. Es ging um wichtige Dinge.

Er wollte Waffen für die katholische Jugendgruppe besorgen, der er angehörte. Zum Abendessen werde er wieder zu Haus sein, versprach er. Es war sein einundzwanzigster Geburtstag, und eine besondere Überraschung war für ihn vorbereitet.

Zwanzig Kilometer entfernt, in dem Vorort Chelles, wartete der zwanzigjährige Kommunist Jacques Schlosser auf einen Lastwagen. Auch er fuhr nach Paris, weil er für seine Widerstandsgruppe Waffen wollte.

Aus fünf verschiedenen Gemeinden, mit Lastwagen, zu Fuss oder per Rad, strebten an diesem Morgen siebenunddreissig junge Leute demselben Ziel zu. Sie alle, Katholiken und Kommunisten, Bauern und Stadtkinder, waren einander unbekannt, gehörten aber zu derselben Vereinigung der Patriotischen Jugend und wollten Waffen. Ein Mann, den sie als «Serge» vom Geheimdienst kannten, sollte sie zu einem geheimen Waffenlager bringen.

Um elf stand Serge wartend an der Métrostation Porte Maillot am Ende der Avenue de la Grande Armée. Einer nach dem andern kam: Jacques Schlosser in einem Holzgaslastwagen mit einer Plane, Michel Huchard, ein hübsches blondes Mädchen namens Diane Boursier und alle die andern, aus denen die zusammengewürfelte Gruppe bestand.

Serge bot jedem Hinzukommenden aus einem Päckchen in seinem gelben Trenchcoat eine Gauloise an und wies ihn an, auf einem von drei verdeckten Lastwagen hinten einzusteigen, die an der Métrostation standen. Als alle da waren, gab Serge flüsternd seine Anordnungen: Die Plane war geschlossen zu halten, «damit die Deutschen nicht aufmerksam werden». Sie würden zweimal halten, sagte er; beim zweitenmal seien sie dann in der Garage, wo die Waffen versteckt seien. Dann schwang sich Serge auf sein Fahrrad und fuhr voran.

Die drei Lastwagen mit den siebenunddreissig jungen Menschen folgten getreulich – direkt in die Gestapofalle, die Serge ihnen gestellt hatte. An diesem Abend, kurz nach Sonnenuntergang, wurden am Fuss der Kaskade im Bois de Boulogne vierunddreissig Menschen erschossen: die ersten Opfer eines Aufstandes, der noch nicht begonnen hatte.

Am selben Tag – dem 16. August – begannen Tausende von Etappensoldaten Paris zu verlassen. Sie übergaben die Stadt auf Hitlers Befehl den Fronttruppen. Die Pariser sahen von den Terrassen der Cafés aus unbewegt zu. «Weihnachten sind wir wieder da», kam es hier und da von einem Lastwagen. Das erstaunlichste war die Flut an Beute, die mit der Besetzung verschwand. Badewannen, Bidets, Teppiche, Möbel, Radios, Kisten und Kisten mit Wein rollten an den Augen der empörten Pariser vorbei.

Andere Deutsche verabschiedeten sich in der Art, wie anständige Leute zu gehen pflegen. Am Boulevard Victor-Hugo in Neuilly hinterliess ein Oberst einen Brief mit einem Dank «an meinen unbekanntem Gastgeber wider Willen».

«Ich habe die Wohnung», schrieb er, «verlassen, wie ich sie vorgefunden habe. Gas, Strom und Telefon sind bezahlt; die Concierge hat ihr Trinkgeld bekommen.» Besonders bewundert habe er, fuhr der Oberst fort, «die drei Bände Voltaire, die ich wieder an ihren Platz gestellt habe». Dazu hinterliess er einen Geldschein, «um die beiden kristallinen Champagnergläser zu ersetzen, die unglücklicherweise während meines Hierseins zerbrochen sind».

Manche Deutschen stellte der Augenblick vor schwere moralische Probleme. Hauptmann Hans Werner zum Beispiel hatte sich zwischen der Wehrmacht und seiner Geliebten, Antoinette Charbonnier, zu entscheiden. Er entschied sich für Antoinette. Mittags verliess er in Zivilkleidung und mit einem Kofferchen seine Wohnung in der Avenue Mozart und ging in ein bescheidenes Hotel in der Rue Cardinet, wo Antoinette für den Eroberer von 1940 ein Versteck hergerichtet hatte. Dort wollten sie Zuflucht nehmen, bis «alles wieder normal» war. Dann würden sie heiraten.

Der Luftwaffenfeldwebel Willy Schmidt aus Koblenz fasste den gleichen Entschluss. Er packte Uniform und Pistole in Zeitungspapier, stopfte das Ganze bei der Porte des Lilas in ein Gully und ging zu seiner Wäscherin, Marcelle Brassart, die für sich und ihn ein Zimmer im nahen Hotel «Star» bereit hatte.

In ihrer Wohnung in der Rue Sédillot setzte sich eine junge Frau an ihre geheime, gefährliche Arbeit. Die Frau hiess Jocelyne und war eine der Chiffriererinnen der Pariser Resistance. Sie gehörte zu einem weitverzweigten, von Chaban-Delmas geleiteten System, das Nachrichten an die Zentrale des Freien Frankreich in London weitergab.

Jocelyne hatte soeben eine Nachricht bekommen, die sie nun zu chiffrieren hatte. Dann würde sie sie am Quai Voltaire einem Radfahrer mitgeben, der sie in eine Dienstbotenkammer unter dem Dach des Hauses Rue Vaneau 8 zu bringen hatte. Von da würde sie mit einem Geheimsender weitergegeben werden. Dieser arbeitete jedesmal nur zwanzig Minuten, damit er nicht von den Peilgeräten der Gestapo entdeckt wurde, die mit Lieferwagen durch die Strassen fuhr.

Jocelyne war angehalten, die Nachrichten, die sie verschlüsselte, nicht zu lesen. Sie vermied es auch diesmal sorgfältig. Es war der erste Bericht Chaban-Delmas' nach seiner Rückkehr von London. Aber bei dem letzten Block aus fünf

Buchstaben las sie unwillkürlich dodi mit. Und dann las sie gegen die Vorschrift den ganzen Text:

«Lage in Paris äusserst heikel. Polizei, Eisenbahn, Post streiken. Tendenz zum Generalstreik. Alle Voraussetzungen für einen Auf stand sind gegeben. Kleinere Vorfälle, ob spontan oder vom Feind oder von ungedulden Widerstandsgruppen selbst provoziert, werden genügen, um zu ernsten Zwischenfällen zu führen und zu blutigen Vergeltungsmassnahmen, die von den Deutschen offenbar beschlossen und vorbereitet sind. Lage verschlimmert durch Lahmlegung der Versorgungseinrichtungen: kein Gas, täglich eineinhalb Stunden Strom, Wassermangel in einigen Stadtteilen, Ernährungslage verzweifelt. Notwendig ist Intervention bei den Alliierten für sofortige Besetzung von Paris. Warnen Sie die Bevölkerung offiziell über BBC in schärfster, bestimmtester Weise davor, ein zweites ‚Warschau‘ heraufzubeschwören.»

Warschau! dachte Jocelyne. Der Aufstand dort hatte mit ungeheuren Zerstörungen und Verlusten an Menschenleben bezahlt werden müssen. War es in Paris wirklich so weit?

Die Antwort hiess: Ja, es war fast so weit.

Die warnenden Anzeichen, die Chaban-Delmas zu seinen düsteren Voraussagen veranlassten, machten sich an diesem sonnigen Morgen überall bemerkbar. Die Vichy-Minister waren geflohen und hatten ein politisches Vakuum hinterlassen. Die noch vorhandenen zivilen Behörden waren demoralisiert und mussten unter dem ersten Griff einer festen Hand in sich zusammenfallen. Die Presse der Kollaborateure war verschwunden. Eisenbahnen, Untergrundbahnen, Post und Telegraphen, die Polizei, sogar die Bank von Frankreich befanden sich im Streik. Vor allem aber, die ganze Stadt war zum Aufstand bereit. Durch vier Jahre der Besetzung gedemütigt, hungrig, ohne eine zivile Gewalt, die sie in Schach hielt, hatte die Pariser Bevölkerung das Gefühl, der Tag der Rache sei gekommen.

In der Tat waren alle Voraussetzungen für eben den Aufstand vorhanden, den Chaban-Delmas verhindern sollte. Nur eines fehlte, um ihn ausbrechen zu lassen: eine starke Stimme, die rief: «Auf die Barrikaden!» Diese Stimme wollte die kommunistische Partei jetzt liefern.

Das kommunistisch beherrschte Pariser Befreiungskomitee beschloss demgemäss, am nächsten Tag einen bewaffneten Aufstand in den Strassen von Paris zu entfesseln. Als aber der gaullistische Führer Yves Bayet von ihrer Absicht erfuhr, beschloss er ihnen zuvorzukommen. Die Gaullisten sollten das wichtigste Gebäude in Paris besetzen, das massive Bauwerk der Polizei-präfektur. Bayet bediente sich der Widerstandsorganisation innerhalb der Polizei, um alle Mann aufzurufen, sich am nächsten Tag, dem 19. August, um 7 Uhr früh in den

Strassen rings um die Präfektur zu versammeln. Die gleiche Aufforderung schickte er auch an die kommunistischen Organisationen – aber so, dass sie sie um sieben noch nicht haben konnten.

Als Amédée Bussière, der Vichy-Präfekt der Pariser Polizei, am nächsten Morgen erwachte, klingelte er nach seinem Diener. «Gibt's was Neues, Georges?» fragte er.

«Ja, *monsieur le Préfet*», antwortete Georges. «Unsere Leute sind wieder da.» Bussière eilte ans Fenster. Er war vier Tage lang Kapitän eines leeren Schiffes gewesen. Seine Männer hatten gestreikt. Nun sah er die französische Trikolore stolz auf dem Dach wehen. Und unten, im riesigen Hof der Präfektur, umstanden Hunderte bewaffneter Männer einen blonden Riesen in einem karierten Anzug. «Im Namen der Republik und von Charles de Gaulle», verkündete der Mann mit Stentorstimme, «ergreife ich Besitz von der Polizeipräfektur.»

Lautes Beifallsgeschrei. Irgendwo begann eine Trompete aufrüttelnd zu blasen. Dann erklang in dem dichtgefüllten Hof die Marseillaise.

Auch ein einzelner Radfahrer, der vorüberfuhr, hörte den Triumphgesang. Es war Henri Tanguy, bekannt unter dem Decknamen Oberst Rol, der kommunistische Führer des militärischen Widerstands in Paris. Nichts hätte ihn mehr überraschen können. Keiner seiner Befehle sah die Besetzung dieses imposanten Gebäudes vor. Jemand, argwöhnte er sofort, versuchte ihm die Kontrolle über den Aufstand streitig zu machen. Und in der Tat, die Gaullisten hatten die erste Runde gewonnen. Das Gebäude, das sie besetzt hatten, sollte in den kommenden Tagen ein fester Stützpunkt für sie werden.

Von dem unerwarteten Rückschlag in der Präfektur abgesehen, wurde Rols sorgfältig geplanter Aufruhr jedoch überall in der Stadt wirkungsvoll vorbereitet. Seit dem ersten Morgengrauen hatten die Kommunisten Plakate an die Mauern geklebt, die zu einer *mobilisation générale* aufriefen. Und die FFI wollte schon einen Befehl von Rol in die Tat umsetzen, der zu einem Kennwort des Aufstandes werden sollte: «*A chacun son Boche* – Jedem sein Deutscher.» FFI-Kommandos griffen in kleinen Gruppen einzelne deutsche Soldaten und Fahrzeuge an, wo sie sie finden konnten. Sie wollten sich bewaffnen, indem sie den Feind entwaffneten.

Rols Aufruf fand überall Widerhall. Die grosse Mehrheit der FFI und sogar die meisten von Rols Kommunisten folgten seinem Ruf ohne jeden parteipolitischen Hintergedanken. Für sie war der Aufstand nur die endliche Erfüllung eines einfachen patriotischen Wunsches: die Deutschen aus ihrer Stadt zu vertreiben.

Um neun Uhr früh waren schon an vielen Stellen der Stadt Feuergefechte im Gang. Und als der *Conseil National de la Résistance* (CNR), die oberste politische Instanz des Widerstandes, zur Abstimmung über den Aufstand zusammentrat, sah er sich vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Erhebung nehme ihren Lauf, erklärte der örtliche Kommunistenführer, André Tollet, den Versammelten – ob sie nun dem zustimmten oder nicht.

Für Alexandre Parodi, den Vertreter de Gaulles, war der Aufruhr, obwohl nach aussen hin ein Beitrag zur Vertreibung der Deutschen, ebensowohl ein politisches Manöver der Kommunisten. Aber alles war zu schnell gegangen, als dass es sich hätte noch auf halten lassen. Versuchte man es trotzdem, so riskierte man, die Führung vollends an die Kommunisten zu verlieren. Parodi musste den Aufstand hinnehmen und dabei nach Wegen suchen, ihn in die Hand zu bekommen. Er stimmte also ebenfalls für die Erhebung, die zu verhindern Charles de Gaulle befohlen hatte.

Der Aufstand trat rasch in sein zweites Stadium. Organisierte Gruppen der FFI besetzten nach einem genau festgelegten Plan die *mairies* (Rathäuser) der zwanzig Pariser *arrondissements*, dazu Polizeiwachen, öffentliche Gebäude, sogar die Schlachthöfe, die *morgue* und die *Comédie Française*.

In keinem der Stadtviertel von Gross-Paris hatten die Deutschen so wenig mit Schwierigkeiten gerechnet wie in Neuilly. Dieses elegante Wohnviertel beherbergte mehr Kollaborateure und Agenten als jeder andere Stadtteil. Es war seit Jahren ein Vorbild disziplinierter Duldung gegenüber den Eroberern Frankreichs. Die beiden deutschen Soldaten, die vor einem Café in der Rue de Chézy bei einem Cognac sassen, waren daher ziemlich verblüfft, als ihnen Louis Berty, ein Schlächtermeister aus Nanterre, eine Pistole unter die Nase hielt. Er entwaffnete seine Gefangenen und brachte sie in die Mairie.

Das Haus war bereits in den Händen der FFI. André Caillette, ein Fabrikbesitzer, der Berty und fünfundsechzig andere Freiheitskämpfer führte, verteilte seine Leute auf die drei Stockwerke der Mairie. Gleich darauf hielt draussen ein Lastwagen der Wehrmacht mit einem halben Dutzend Soldaten. Ihr Offizier schrie: «Ergebt euch und kommt heraus!»

Darauf rief Caillette in begreiflicher Überschätzung seiner Stärke: «Ergebt ihr euch. Hier ist die Befreiungsarmee.»

Der Offizier zog seine Pistole, und nun kam aus jedem Fenster der Mairie Gewehrfeuer. Als es aufhörte, bewegte sich nur noch ein Deutscher. Die andern waren tot. Entsetzt bedachten die Widerstandskämpfer, was sie da angerichtet hatten. Dann hörten sie Panzer näherkommen.

Fünf Stunden lang tobte das Gefecht. In der Mairie häuften sich die Toten. Endlich wurde das Maschinengewehr, das die Fenster des belagerten Gebäudes beherrscht hatte, durch einen Scharfschützen zum Schweigen gebracht.

Mitten in den Kampflärm hinein klingelte, beinahe unpassend, das Telefon. Als André Caillette sich meldete, hörte er die aufgeregte Stimme eines Polizisten aus dem etwa fünfzig Kilometer entfernten Etampes. Er beschrieb dem sprachlosen Caillette, was sich vor seinem Fenster abspielte: In einem endlosen Strom von Panzern und Panzerspähwagen zogen die Befreier an ihm vorbei.

Caillette rannte zu seinen Kameraden. «*Les gars*», rief er, «die Amerikaner sind in Etampes.» In Wirklichkeit bedeutete das keineswegs die unmittelbar bevorstehende Befreiung, denn Eisenhowers Truppen zielten nicht auf Paris. Sie waren lediglich auf dem Weg um die Stadt herum in die Nähe gekommen. Aber das wussten die Widerstandskämpfer nicht. Und für einen Augenblick stimmte das Wissen, dass die Alliierten nicht weit waren, sie ungemein zuversichtlich.

Da erschienen plötzlich vier Panzer auf dem Platz. Sie schossen die eiserne Tür der Mairie zusammen, und einer schob sich rutschend die Marmorstufen hinauf. Die Franzosen waren wehrlos.

Caillette zog sich mit seinen Leuten vom Erdgeschoss in den Keller zurück. Dort befand sich unter einem Zementdeckel ein sechzig Zentimeter breites Loch, das zu einem Verschlag, etwa so gross wie ein Schrank, führte. Hinter diesem Verschlag, auf der andern Seite einer Ziegelmauer, war ein Abwasserkanal. Zwei Männer hatten schon vor einer Stunde begonnen, in diese Mauer ein Loch zu schlagen.

Caillette und die Männer in seiner unmittelbaren Nähe krochen durch das Loch und warteten schweigend in fürchterlicher Enge, bis ihre Kameraden mit der Arbeit fertig waren. Sie mussten ihren Verwundeten den Mund zuhalten, um ihr Schreien zu ersticken, und sie wickelten ihre Hemden um die Spitzhacken der beiden Arbeiter. Caillette sass direkt unter dem Zementdeckel und konnte über sich die knirschenden Stiefel der Deutschen hören, die den Keller nach ihnen absuchten. Er erwartete jeden Augenblick, dass ein halbes Dutzend Handgranaten in ihr Versteck geworfen würden.

Stunden schienen vergangen zu sein, als die beiden Männer endlich einen kleinen Durchschlupf durch die Mauer geschlagen hatten. Einer nach dem andern, mit zwanzig Meter Abstand, zwängten sich die überlebenden Verteidiger der Mairie von Neuilly durch das Loch und stiegen in das fließende Abwasser, das ihnen bis zur Hüfte reichte.

Als sie den Kanal hinunterwateten, hörten sie ein Geräusch, das kaum weniger beklemmend war als das Trapsen deutscher Soldatenstiefel: Ein Gewitter hatte begonnen. Bald würde das Regenwasser die Kanäle bis oben hin füllen und die Menschen darin ertränken.

Da sah einer von ihnen, François Monce, in einem Seitenkanal einen Lichtschimmer. Er lief darauf zu und erkannte über sich, durch einen Wasserfall hindurch, einen grauen Fleck. Gleich darauf fand er auch die ersten Stufen einer Steigleiter. Monce erstieg sie und erreichte oben ein rostiges Gitter. Er hob es ein wenig an, blickte sich vorsichtig um und erkannte die Stadtbibliothek von Neuilly. Ein Wink zu den andern hinter ihm, dann hob Monce das Gitter vollends und brachte sich im nächsten Wohnhaus in Sicherheit.

Auch vor der Polizeipräfektur erschienen Panzer. Die erste Granate riss die eine Hälfte des Haupttores weg. Verschanzt hinter angedeuteten Barrikaden, bewaffnet mit Pistolen, Gewehren aus dem ersten Weltkrieg und ein paar alten Maschinengewehren, sahen die Polizisten entsetzt auf die Fahrzeuge. Schliesslich erfasste sie eine Panik. Sie rannten zum einzigen verbliebenen Notausgang, dem Zugang zur Métro im Keller, die von da auf das linke Seineufer führte.

Ein entschlossener Mann hielt sie auf: Der Polizeiwachtmeister Armand Fournet bahnte sich mit Schultern und Ellbogen einen Weg zum oberen Treppenabsatz und drohte, den ersten Mann zu erschiessen, der an ihm vorbei wollte. Verduzt und beschämt blieben die Polizisten stehen.

Über ihnen schickte ein Mann am Fernschreiber einen dringenden Appell an alle Polizeiwachen in Paris: «Ein deutscher Angriff steht bevor. Alle verfügbaren Streitkräfte der FFI müssen die Deutschen im Rücken angreifen.» Binnen Minuten brachen in Dutzenden von Polizeiwachen Trupps von Männern mit eilig zusammengerafften Waffen auf, um der Präfektur zu Hilfe zu kommen.

In dem schwach erleuchteten Keller des Gebäudes selbst bereiteten drei Männer die wirksamste Waffe vor, die man aufreiben konnte. So schnell es ging, leerten sie den Champagnervorrat des Vichy-Präfekten auf den Fussboden, füllten Benzin und Schwefelsäure in die Flaschen, verschlossen sie wieder und wickelten sie in Papier, das mit Kaliumchlorat getränkt war. Eine Kette aus Polizisten brachte diese Molotow-Cocktails in die oberen Stockwerke.

Auf dem Platz vor Notre-Dame sah der Panzerkommandant Willy Linke, wie eine der todbringenden Flaschen in die geöffnete Turmluke des Panzers neben ihm fiel. Eine Flamme schoss empor, und Sekunden später war das ganze Fahr-

zeug eine lodernde Fackel. Linke konnte das Triumphgeschrei der Verteidiger der Präfektur hören. Wütend liess er die Kanone laden und auf das Gebäude schiessen.

Um sieben Uhr am selben Abend läutete im schwedischen Generalkonsulat dringlich das Telefon. Schliesslich nahm der Generalkonsul, Raoul Nordling, selbst den Hörer ab und hörte verwundert eine Stimme, die sagte: «Hier ist die Polizeipräfektur. Unsere Lage ist verzweifelt. Wir haben nur noch für ein paar Minuten Munition. Können Sie nicht etwas tun?»

Nordling ging sofort zu General von Choltitz. Der General hatte sich eben zum Gegenschlag gegen die Résistance entschlossen, die an diesem Tag fünfzig seiner Soldaten getötet und hundert verwundet hatte. Als die beiden Männer die Lage besprachen, wurde deutlich, dass der General von der misslichen Situation in der Präfektur nichts wusste, denn er sprach immer wieder davon, man müsse «sie mit Bomben aus ihrer Präfektur jagen».

Tatsächlich hatte er, um seinen Panzern die Aufgabe zu erleichtern, bereits für den nächsten Morgen einen Stuka-Angriff auf das Gebäude befohlen. Er war überzeugt, mit diesem einen harten Schlag werde er in der Stadt einen solchen Schrecken auslösen, dass wieder Ruhe eintrat.

«Sind Sie sich darüber im Klaren», fragte Nordling entsetzt, «dass ein Abwurf, der nicht genau ins Ziel geht, Notre-Dame trifft?»

Choltitz zuckte die Achseln. Was solle er unter den gegebenen Umständen anderes tun, fragte er.

Da führte Nordling ihm rasch eine Alternative vor Augen: eine zeitweilige Feuereinstellung, die man, wenn sie sich bewährte, verlängern konnte. Dem General war eine solche Möglichkeit gar nicht in den Sinn gekommen. Nun aber sah er in den Argumenten des Schweden mehrere Möglichkeiten – vor allem die, Paris wenigstens eine Zeitlang ruhig zu halten. Zudem wäre er dann in der Lage, den befohlenen Bombenangriff in der Morgendämmerung zu verschieben – einen Angriff, der unweigerlich als Kriegserklärung an die Stadt ausgelegt werden würde.

Choltitz fasste einen Entschluss: Wenn die Verantwortlichen in der Präfektur in der nächsten Stunde zeigten, dass sie ihre Leute in der Hand hatten, wolle er einer Feuereinstellung in der ganzen Stadt zustimmen. Er begleitete Nordling zur Tür. Dann befahl er, der Morgenangriff sei bis auf Weiteres zu verschieben.

Nordling telefonierte mit der Präfektur und berichtete von dem Waffenstillstand. Einige Minuten danach schwieg das Feuer auf beiden Seiten. Am nächsten Morgen wurde in ganz Paris kaum noch geschossen.

Hitler hatte noch nichts von dem Aufstand gehört, wollte aber dessenungeachtet die Verteidigung von Paris verstärken. Am 20. August befahl er, nachdem er persönlich nach verfügbaren Verbänden gefahndet hatte, die 26. und 27. Panzerdivision aus Dänemark abzuziehen. Die Vorausabteilungen konnten seiner Überzeugung nach Paris in fünf bis sechs Tagen erreichen, auch wenn sie sich der alliierten Luftangriffe wegen nur nachts bewegten.

«Die wichtigste Aufgabe des Oberbefehlshabers West ist es», entschied er, «seine Kräfte vor Paris zu sammeln. Er muss in erster Linie vor Paris Herr der Lage bleiben.»

Die Berichte, die Charles de Gaulle in Algier erreichten, führten zu einer schnellen Entscheidung: Er musste nach Frankreich. In seinem formellen Ersuchen um die Zustimmung der Alliierten sagte er lediglich, er wolle die befreiten Gebiete inspizieren. Er sagte sich, wenn sie seine wahre Absicht kennten, den Sitz der Regierung des Freien Frankreich nach Paris zu verlegen, so würden sie ihn in Algier festhalten. Überraschenderweise gaben die Alliierten sich mit de Gaulles Erklärung zufrieden und genehmigten die Reise.

Am 20. August flog seine Lockheed Lodestar «France» von Gibraltar aus nordwärts, das letzte Stück des langen Fluges nach Cherbourg. Eine «Fliegende Festung» mit amerikanischer Besatzung, die de Gaulle nach Frankreich bringen sollte, hatte bei der Landung in Gibraltar einen Reifenschaden. Ersatz heranzufiegen hätte mehrere Stunden gedauert. Als der General von der bevorstehenden Verzögerung erfuhr, erklärte er seinen protestierenden englischen Gastgebern: «Ich fliege wie vorgesehen gegen Mitternacht, und zwar mit meiner eigenen Maschine.»

Die Lodestar war mit ihren 3'600 Litern Brennstoff um mehr als eine halbe Tonne überladen. De Gaulle selbst hatte den Start angeordnet, gegen den Rat seiner Begleitung und der Engländer. Die Maschine kam nur mit knapper Not in die Luft. Es war wohl der schwierigste Start, den der Pilot, Oberst Lionel de Marmier, während seiner insgesamt 15'000 Flugstunden gemacht hatte.

Auch mit dem zusätzlichen Treibstoff beanspruchte ein solcher Flug in die Normandie die Reichweite der Lodestar bis zum äussersten. Bei Tagesanbruch war der Pilot still und angespannt. Er hatte nur noch für weniger als eine halbe Stunde Brennstoff. Und er wusste nicht einmal, wo sie sich befanden. Seit über einer Stunde flog die «France» blind durch Nebel und Regen irgendwo vor der englischen Küste und hielt vergebens Ausschau nach den Jägern der RAF, die ihn in die Normandie geleiten sollten.

«Treibstoff?» fragte de Marmier seinen Bordmechaniker, Leutnant Aimé Bully.

«Sehr wenig, Herr Oberst.»

De Marmier wusste, er musste Land finden – allein, ohne Instrumente, ohne Funk und ohne die leiseste Ahnung, wie hoch die Wolkendecke war. Er drückte die Maschine etwas nach unten. Als er die Wellenkämme des Kanals sah, schickte er seinen Fluggästen die Meldung, sie würden in England landen müssen.

«Auf keinen Fall», erklärte de Gaulle. «Ich will nur in Frankreich landen.»

«Treibstoff?» fragte de Marmier wieder.

«Fast alle.»

Dicht über der unruhigen Wasseroberfläche, mit einer Sicht von weniger als hundert Metern, wendete die Lodestar und flog genau nach Süden, bis voraus die langgestreckte, flache französische Küste aufstieg. Das Flugzeug glitt über einen verlassenem Strand mit Holzhäuschen und allerlei Unrat. De Marmier erkannte nichts. Und Zeit, nach Geländemerkmale zu suchen, hatte er nicht.

«Leutnant Bully», befahl er, «bringen Sie *le patron* diese Karte, und fragen Sie ihn, ob er weiss, wo wir sind.»

In dem Abteil hinter der Führerkanzel sass de Gaulle in Gedanken versunken, eine Zigarre nachlässig im Mundwinkel. Nun setzte er seine Brille auf, sah prüfend auf die Karte, blickte eine Weile hinaus und stiess dann den Finger auf die Spitze der Normandie. «Wir sind hier», erklärte er, «unmittelbar östlich von Cherbourg.»

Inzwischen hatte sich auch de Marmier zurechtgefunden. Sie waren an der Stelle, die de Gaulle angegeben hatte. Der Pilot setzte zur Landung auf einem Feldflugplatz an.

Während die Maschine über die Landebahn rollte, blinkte am Instrumentenbrett ein kleines, rotes Licht auf: Die «France» hatte nur noch für wenige Minuten Treibstoff. An dieser Zeitspanne hatte es gehangen, ob Charles de Gaulle zurück nach Frankreich kam oder im Kanal ein vorzeitiges Ende fand.

Eine Stunde später, in der Präfektur von Cherbourg, erfuhr de Gaulle vom Aufstand in Paris. Und was ihm schon vorher dringlich erschienen war, wurde nun zwingend.

Der General war fest entschlossen: Noch heute abend musste er Eisenhower dazu bringen, sofort nach Paris zu marschieren. Er ersuchte um eine Unterredung.

Dreihundertachtunddreissig Kilometer von Maupertus entfernt, war Generalfeldmarschall Walter Model, der Generalfeldmarschall von Kluge als Oberbefehlshaber West abgelöst hatte, in sein unterirdisches Hauptquartier zurückgekehrt. Er kam von einer Inspektionsfahrt, die einem bösen Traum glich. Die Westfront war in einem weit schlimmeren Zustand, als er sich vorgestellt hatte. Er musste Zeit gewinnen, bis er seine Truppen neu geordnet hatte. So entschloss er sich, Paris ins Spiel zu bringen.

Choltitz' Berichte vom Tag zuvor waren beruhigend gewesen. Nur wenige «Terrorakte» waren gemeldet worden. Zudem hatte Models Nachrichtenoffizier am Morgen berichtet, «ein grosser alliierter Angriff auf Paris sei nicht unbedingt zu erwarten». Model war daher der Meinung, er könne seine bedrohten Verbände über die Seine in Richtung auf Paris zurücknehmen, bevor ihn die Alliierten abschnitten. Später, wenn die vom Führer zugesagten Verstärkungen, die 26. und 27. Panzerdivision, eintrafen, wollte er dann den festen Verteidigungsgürtel vor Paris ziehen, den Hitler befohlen hatte.

In diesem Augenblick dachte der Befehlshaber von Paris allerdings ohnehin nicht an Verstärkungen. General Jodl hatte ihm gerade mitgeteilt, der Führer wünsche eine persönliche Erklärung, weshalb die Zerstörung von Paris noch nicht begonnen habe. Die Entschuldigung, die Pläne seien noch nicht vollständig, konnte Choltitz nicht mehr gebrauchen; er hatte sie alle komplett in seinem Schreibtisch. In die Enge getrieben, platzte er mit der Wahrheit heraus – und bedauerte es sofort. Er habe noch nicht anfangen können, sagte er zu Jodl, weil seine Leute überall in der Stadt «Terroristenaufstände» bekämpfen müssten.

Jodl hörte zum erstenmal, dass es in Paris ernsthafte Unruhen gab. Er schwieg erschrocken. Dann begann er zu reden: Erstens, der Führer werde natürlich toben; zweitens, Choltitz habe alles zu tun, um die Ruhe wiederherzustellen; und endlich: «Der Führer erwartet, dass Sie die grösstmöglichen Zerstörungen in Ihrem Befehlsbereich veranlassen.»

Die drohende Zerstörung von Paris war eine der grossen Sorgen von Charles de Gaulle, als er aus Eisenhowers Befehlszelt trat und über das nasse Gras ging. Gerade um diesen Punkt hatte sich ihr Gespräch gedreht. Eisenhower hatte ihm, von Karte zu Karte gehend, die Details seiner Zangenbewegung um Paris herum erläutert. Bei einer Front, die sich so rasch bewege, erklärte der Oberkommandierende, sei er ausserstande, einen Zeitplan für die Befreiung der Stadt aufzustellen.

De Gaulle hatte Eisenhower darauf hingewiesen, wenn er den Einmarsch in Paris hinausschiebe, laufe er Gefahr, dass sich «in der Stadt eine verhängnisvol-

le politische Lage entwickelt, die die alliierten Kriegsanstrengungen ernsthaft gefährden könnte». Eisenhower lehnte es ab, seine Pläne zu ändern.

Während de Gaulle mit hängenden Schultern zu seinem Flugzeug zurückkehrte, kämpfte er mit einem schweren Entschluss. Sollte er, wie er Eisenhower angedroht hatte, dem alliierten Oberkommando die von Philippe Leclerc befehligte französische Zweite Panzerdivision entziehen und auf eigene Faust nach Paris schicken? Er wandte sich zu seinem Ordonnanzoffizier, Claude Guy, und fragte: «Wo ist Leclerc?»

Für die Gaullisten, die das peinigende Bild der Kämpfe in Warschau vor Augen hatten, war der unsichere Waffenstillstand die vielleicht letzte Möglichkeit, ihre geliebte Stadt zu retten. Sie taten, was in ihrer Macht stand, um ihn einzuhalten. Für den kommunistischen Oberst Rol jedoch war er glatter Verrat. Er hatte sich an diesem Vormittag alle Mühe gegeben, ihn zu brechen. Über das Telefon, durch Kuriere und persönlich erneuerte er seinen Befehl vom Tag zuvor: «Der Aufstand geht weiter. Wir kämpfen, bis der letzte Deutsche Paris verlassen hat.» Am Nachmittag begannen seine Männer, die Häuserwände mit Plakaten zu bekleben, auf denen die Feuereinstellung als ein Trick bezeichnet wurde, um «die arbeitende Klasse von Paris auszurotten».

Der Kampf zwischen Gaullisten und Kommunisten war entbrannt. Vor allem in der Polizeipräfektur ging es heiss her. Die Debatten zwischen den beiden Parteien wurden im Labyrinth der langen Korridore mit beinahe gleicher Leidenschaft geführt wie der Kampf gegen die Deutschen am Tag zuvor. Auf den Hinweis, der Preis für die kommunistische Politik seien zweihunderttausend Tote und die rauchgeschwärzten Ruinen ihrer Stadt, erwiderte ein Kommunist mit einem Satz, den seine Zuhörer nie vergessen werden: «Paris ist zweihunderttausend Tote wert!»

Im Lauf des Tages brach der Waffenstillstand allmählich zusammen. Die straff geführten Kommandos der FFI beschossen überall in Paris deutsche Streifen. Die Deutschen, von denen viele den Waffenstillstand ebenfalls nicht ernst nahmen, schossen zurück oder eröffneten auch von sich aus das Feuer. Sonntagsspaziergänger sahen sich plötzlich inmitten eines Schusswechsels. Bewohner, die noch vor wenigen Stunden froh die Trikolore aus dem Fenster gehängt hatten, waren jetzt Zielscheiben für deutsche Streifen.

Inzwischen organisierte sich die Stadt. Die Geheimdruckereien, die bisher Untergrundzeitungen hergestellt hatten, druckten nun Handzettel mit Anleitungen, wie man Molotow-Cocktails herstellt und Barrikaden baut. Die Kranken-



Der Befehlshaber von Gross-Paris:  
General Dietrich von Choltitz

Deutscher Schilderbaum an der Place  
de la Concorde

Deutsche Soldaten auf  
den Champs-Élysées





↑ Französische Widerstandskämpfer reissen das Strassenpflaster auf und errichten daraus eine Barrikade



Auch Frauen kämpfen mit

häuser wurden von der Résistance übernommen. Medizinstudenten und junge Mädchen richteten in Wohnungen und Läden Notkliniken ein. Freiwillige Krankenträger, die meisten unter zwanzig, verteilten sich über die Stadt. In den «Hallen» beschlagnahmten die FFI alle Lebensmittel, um Gemeinschaftsküchen einzurichten.

An diesem Abend sprach General Koenig über BBC. Er sagte: «Die grösste Gefahr für Paris wäre es, wenn die Bevölkerung einem Aufruf zum offenen Widerstand folgen würde.» Seine Worte kamen zu spät.

Der Aufstand war so sehr zur Tatsache geworden, dass Rol seinen Stabschef Roger Cocteau, genannt Gallois, ausgeschiedt hatte, um mit den Amerikanern Verbindung aufzunehmen und sie aufzufordern, in grossen Mengen Waffen über Paris abzuwerfen. Mit ihnen hoffte er, die Deutschen zu vertreiben und zugleich die Stellung der Kommunisten zu festigen. Gallois und sein Führer, Professor Robert Monod, hatten für die Nacht in einer alten Villa in Saint-Nom-la-Breteche, etwa zwanzig Kilometer von Paris entfernt, Unterschlupf gefunden. Sie hörten, wie draussen der Regen auf das Kopfsteinpflaster prasselte und, weniger beruhigend, deutsche Soldaten vorbeiging. Beide Männer waren schweigsam und niedergeschlagen. Einen halben Tag lang hatten sie vergeblich versucht, durch die deutschen Linien zu kommen.

Gallois gehörte zu den wenigen höheren Offizieren in Rols Stab, die keine Kommunisten waren. Man hatte ihm diese Mission vor allem deshalb anvertraut, weil er als einziger in der Umgebung des kommunistischen Führers fließend Englisch sprach. Professor Monod, Inspekteur des Gesundheitswesens im Departement Seine, war Chef der ärztlichen Versorgung in der Résistance. Er war mitgeschickt worden, weil er einen Wagen hatte und eine Reisegenehmigung für das Seine-et-Oise-Gebiet.

Monod hatte am Abend zuvor eine Lücke in den deutschen Linien gefunden und Rol vorgeschlagen, er wolle einen Mann dort hindurchführen, um mit den Alliierten Verbindung aufzunehmen. Rol war, wie der Professor gehofft hatte, sofort Feuer und Flamme gewesen. Aber jetzt, da Monod mit Gallois allein war, versuchte er ihn davon zu überzeugen, dass ein Waffenabwurf eine Torheit wäre. Er werde nur Vergeltungsmassnahmen der Deutschen heraufbeschwören. Statt um Waffen zu bitten, sollte Gallois lieber versuchen, die Alliierten und vor allem de Gaulle so schnell wie möglich nach Paris zu holen.

Ein langes Schweigen folgte. Die eine Kerze, die das Zimmer erhellt hatte, erlosch zischend in ihrem eigenen Wachs. Dann hörte Monod, wie Gallois sagte: «Professor, ich glaube, Sie haben recht.»

Ein Bote stürmte in Rols Untergrundzentrale und warf ein Paket auf den Tisch. Es enthielt die noch druckfeuchten ersten Zeitungen der neuen Ära. Schon ihre Namen verrieten es: *Le Parisien Libéré*, *Libération*, *Défense de la France*. Und die Schlagzeile an diesem Montagmorgen hiess: «*Aux barricades!*»'

Der Kriegsruf verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Von den Seineufern in Saint-Cloud bis in die verrussten Industrieviertel von Pantin, von Montmartre bis Montparnasse wuchsen Barrikaden aus dem Pflaster. Schliesslich waren es vierhundert oder mehr, in Grösse und Form so verschieden wie ihre Erbauer. In der Rue Saint-Jacques zeigte ein Pfarrer, ein ehemaliger Ingenieur, seinen Pfarrkindern, wie man so etwas baut. Obenauf stellten sie grosse Bilder von Hitler und Göring. In der Rue de la Huchette wurde die Arbeit von einer Frau geleitet: Colette Briant, die einen viel zu grossen Wehrmachtstahlhelm auf dem Kopf trug.

Was sich nur bewegen liess, kam auf die Barrikaden. Frauen und Kinder reichten von Hand zu Hand Pflastersteine von der Strasse weiter. Sandsäcke, Kanaldeckel, Bäume, ausgebrannte Lastwagen, Möbel, alles wurde benutzt. Ein besonders grosser Bau beherrschte die Kreuzung des Boulevard Saint-Germain mit dem Boulevard Saint-Michel – ein wichtiger Knotenpunkt, den man bald den *Carrefour de la mort* (die Todeskreuzung) nannte.

Vor der *Comédie Française* errichteten die Schauspieler eine Barrikade aus allem, was sie in den Magazinen ihres Theaters fanden. Da sie ziemlich dürrtzig geworden war, stellten sie in einiger Entfernung davor eine Reihe Konservendosen, jede mit der Aufschrift: «Achtung, Minen.» Die ganze Woche hindurch kam kein deutscher Panzer in die Nähe dieser vorgeblichen Befestigung.

Für Rol waren diese Barrikaden ungemein befriedigend. Er hatte jetzt dafür zu sorgen, dass die Deutschen ihren angemessenen Anteil an den 200'000 Toten bezahlten, die Paris angeblich wert war. Im Ungewissen über das Schicksal von Gallois schickte er zu Chaban-Delmas und bat ihn, eine Bitte um Waffen, vor allem 10'000 Handgranaten, nach London weiterzuleiten. Er zweifelte allerdings daran, dass Chaban-Delmas der Aufforderung nachkommen werde.

Dass die Widerstandskämpfer dringend Waffen brauchten, wurde im Lauf des Tages besonders deutlich. Denn der Ruf «Auf die Barrikaden!» wich sehr bald dem schrilleren «Die Panzer kommen!»

Dem Studenten Raymond Sarran, der das Polizeikommissariat des fünften Arrondissements besetzt hielt, wurde das Nahen der Panzer telefonisch durch einen deutschen Offizier angekündigt. Dieser erklärte, *Monsieur le FFI* solle die

Barrikade entfernen, sonst würden die Panzer es tun. Sarran entgegnete: «Sie haben hier nichts mehr zu befehlen, Oberst.» Zehn Minuten später waren die Panzer da. An jeden Turm waren zwei Franzosen in Zivilkleidung gebunden – als Schutz gegen Molotow-Cocktails. Sarrans Barrikade wurde in aller Ruhe zerstört.

Beim Bahnhof Batignolles zerrten die FFI ein schrottreifes Ungetüm von einem Kampfwagen gegen die deutschen Panzer. Es war ein veralteter Somua-Panzer aus der Zeit vor dem Krieg, den sie in einer Fabrik im nahen Saint-Ouen erbeutet hatten. Die triumphierende Menge hatte den Turm mit der Trikolore geschmückt. Aber die Fahne war auch die einzige Waffe. Die FFI hatten keine Munition für das Geschütz.

Niemals, es sei denn in den Zellen der Gestapo, waren so viele Führer der Résistance beieinander gewesen wie an diesem Nachmittag in einem Haus in der Avenue du Parc-Montsouris. Sie waren gekommen, um über den rasch zerbröckelnden Waffenstillstand zu sprechen. Alexandre Parodi glaubte noch immer, er sei zu retten. Auch Jacques Chaban-Delmas verteidigte ihn verbissen. Am Schluss seiner Rede sprach er von ihm als einem «Gentlemans Agreement» mit Choltitz.

Heller Aufruhr. «Mit Mördern trifft man kein Gentleman's Agreement!» schrie einer. «Und ihr», kam die Antwort, «ihr setzt das Leben von Hundertfünfzigtausend für nichts aufs Spiel!»

Pierre Ginsburger, genannt Villon, der älteste anwesende Kommunist, schnaubte: «Ich habe noch nie einen so schlappen französischen General gesehen!»

Alles schrie durcheinander. Plötzlich übertönte das Klirren zerbrechenden Glases den Lärm. Es wurde still. Der gaullistische Journalist Debu-Bridel hatte eine Fensterscheibe eingeschlagen, und der Schrecken hatte die Ruhe wiederhergestellt. Villon entschuldigte sich bei Chaban-Delmas. Dann stand ein anderer Mann auf, Graf Jean de Vogué, um gegen Chaban-Delmas' Argumente zu sprechen. Er sprach für Tausende einfacher Pariser, die nichts anderes wollten, als gegen die Deutschen kämpfen. «Auf die Barrikaden», rief er. «Wir müssen die Schande von 1940 tilgen.»

Darauf erhob sich Villon zum Gnadenstoss. Werde der Waffenstillstand fortgesetzt, sagte er, so würden die Kommunisten «an jede Mauer von Paris Plakate schlagen, auf denen die Gaullisten bezichtigt werden, dem Volk von Paris in den Rücken zu fallen». Die Plakate seien bereits gedruckt.

Parodi sank auf seinem Stuhl zusammen. Er fühlte sich erpresst. Die Einheit der Résistance war das wichtigste. Er musste der Beendigung des Waffenstill-

stands zustimmen. Nur ein Zugeständnis konnte er noch durchsetzen: Die offizielle Aufkündigung sollte erst in vierundzwanzig Stunden erfolgen.

Erschöpft zog sich Parodi sein Jackett an. Aufschluchzend stolperte er gegen Villon. «Mein Gott, jetzt werden sie Paris zerstören», stöhnte er. «Unsere herrliche Notre-Dame wird ein Trümmerhaufen werden.»

Da schlug sogar ein Gaullist, Debu-Bridel, zurück: «Na, und wenn Paris schon zerstört wird! Wir werden mit zugrunde gehen. Besser Paris wird so zerstört wie Warschau, als dass es ein zweites 1940 erlebt.»

Selbst Charles de Gaulle glaubte allmählich, dass man einige Zerstörungen in Paris werde in Kauf nehmen müssen. Vierundzwanzig Stunden lang hatten ihn die Geheimsender seiner Anhänger in der Stadt mit Appellen bombardiert, die auf den unverzüglichen Einmarsch der Alliierten in Paris drängten. «Der Waffenstillstand», warnte eine der letzten Nachrichten, «kann über diesen Abend hinaus nicht aufrechterhalten werden. Für morgen scheint der allgemeine Kampf in ganz Paris mit beklagenswert ungleichen Kräften unvermeidbar».

De Gaulle war sich bewusst, dass jede Stunde, die verging, seinen politischen Gegnern zugute kam und Chaos und Anarchie heraufbeschwor – eben den Zustand, den sie brauchten, um ihre politischen Pläne zu verwirklichen. Er musste die Hauptstadt erreichen, bevor es zu spät war. In seiner klaren, ein wenig steilen Handschrift entwarf der General einen letzten Appell an Eisenhower. Er halte, schrieb er, die Besetzung von Paris durch die Alliierten für so bedeutungsvoll, dass sie unternommen werden müsse, «auch wenn es zu Kämpfen und Zerstörungen im Innern der Stadt kommen sollte».

Nicht einmal de Gaulle wusste, dass General Leclerc, der Kommandeur der französischen Zweiten Panzerdivision, die Dinge bereits selbst in die Hand genommen hatte. Er hatte in den frühen Morgenstunden eine Vorausabteilung in Richtung auf Paris entsandt, um sicherzugehen, dass die ersten Befreier Franzosen waren. Die siebzehn Panzer, zehn Schützenwagen und zwei Züge Infanterie zogen eben jetzt an dem Städtchen Dreux vorüber.

Hätte Dietrich von Choltitz von Leclercs Entschluss gewusst, er wäre an diesem Abend noch niedergedrückt in seinem Hotelzimmer auf und ab gewandert. Seine ganze geordnete Welt brach zusammen. Er hatte auf Nordlings Waffenstillstand gesetzt und verloren. Berlin und Model, dessen war er sicher, wussten von seinen Verhandlungen mit dem Feind. Er hatte keinen der Zerstörungsbefehle ausgeführt, die er bekommen hatte, nicht eine einzige Fabrik war gesprengt worden. Und jetzt lag ein neuer Befehl vom OKW da. Er lautete: «Befehl von

General Jodl: Die Zerstörung der Pariser Brücken ist unter allen Umständen vorzubereiten.» Zum erstenmal in seinen dreissig Offiziersjahren fragte sich Choltitz, ob er sich nicht bereits des «militärischen Ungehorsams» schuldig mache.

Um seine Verfehlung wiedergutzumachen, überlegte er, müsste er «seine Autorität beweisen, seine Stärke demonstrieren». Und er wusste auch wie.

An diesem Nachmittag war ein Major der Luftwaffe mit einem Angebot des Kommandeurs der Dritten Luftflotte zu ihm gekommen. Als erste Reaktion auf die Barrikaden hatte Choltitz schon erwogen, den abgebrochenen Angriff auf die Polizeipräfektur wieder aufzunehmen. Aber der Vorschlag der Luftwaffe lief auf etwas anderes hinaus: Sie wollte die Nordost-Ecke der Stadt eine ganze Nacht lang in rollendem Einsatz bombardieren. «Das Gebiet», meinte der Major, «wäre dann ein kleines Hamburg.» Choltitz' Männer hätten nichts zu tun, als den Stadtteil zu verlassen, ihn deutlich mit Leuchtfeuern abzustecken und die Hauptwasserleitungen zu sperren, damit das Feuer sich ungehindert ausbreiten könne. Wenn man wolle, möge man die Bevölkerung kurz vorher von dem Angriff in Kenntnis setzen.

Der Befehlshaber von Paris hatte eben erst einen schmerzlichen Beweis für die Entschlossenheit der Aufständischen erhalten: die Verlustliste. Am Sonntag, dem ersten Tag der angeblichen Waffenruhe, waren fünfundsiebzig seiner Soldaten getötet worden, mehr als am Samstag, da der Aufstand begann. Die erste Sorge eines Generals hatte seinen Soldaten zu gelten. Der Vorschlag des Majors war «brutal und blutig». Aber, überlegte Choltitz, «er würde der Bevölkerung vor Augen führen, dass ich mich verteidigen kann». Das war er seinen Soldaten schuldig. Er hatte dem Major erklärt, er werde die Pläne für den Angriff fertig machen lassen. Jetzt brauchte er nur noch den Hörer neben seinem Bett abzuheben, um sie in die Tat umzusetzen.

Die Hitze im Zimmer war erstickend. Choltitz zog sich aus, trat an das offene Fenster und starrte auf die dunkler werdende Silhouette von Paris. Wie viele Ruinen würden der Preis sein, wenn man in der Stadt die Ordnung wiederherstellte? Und noch über etwas anderes dachte er nach – etwas, das ihn quälte, seit er den Bunker in Rastenburg verlassen hatte: War der Mann, dem er blinden Gehorsam geschworen hatte, wahnsinnig?

Paris gegen einen Feind zu verteidigen, selbst wenn es dabei zerstört wurde, war militärisch vertretbar. Aber die Stadt zu zerstören, nur um der Genugtuung willen, von der Karte Europas eines ihrer Wunder getilgt zu haben, das war militärisch nicht zu rechtfertigen. Und eben dafür, wollte ihm scheinen, hatte Hitler ihn hierhergeschickt.

Es blieb nur ein Ausweg: dass die Alliierten in die Stadt kamen und ihm seine quälende Verantwortung abnahmen. Und Choltitz wusste, dass der Weg dazu frei war. Die deutsche Erste Armee hatte an diesem Tag auf Models Befehl begonnen, sich von ihren Stellungen vor Paris zu lösen. Die Alliierten brauchten nur ihre Pläne zu ändern, und sie konnten die Stadt überrennen, ohne dass er oder sonst jemand sie daran zu hindern vermochte.

Choltitz legte sich aufs Bett und starrte an die Decke. Mit der gleichen Unentschlossenheit, die ihn achtundvierzig Stunden zuvor dazu gebracht hatte, Nordlings Waffenstillstand anzunehmen, beschloss er am Ende, er werde sich einen letzten Aufschub gönnen. Er wollte noch vierundzwanzig Stunden verstreichen lassen, ehe er den Fliegermajor anrief.

General Edwin Sibert, Chef des Nachrichtenwesens der Zwölften Armee-gruppe, sass in seinem Zelt und hörte sich an, was ihm ein schmutziger, unrasierter Franzose zu sagen hatte. Draussen war es noch dunkel, und Sibert musste in wenigen Minuten zu einer Besprechung mit den Generalen Eisenhower und Omar Bradley aufbrechen. Sie würde über das Schicksal von Paris entscheiden.

Sibert war wie seine Vorgesetzten im Grund gegen einen Marsch direkt auf Paris. Aber während er dem unrasierten Mann zuhörte, wurde er unsicher. Der Mann war Roger Gallois, der Abgesandte, den der Kommunistenführer Oberst Rol geschickt hatte, um den Abwurf von Waffen über Paris zu erbitten.

Nachdem Gallois sich von seinem Führer, Professor Monod, hatte überzeugen lassen, dass es besser wäre, nicht um Waffen, sondern um alliierte Truppen zu bitten, war er glücklich durch die deutschen Linien gekommen. In der vergangenen Nacht hatte er seine neue Ansicht General George S. Patton vorgetragen. Patton antwortete darauf nur mit einem kurzen Nein; die Alliierten könnten keine Truppen schicken. Aber dann hatte Gallois seine zweite Chance bekommen, und er nutzte sie gründlich. Er sprach mit so viel Ernst und Überzeugungskraft, dass die amerikanischen Offiziere um ihn herum gepackt zuhörten.

«Die Bevölkerung von Paris», sagte Gallois, «wollte ihre Hauptstadt selbst befreien und den Alliierten übergeben. Sie kann aber nicht zu Ende führen, was sie begonnen hat. Wenn nicht Hunderttausende von Franzosen sterben sollen, müssen Sie uns zu Hilfe kommen.»

Es war totenstill, als er endete. General Sibert räusperte sich, dankte Gallois, raffte seine Papiere zusammen und ging gesenkten Hauptes zu seiner Maschine.

Auch Dwight Eisenhower hatte nachts in seinem Quartier in einem Wäldchen bei dem Dorf Grandchamp an Paris gedacht. Trotz seiner entschiedenen Antwort an de Gaulle zwei Tage zuvor gingen ihm die Worte des Franzosen nicht aus dem Kopf. Er schätzte de Gaulle hoch. Wenn dieser sich wegen der Ruhe und Ordnung in Paris Sorgen machte – und seine letzte Botschaft liess daran keinen Zweifel –, musste Eisenhower sich ebenfalls Sorgen machen.

Der Oberkommandierende kabelte an seinen Vorgesetzten, General George C. Marshall, in Washington. Er teilte ihm mit, die Befreiung werde sich vielleicht nicht länger hinausschieben lassen. Sollte es aber dazu kommen, werde «de Gaulle erst einige Tage danach die Erlaubnis erhalten, offiziell in die Stadt einzuziehen», also erst, wenn die Deutschen weit genug von der Hauptstadt entfernt seien.

Eisenhower unterschätzte de Gaulle. Dieser wusste genau, was die Alliierten von ihm dachten. Und er hatte keineswegs die Absicht, sich von Eisenhower oder sonstwem seinen offiziellen Einzug in Paris «erlauben» zu lassen oder gar unter alliierter Schirmherrschaft einzuziehen. Die französische Zweite Panzerdivision würde binnen wenigen Stunden auf die Hauptstadt zumarschieren, sei es auf Befehl des Oberkommandierenden, sei es auf seinen eigenen; und er würde sie in einem französischen Wagen begleiten, von einem Franzosen gefahren und von französischen Truppen geschützt.

Das wäre dann der erste Schritt, um seine provisorische Regierung des Freien Frankreich zu errichten – Anerkennung hin oder her. Der General war entschlossen, sich sein Konzept durch kein amerikanisches diplomatisches Manöver in letzter Minute durchkreuzen zu lassen. Von diesem Morgen an, befahl er seiner Umgebung, sei sein Aufenthaltsort für seine Alliierten «augenblicklich unbekannt».

Oberstleutnant Cliff Heflin stand fröstelnd in der nebligen englischen Nacht, während die 130 B-24 seines «Garpetbagger»-Geschwaders mit Waffen und Munition beladen wurden. Seit Januar 1943 hatte das Geschwader mehr als dreihundert Einsätze geflogen. Es hatte Tausende von Tonnen Kriegsmaterial abgeworfen und Hunderte von Männern für die Résistance in Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen und Polen mit dem Fallschirm abgesetzt. Der Auftrag für diesen Morgen, das Unternehmen «Beggar», versprach der schwierigste zu werden. Heflins Männer sollten hundert Tonnen Waffen in das Zentrum von Paris werfen, auf den Bois de Boulogne, die Rennbahn Longchamp, die Place de la République und, für die Verteidiger der Polizeipräfektur, direkt auf die Ile de la Cité. Rols dringende Bitten um Waffen waren schliesslich doch gehört worden.

Als man mit dem Beladen fast fertig war, läutete im Operationsraum des Geschwaders das Telefon. Neuer Befehl vom militärischen Geheimdienst in London für Oberst Heflin: «Unternehmen Beggar abbrechen.»

General Pierre Koenig und sein Stab im Hauptquartier des Freien Frankreich in London hatten sich die ganze Nacht hindurch mit dem Problem des Waffenabwurfs herumgeschlagen. Es barg schwere Risiken. Der Abwurf konnte zu einem Blutbad unter den Parisern führen, die herbeieilten, um die Waffen einzusammeln. Ein grosser Teil des Materials würde den Deutschen in die Hände fallen. Vor allem aber war sich General Koenig bewusst: Das meiste würden die Kommunisten bekommen.

Dennoch, so sehr er den Aufstand missbilligte und vor dem Befehl zum Abwurf zurückschreckte, Koenig konnte auch nicht tatenlos zusehen, wie seine Landsleute mit Pistolen und alten Gewehren gegen deutsche Panzer kämpften. Von Zweifeln und bösen Ahnungen hin- und hergerissen, hatte der General den Abwurf befohlen, dann seine Meinung geändert und beschlossen, noch einen Tag zu warten. Wenn die Kämpfe in vierundzwanzig Stunden nicht eine entscheidende Wendung nahmen, schwor er, werde er Gewehre auf die Dächer von Paris regnen lassen, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Für Paris hingegen gab es keine vierundzwanzig Stunden Pause. Am frühen Morgen entbrannte der Kampf mit verstärkter Heftigkeit. Kurz nach acht Uhr erschienen vor dem Polizeikommissariat von Raymond Sarran vier Panzer. Sie hatten diesmal auf ihren Schutz aus Menschenleibern verzichtet. In zweistündigem, wütendem Kampf vertrieben sie die FFI-Kämpfer aus dem Gebäude. Aber auch Sarrans Männer hatten einen Erfolg. Einer von ihnen setzte sein Leben ein, indem er sich auf einen der Panzer stürzte und einen Molotow-Cocktail gegen den Ventilator schleuderte. Das Fahrzeug brannte wie eine Fackel.

Im siebzehnten Arrondissement, wo man am Tag zuvor den einsamen, schweigenden Panzer der Résistance aufgefahren hatte, zerschossen die Deutschen eine Anzahl Wohnhäuser. An der Gare de Lyon zogen sich deutsche Soldaten, deren Lastwagen in einen Hinterhalt geraten war, in ein Café zurück. Die paar Gäste, die dort sassen, lachten. Sie wurden alle getötet. Auf dem linken Seineufer hingegen waren die FFI Herr der verwinkelten, schmalen Gässchen direkt an der Seine. Kein Deutscher wagte sich in diese für Panzer zu engen Strassen.

Das Hôtel de Ville, das imposante Rathaus von Paris, wurde von den Deutschen heftig angegriffen. Während André Tollet im Innern einer Gruppe Jugend-

licher beibrachte, wie man ein Gewehr abfeuert, fuhren draussen deutsche Panzer vor und begannen das Haus zu beschliessen. Tollet kroch zu einem Fenster, um auf die Panzer zu feuern. Als er vorsichtig hinausblickte, bemerkte er ein Mädchen in einem roten Rock, das am Seinekai entlangschlich und dann auf den am nächsten stehenden Panzer zulief. Es kletterte gewandt an der Seite empor und schleuderte eine grüne Champagnerflasche in den offenen Turm. Eine Stichflamme schoss heraus. Unter einem Geschosshagel rannte das Mädchen fort, auf den Kai zu. Die anderen Panzer verliessen den Platz.

Von den erneuten Kämpfen in der Hauptstadt ahnte Philippe Leclerc nichts. Unruhig ging er auf dem kleinen, grasbestandenen Flugplatz, nicht weit von General Bradleys Hauptquartier, hin und her. Beim ersten Geräusch des Flugzeugmotors blieb er stehen und suchte den Himmel ab. Der Propeller der Piper Cub drehte sich noch, als der französische General auf sie zulief. Aus der Maschine heraus überschrie General Sibert den Motorenlärm: «Sie haben gewonnen! Sie werden direkt nach Paris geschickt.»

Kurz zuvor, in Grandchamp, hatte Sibert Bradley und Eisenhower von den Neuigkeiten unterrichtet, die Gallois am Morgen mitgebracht hatte. Eisenhower hatte seine Stirn in Falten gelegt. Dann hatte er seufzend zu Bradley gesagt: «Nun, zum Henker, Brad. Wir müssen wohl hinein.»

Jetzt kam Bradleys Maschine zum Stehen. Der ruhige Mann aus Missouri kletterte mit General Sibert heraus und nahm Leclerc und Gallois beiseite: «Es ist beschlossene Sache, dass wir nach Paris marschieren, und wir drei teilen die Verantwortung dafür. Ich, weil ich den Befehl gegeben habe; Sie, General Leclerc, weil Sie ihn ausführen müssen, und Sie, Major Gallois, weil der Entschluss in der Hauptsache auf Ihren Bericht zurückgeht.»

Dann wandte sich Bradley wieder an Leclerc: «Beachten Sie vor allem eins: Ich wünsche keine Kämpfe in Paris selbst. Das ist der einzige Befehl, den ich für Sie habe. Es darf in Paris auf keinen Fall zu heftigen Strassenkämpfen kommen.» Bradley hatte Saint-Lô gesehen.

Raoul Nordling, der schwedische Generalkonsul in Paris, nippte an seinem Glas und hörte dem deutschen Kommandanten der besetzten französischen Hauptstadt zu. «Ihre Waffenruhe, Herr Generalkonsul, funktioniert anscheinend nicht sehr gut», sagte Choltitz.

Nordling seufzte. «Die FFI gehorchen nur einem Mann», sagte er, «nämlich Charles de Gaulle. Und der ist vermutlich irgendwo bei den Alliierten in der Normandie.»

«Weshalb geht nicht jemand zu ihm?» fragte Choltitz gelassen.

Nordling wollte seinen Ohren nicht trauen. Aber die grössere Überraschung kam noch. Der General knöpfte seine graue Jacke auf und zog ein Bündel blauer Papiere hervor. Dies, erklärte er, seien die Befehle für die Zerstörung von Paris, die man ihm übermittelt habe. Hitler sei entschlossen, die Stadt zu vernichten, und werde immer aufgebracht über die Verzögerung. Da der Waffenstillstand sich als Fehlschlag erwiesen habe, werde er, Choltitz, diese Befehle ausführen müssen – oder seines Kommandos enthoben werden. Dann beugte sich der General nach vorn und eröffnete Nordling nüchtern, das einzige, was die Ausführung dieser Befehle verhindern könne, sei das unverzügliche Eintreffen der Alliierten in Paris.

Etwas kurzatmig – sein Asthma machte ihm zu schaffen – setzte er hinzu: «Die Tatsache, dass ich Ihnen das sage, kann mir als Verrat ausgelegt werden. Denn im Grunde bitte ich damit die Alliierten, mir zu helfen.»

Nordling war wie vor den Kopf geschlagen, als er die volle Bedeutung dessen begriff, was er da zu hören bekam. Er war sofort entschlossen, Choltitz' Botschaft den Alliierten zu überbringen. Aber er fürchtete, er werde sie nicht überzeugen, wenn er nur weitergab, was er gehört hatte. So bat er den General, ihm etwas Schriftliches mitzugeben.

Der Deutsche sah ihn verwundert an. «Was ich Ihnen eben gesagt habe, kann ich wohl nicht gut zu Papier bringen», sagte er. Er war jedoch bereit, Nordling von einem deutschen Offizier durch die eigenen Linien bringen zu lassen.

Choltitz erhob sich und geleitete seinen Besucher zur Tür. Sein Gewissen war von einer grossen Last befreit. Man hatte ihm Verstärkungen versprochen. Trafen sie vor den Alliierten ein, so zwang ihn seine Soldatenehre, Paris in einem zerstörenden und mörderischen Strassenkampf zu verteidigen. Aber die Alliierten waren gewarnt. Handelten sie nicht zur rechten Zeit, dachte er, so waren sie und nicht er für die Folgen verantwortlich.

Er nahm Nordling beim Ellbogen. «Beeilen Sie sich», sagte er. «Vierundzwanzig, vielleicht achtundvierzig Stunden, mehr haben Sie nicht. Danach kann ich Ihnen für das, was hier geschieht, keine Zusage machen.»

Im Konsulat traf Nordling sofort alle Vorbereitungen für die Reise. Aber er sollte sie nicht antreten. Er spürte plötzlich einen heftigen Schmerz in der Brust und stürzte zu Boden. Unendlich mühsam schleppte er sich, nach Atem ringend, zu seinem Bett. Er hatte einen Herzanfall gehabt.

Dennoch fuhr sein schwarzer Citroën eine halbe Stunde später nach Versailles. Während Raoul Nordling krank in seinem Schlafzimmer lag, brachte sein Bruder Rolf die Botschaft des Pariser Kommandanten zu Eisenhower.

Ob Paris auch nur vierundzwanzig Stunden Gnadenfrist hatte, wurde fraglich, als Choltitz den Befehl las, der am nächsten Morgen einlief. Wütend rief er von seinem Büro im Hotel «Meurice» aus das hundert Kilometer entfernte Hauptquartier der Heeresgruppe B an, die Befehlszentrale für die gesamte Westfront, und liess seinen Groll am Generalstabschef der Gruppe, General Hans Speidel, aus.

Zuerst dankte er ihm sarkastisch für den schönen Befehl, den dieser ihm geschickt habe.

«Welchen Befehl, Herr General?» fragte Speidel.

«Nun, den Trümmerfeldbefehl», erwiderte Choltitz. Ohne auf Speidels Protest zu achten, dass das ein Befehl Hitlers sei, nicht einer der Heeresgruppe B, sprach er weiter. Er habe, sagte er, bereits mehr als eine Tonne Sprengstoff in der Deputiertenkammer untergebracht, zwei Tonnen im Invalidendom und drei Tonnen in Notre-Dame. «Es ist Ihnen doch recht, lieber Speidel?»

Speidels Antwort kam zögernd: «Jawohl, Herr General. . .»

Choltitz sprach erregt weiter. Die Madeleine und die Oper kämen zusammen dran. Und den Eiffelturm werde er so sprengen, dass er als eiserne Sperre vor den zerstörten Brücken liege.

Speidel glaubte zuerst, Choltitz sei verrückt geworden, oder er wolle witzig sein. Der Stadtkommandant von Gross-Paris war keines von beiden. Er wollte Speidel nur den Wahnsinn der Lage vor Augen führen, in die ein Soldat durch derartige Befehle gebracht wird.

Allenthalben in Paris, in den Bahnhöfen, den Elektrizitätswerken, in den schönsten Bauwerken, an den fünfundvierzig Seinebrücken, waren die Vorbereitungen zur Zerstörung nahezu vollendet. Im Keller des Hôtel des Invalides beaufsichtigte Oberleutnant Daub an diesem Morgen seine Leute, die ihre unterirdische Fernmeldezentrale zur Sprengung vorbereiteten. Ausser Sprengstoff hatten die Männer noch Dutzende von Stahlflaschen mit Sauerstoff aufgestellt, die die Flammen durch das gesamte, mehr als ein Dutzend Hektar grosse Areal des Hôtel des Invalides peitschen würden, mit dem Armeemuseum, der Galerie und der goldenen Kuppel des Invalidendoms, unter der Napoleon Bonaparte liegt. Auf der Place de la Concorde, so renommierte Korvettenkapitän Harry Leithold gegenüber seinen Vorgesetzten, gab es hinter den Palästen des grossen Baumeisters Ange-Jacques Gabriel genügend Minen und Munition, um «alle Häuser am Platz zu sprengen, und alles, was in dem Block dahinter liegt.»

An einigen Punkten hatte die Zerstörung schon begonnen. In dem fast leeren Telefonamt Saint-Amand, weit vom Hotel «Meurice», klangen die Axtschläge

von Feldwebel Bernhard Blache wie Schüsse. Blache zertrümmerte, eines nach dem andern, sämtliche 132 Fernschreibgeräte des Hauses. Sein Kamerad, Feldwebel Max Schneider, rollte 180 Meter Zündleitung ab, die zu den fünfundzwanzig Sprengladungen in den Fundamenten des Gebäudes führten. Die Leitung lief durch den ganzen Häuserblock, dann über eine Strasse bis zu der Stelle, wo sein Chef, Oberleutnant von Berlepsch, wartete.

Als Blache und Schneider ihre Arbeit getan hatten, rannten sie ins Freie. Sobald seine Männer neben ihm standen, drückte Berlepsch auf den Kolben seines Zündapparates. Sekunden später verschwand die Fernmeldezentrale, über die einst so viele Heere des Reiches ihre Befehle erhalten hatten, in einer Wolke aus Stein und Staub.

Es schien zu kommen, wie Hauptmann Ebernach, der Leiter der Sprengvorbereitungen, es vorausgesagt hatte: «Wenn Paris in die Luft fliegt, hören sie den Krach in Berlin.» Es bedurfte nur noch eines Befehls von Choltitz.

Der schwedische Zirkusbesitzer Jean Houcke war beruflich in Paris. Befriedigt sah er auf die vielen Reihen leerer Sitze in dem riesigen, von einem gewölbten Glasdach gekrönten Grand Palais, der bedeutendsten Ausstellungshalle der Hauptstadt. In den letzten drei Monaten hatte er hier ein Riesengeschäft gemacht. Nun hatte er ein besonderes Befreiungsprogramm vorbereitet, denn er erwartete, dass Paris in wenigen Tagen frei sein werde und dann Tausende von Franzosen und Amerikanern sich seine Vorstellungen ansehen würden – das einzige *grand spectacle*, das die Hauptstadt zu bieten hatte.

Houcke besass einen der wenigen grossen Zirkusse, die es in Europa noch gab. Er hatte Löwen und Elefanten, Clowns, Pferde und Trapezkünstler. Jede Krone, die Houcke hatte auftreiben können, war in das neue Programm gesteckt worden. Er war sicher, die Befreiung von Paris werde ihn zum reichen Mann machen.

Vom Kellergeschoss des Grand Palais aus, in dem die Polizei des achten Arrondissements hauste, sah die Zukunft weniger rosig aus. Der Polizist André Saumon verfolgte besorgt, was die Deutschen auf den Champs-Élysées taten. Dort hatten seine Kollegen zwanzig Minuten zuvor deutsche Offiziere überfallen und im Keller eingesperrt. «Die Boches», dachte Saumon, «werden uns das heimzahlen.»

Plötzlich sah er ein seltsames, käferartiges Fahrzeug, das auf das Gebäude zukroch. Es sah aus wie ein Spielzeugpanzer. «Was ist das da?» fragte er den deutschen Offizier, den er bewachte.

«Das ist ein ferngelenktes, mit Sprengstoff beladenes Kettenfahrzeug», erwiderte der Gefangene ruhig, «und wenn wir nicht machen, dass wir hier wegkommen, reißt es uns in Stücke.»

Kurz darauf erbebt der Grand Palais; eine schwarze Rauchsäule stieg zum Himmel. Deutsche Panzer beschleunigten die Zerstörung mit Brandgranaten, und bald war das Gebäude ein einziges Flammenmeer. Im Innern brüllten, erregt durch den Rauch, das Schreien und Rennen, die Löwen. Die Pferde schlugen um sich. Eins konnte sich frei machen und lief die unter Gewehrfeuer liegende Strasse hinunter. Da – es sackte getroffen zusammen. Bald kamen überall aus den umliegenden Häusern hungrige Pariser mit Messern gelaufen und umringten das verendende Tier.

Im Büro der Zivilverteidigung der Champs-Élysées sah sich der Luftschutzmann Pierre Andreotti unversehens vor einer besonderen Aufgabe. Das Telefon klingelte, und eine aufgeregte Stimme rief beschwörend: «Schnell, tun Sie etwas! Die Löwen sind los!»

Von den Deutschen und dem Feuer in die Zange genommen, blieb den Polizisten im Grand Palais nichts übrig, als sich zu ergeben.

Und während die Flammen weiter an dem Bauwerk frassen, sank ein Mann schluchzend an einem Baum zusammen und murmelte unaufhörlich: «Es ist aus ... es ist aus.» Ein Vorübergehender trat zu Jean Houcke und sagte teilnahmsvoll: «Nicht verzweifeln! In ein paar Tagen sind die Amerikaner hier.» Houcke sah in dumpfer Wut zu ihm auf. Dann schludizte er weiter.

Den ganzen Tag stieg der schwarze Rauch aus dem Grand Palais und verdunkelte den Himmel. Es war wie ein Symbol, denn in allen Stadtteilen flammte der Kampf erneut auf. In La Villette schlug eine kleine Gruppe der FFI mit dem Rücken zum leeren Schlachthof wiederholte Angriffe von mehr als fünfzig Deutschen ab. In der Rue Jessaint, am Fuss des Montmartre, hielten zwei Dutzend Eisenbahner eine Barrikade gegen einen Panzer und sechzig deutsche Soldaten.

In Choltitz' Befehlsstand im Hotel «Meurice» nahm Unteroffizier Otto Vogel den Hörer ab und hörte eine deutsche Stimme: «Die Terroristen greifen uns an. Hilfe! Schnell!» Dann hörte Vogel einen Feuerstoss, ein scharfes Lufteinziehen und, langsam und leiser werdend, die Worte: «Mutter, Mutter!» Gleich darauf war undeutlich eine französische Stimme zu hören. Vogel legte auf. Er hat nie erfahren, woher dieser Anruf kam.

Auf beiden Seiten mehrten sich die Akte willkürlicher Grausamkeit. An der Place de l'Opéra lief ein Deutscher auf einen Franzosen zu, der eine der neuen Zeitungen der Befreiungspresse las, und schoss ihn nieder. Dann wandte er sich

der alten Frau zu, die das Blatt verkaufte. Sie rettete ihr Leben, indem sie vorgab, sie könne nicht lesen.

Auf einem Verbandsplatz in der Rue de la Harpe konnte Madame André Koch den verwundeten jungen Deutschen, der vor ihr stand, nicht mehr aufnehmen. «Macht nichts», sagte der FFI-Mann, der ihn hergebracht hatte, «wir erschiessen sie sowieso alle.» Madame Koch konnte dem Bewacher das Versprechen abnehmen, er werde den Jungen nicht erschiessen. Sie gingen. Unmittelbar darauf hörte sie Schüsse. «Nun haben sie ihn doch erwischt», sagte einer der Krankenträger.

Aber es gab auch menschliche Szenen. Im Krankenhaus Hôtel-Dieu, in das die FFI den verwundeten Sonderführer Alfred Schlenker gebracht hatten, sah dieser an seinem Bett plötzlich einen blutenden französischen Zivilisten. Der Mann griff in die Tasche. «Jetzt holt er seine Pistole heraus», dachte Schlenker. Doch der Mann hielt ihm eine Zigarette hin und sagte: «Du hast es gut, Fritz. Für dich ist der Krieg vorbei.»

Jetzt, nach viereinhalb Tagen, begann der Kampfesmut der FFI zum erstenmal zu sinken. Die Deutschen schlugen immer heftiger zurück. Die Verluste waren hoch; Munition und Särge wurden knapp. Am Abend dieses blutigen Mittwochs wurde der fünfhundertste Pariser auf den Strassen getötet; zweitausend waren verwundet. Und nirgendwo ein Zeichen, dass die Hilfe kam, die so viele binnen Stunden nach dem Ausbruch des Aufstands erwartet hatten.

Seit dem Morgengrauen zog die 2. französische Panzerdivision durch das wellige Wiesen- und Ackerland der Normandie. Sie bewegte sich in zwei Kolonnen, jede an die zwanzig Kilometer lang – viertausend Fahrzeuge und sechzehntausend Mann auf dem Weg in ihre gefährdete Hauptstadt.

Keiner von allen alliierten Verbänden war so seltsam zusammengesetzt wie diese von Philippe Leclerc geführte Division. Zu ihr gehörten Männer, die zu Fuss Hunderte von Kilometern über die verschneiten Pyrenäen gewandert waren und dann nicht selten Monate in spanischen Internierungslagern verbringen mussten. Zu ihr gehörten Männer, die in gestohlenen Ruderbooten den Ärmelkanal überquert hatten; Gefangene aus dem Jahre 1940, die aus Stalags geflohen waren und sich nach Russland durchgeschlagen hatten, um wieder am Krieg teilzunehmen; Männer, deren Familien nicht wussten, ob sie tot waren oder noch lebten; Männer, deren Familien wünschten, sie wären tot, weil sie gegen Vichy gekämpft hatten. Zu ihr gehörten auch Franzosen, die Frankreich nie gesehen hatten: Araber, die kaum französisch sprechen konnten, Afrikaner aus

Französisch-Äquatorialafrika, Wüstensöhne aus der Sahara. Aus den offenen Turmluken der Panzer tauchten die roten Mützen marokkanischer Spahis auf, die roten Pompons auf den Kopfbedeckungen französischer Marineinfanteristen, die kecken, schwarzen Mützen der Panzersoldaten. Wo sie vorüberkamen, grüssten die normannischen Bauern jubelnd die Trikolore und das Lothringer Kreuz an den Fahrzeugen. Und sie applaudierten den Namen früherer französischer Schlachten – La Marne, Verdun, Austerlitz –, die in weissen Buchstaben auf die Sherman-Panzer gemalt waren.

Die Männer der Division waren freudig erregt. Es ging nach Paris! Jeder fürchtete an diesem regnerischen Mittwoch nur eines: Sein Fahrzeug könnte eine Panne haben und ihn hindern, bei der Befreiung der Hauptstadt dabei zu sein.

Gegen Abend rückte die Division in das nur 45 Kilometer von Paris entfernte Rambouillet ein. Leutnant Sam Brightman, SHAEF-Presseoffizier, setzte sich in das Restaurant des Hôtel du Grand Veneur und beobachtete die vorbeiziehende, tiefend nasse Kolonne von Männern und Fahrzeugen. «Jetzt fehlte nur noch de Gaulle», dachte Brightman, «dann hätten die Deutschen das beste Ziel seit Beginn der Invasion.» In diesem Augenblick starrte die Kellnerin aus dem Fenster und stammelte: «De Gaulle, de Gaulle!»

Und wirklich, Charles de Gaulle war in Rambouillet und also, wie die Kommunisten in Paris befürchtet hatten, in der Vorhut der Befreiungsarmee. Ohne auf Ovationen zu warten, fuhr er mit seiner Begleitung direkt in das Chateau. Den Vorschlag, die dort für den Präsidenten reservierte, schöne Zimmerflucht zu beziehen, wies er kurz zurück. Stattdessen wählte er zwei Zimmer unter dem Dach. Dann schickte er nach Leclerc. Er brannte vor Ungeduld, in die Hauptstadt zu kommen.

Leclerc meldete, er sei gezwungen gewesen, seine ursprünglichen Pläne zu ändern. Auf Anweisung vom V. Korps sollte er eigentlich über Rambouillet und Versailles nach Paris vorstossen. Aber nun hatte sein Nachrichtendienst deutsche Panzer und Minenfelder in diesem Gebiet gemeldet. Daraufhin hatte Leclerc aus eigener Initiative beschlossen, das Gros seiner Truppen etwa 25 Kilometer weiter östlich über Arpajon und Longjumeau zu führen und von Süden her durch die Porte d'Orléans in die Hauptstadt einzurücken. Was noch vor vierundzwanzig Stunden wie ein Spaziergang ausgesehen hatte, würde nun ein Kampf werden.

Erschöpft vom Tagesmarsch lagerten sich die Soldaten in den umliegenden Wäldern und Dörfern, um möglichst viel Schlaf zu bekommen. Die Panzer und

Panzerspähwagen wurden während der Nacht aufgetankt. Der Angriff sollte kurz nach Tagesanbruch beginnen.

Die deutschen Verteidiger ahnten nichts von dem bevorstehenden Sturm. Der deutsche Nachrichtendienst hatte lediglich «leichtere Panzeraufklärung» gemeldet. Trotzdem war Generalfeldmarschall Walter Model, der Oberbefehlshaber West, zu dem Schluss gekommen, die Front vor Paris sei gefährlich schwach. An diesem Mittwochabend hatte er befohlen, alle verfügbaren Reserven in die Lücke zu werfen. Im Notfall, meinte er, könnten die neuen Einheiten binnen sechsunddreissig oder achtundvierzig Stunden an Ort und Stelle sein und Choltitz abschirmen, bis am 26. August die 26. und 27. Panzerdivision einträfen, die jetzt auf Paris zogen. Alles in allem würde das mehr als drei Divisionen vor Paris bringen.

Aber auch alliierte Verstärkungen waren im Anmarsch. Denn Rolf Nordling war bis zu General Omar Bradley vorgedrungen und hatte ihm Choltitz' Aufforderung überbracht, in Paris einzumarschieren. Bradley hatte sofort reagiert. Er wandte sich zu General Edwin Sibert, der neben ihm stand: «Sagen Sie General Hodges, die französische Division soll zum Teufel machen, dass sie hineinkommt. Und sagen Sie ihm, er solle die 4. amerikanische Division ebenfalls zum Einmarsch bereithalten. Wir dürfen nicht riskieren, dass dieser deutsche General seine Meinung ändert und die Stadt in Trümmer legt.»

In dieser Nacht des 23. August verliess die 4. amerikanische Division ihre Quartiere in Carrouges, etwa 200 Kilometer von Paris.

Den ganzen Tag über waren aus den Fernschreibern in Hitlers Hauptquartier Nachrichten über die Verschlechterung der Lage in Paris gekommen. In seiner letzten Meldung hatte Choltitz zugeben müssen, dass «Terroristen» im ganzen Stadtgebiet eine «intensive Tätigkeit» entfaltet hätten.

Hitler war aufs Äusserste gereizt. Wütend brüllte er Jodl an, die Wehrmacht würde sich mit der grössten Schande ihrer Geschichte bedecken, wenn sie es nicht einmal fertig brächte, den «verächtlichen Mob» in den Strassen von Paris niederzuwerfen. Feldmarschall Model solle sofort alle verfügbaren Panzer und Panzerspähwagen nach Paris in Marsch setzen. Choltitz habe den Aufstand erbarmungslos niederzuschlagen, und im Anschluss daran habe die Luftwaffe alle Stadtteile, von denen aus noch Gefahr drohe, mit Spreng- und Brandbomben zu vernichten.

General Warlimont, der stellvertretende Chef des Wehrmachtführungsstabes, meinte, er habe noch nie einen so unbeherrschten Wutausbruch Hitlers erlebt. Als er die Worte des Führers in seinem privaten Notizbuch festhielt, kam ihm

die gleiche Befürchtung, die auch so viele Franzosen bewegte: Paris wird ein zweites Warschau.

Hitlers Zorn wäre noch grösser gewesen, hätte er gewusst, dass Model im Zuge einer Umgruppierung seiner Kräfte die Front vor Paris absichtlich schwach gelassen hatte. Jetzt aber entschloss sich der Feldmarschall trotz der beruhigenden Meldungen seines Nachrichtendienstes, diese Lücke zu schliessen.

Mit Rücksicht auf feindliche Luftangriffe konnte die 26. und 27. Panzerdivision nur nachts marschieren; sie würden daher erst spät in Paris eintreffen. So setzte Model alle sonstigen irgend entbehrlichen Kräfte nach Paris in Marsch. Mit ihrer Hilfe, so rechnete er, konnte Choltitz sich bis zum Eintreffen der Panzer behaupten und dann den Kampf um die Stadt so hart und blutig führen, wie Hitler es wollte. Alles, was Model brauchte, war genügend Zeit, um die neuen Kräfte in ihre Stellungen zu bringen – nicht mehr als 48 Stunden.

Die Alliierten hatten nicht die Absicht, den Deutschen so viel Zeit zu lassen.

Bei Tagesanbruch brach General Philippe Leclercs Division von Süden her in einer 27 Kilometer breiten Front nach Paris auf. Sie marschierte in drei Kolonnen, deren erste und schwächste unter Major François Morel-Deville einen Ablenkungsvorstoss über Versailles unternehmen sollte, «um Lärm zu machen». Die zweite unter Oberstleutnant Paul de Langlade folgte den Windungen des üppig grünen Chevreusetals in Richtung auf den Pont de Sevres in Paris. Die Hauptmasse der Division unter Oberst Pierre Billotte sollte durch die Porte d'Orléans direkt in die Hauptstadt vorstossen.

Anfangs gab es nur wenig deutsche Gegenwehr. Der Vormarsch der Division war ein ausgelassener, herrlicher Festzug. Die Strasse war von jubelnden Menschen gesäumt, die Fahnen schwenkten, sangen, weinten. Frauen und Mädchen sprangen auf die Trittbretter oder kletterten an den Panzern empor, um ihre Befreier mit Blumen, Obst, Küssen, Wein und Tränen zu überschütten. Erstaunlicherweise war die Telefonverbindung nach Paris nicht unterbrochen, und sooft die Kolonnen halten mussten, schwärmten Männer der Division in Wohnungen, Wirtschaften und Läden aus, um Verwandte oder Freunde in Paris anzurufen, von denen sie so lange nichts gehört hatten.

Aber der Festzug währte nicht lange. Plötzlich stiessen die drei heranziehenden Kolonnen auf eine deutsche Verteidigungslinie, deren Rückgrat zwanzig sorgfältig getarnte 8,8-cm-Geschütze waren. Bei dem Flugplatz Toussus-le-Noble empfing Leclercs Panzer ein Geschosshagel von den umliegenden Hügeln; ein Panzer nach dem anderen begann zu brennen.

Von einer Bodenwelle aus beobachtete der Kanonier Robert Mady vom Jagdpanzer Simoun, wie ein Sherman vor ihm einen Volltreffer bekam. Der Panzer hob sich in die Luft und rutschte dann, wie ein Papierknäuel brennend, mit seiner Ladung hochexplosiver Granaten den Abhang hinunter auf eine Gruppe nahender Schützenpanzer zu. «Das wird niemand überleben», dachte Mady. Da sah er entsetzt, wie zwei eigene Panzer herankamen und auf kurze Entfernung in das brennende Fahrzeug schossen, bis es «explodierte wie eine Granate».

Etwas weiter vorn beobachtete Major Henrik Mirambeau, Kommandeur einer Artillerieabteilung, wie die Shermans unter dem genauen Beschuss durch unsichtbare deutsche Geschütze in die Luft flogen. Schliesslich entdeckte er, dass das verheerendste Feuer von einer Stellung dicht hinter einer Reihe Heuhaufen jenseits des Flugplatzes kam. Er befahl seinen Batterien, auf diese Heuhaufen zu schießen. Als die ersten Geschosse über seinen Kopf hinwegzischten, sah Mirambeau verblüfft, wie die Haufen sich zu bewegen begannen. In jedem stand ein Pakgeschütz.

Immer wieder stiessen die drei Kolonnen der Panzerdivision bei ihrem Vormarsch auf Gegenwehr. Die Gegend war jetzt voll kleiner Dörfer und Vorort-siedlungen mit vielen Strassenkreuzungen, die den Deutschen ideale Feuerstellungen boten. In ihrer Ungeduld, nach Paris zu kommen, versuchten die Franzosen immer wieder, die Geschütze frontal anzugreifen, statt sie von der Infanterie ausheben zu lassen. Ihre Taktik sparte Zeit, hatte aber zur Folge, dass eine wachsende Zahl geschwätzter Fahrzeuge zurückblieb.

Am Nachmittag hatte die Hauptkolonne der 2. Division Fresnes erreicht und stand nun an der Schwelle von Paris. Doch hier war ihr Weg durch ein grimmig verteidigtes Dreieck an der Nationalstrasse 20 verlegt. Die rechte Spitze bildeten Festung und Gefängnis Fresnes, die linke der Industrieort Antony. Die obere Spitze des Dreiecks aber lag eineinhalb Kilometer voraus an der Kreuzung von Croix-de-Berny, knappe sieben Kilometer vor Paris.

Die grauen Steinmauern des Gefängnisses in Fresnes waren von seinen dreihundertfünfzig deutschen Insassen und einem Bataillon des Infanterieregiments 132 zu einer starken Sperre ausgebaut worden. Hauptmann Emmanuel Dupont teilte seine Panzer zum Angriff auf das Gefängnis in drei Gruppen ein. Drei Panzer liess er über Seitenstrassen in die Avenue de la République einbiegen und von da den Haupteingang frontal angreifen. Die beiden andern Abteilungen sollten von der Flanke her auf die Tore vorstossen.

Als der Führungspanzer sich dem Gefängnis näherte, hob ihn eine 8,8-cm-Granate in die Luft. Brennend kam er wieder zur Erde. Ein Mann mit abgeschos-

senen Beinen zog sich mit eigener Kraft aus dem Fahrzeug und fiel zu Boden; ein zweiter, dessen Arbeitsanzug in Flammen stand, taumelte aus dem Turm und rannte in Deckung.

Die näherkommenden Panzer schossen jetzt von allen Seiten zugleich in den Gefängniseingang. Und die Deutschen zahlten mit gleicher Münze zurück. Hauptmann Dupont und sein Adjutant, Leutnant Marcel Christen, leiteten die Aktion zu Fuss. Sie waren kaum fünfzig Meter vom Eingang entfernt, als ein Deutscher in zeretzter, pulvergeschwärtzter Uniform aus dem Qualm auftauchte und mit seiner Maschinenpistole auf die beiden schoss. Christen hörte einen Seufzer. Als er sich umwandte, lag Dupont mit einem Kopfschuss auf dem Pflaster.

Im selben Augenblick sah der Leutnant, wie einer seiner Panzer vorpreschte, sich nach rechts zum Eingang drehte und, aus allen Rohren feuernd, direkt auf die deutschen Verteidiger zufuhr. Dicht hinter ihm rasselten die anderen Panzer durch das Tor. Der Kampf in Fresnes war zu Ende.

Anders jedoch einen Kilometer weiter an der Kreuzung von Croix-de-Berny, wo ein ganzes Rudel Shermans von einem einzigen 8,8-cm-Geschütz aufgehalten wurde. Leutnant Jean Lacoste machte sich zu Fuss auf den Weg, um herauszufinden, wie man die Kanone von der Seite fassen könnte. Er schlich geduckt an einer Gartenmauer entlang, wobei er jedesmal, wenn das Geschütz feuerte, einen heissen Luftstrom spürte. Vorsichtig bewegte er sich bis ans Ende der Mauer und spähte um die Ecke. Da stand das getarnte Geschütz.

Lacoste kehrte zu seinem Panzer zurück und fuhr die Strasse hinunter, und zwar in kleinen Abschnitten, jedesmal wenn das Geschütz feuerte, so dass die Deutschen den Lärm der Ketten nicht hören konnten. Einige Meter vor der Kreuzung wartete Lacoste einen letzten Schuss ab, dann liess er sein Fahrzeug vorpreschen und zugleich seine 10,5-cm-Kanone direkt auf das deutsche Geschütz feuern. Es verschwand in einer Wolke aus fliegenden Stahltrümmern und Menschenleibern.

Über Funk gab der Leutnant seiner Kompanie bekannt: «An alle Oskars, hier spricht Oskar I. Das Ding ist erledigt. Die Strasse ist frei.»

In Paris veranlasste das ständig näherkommende Geschützfeuer die wenigen noch verbliebenen deutschen Soldaten, die nicht zur kämpfenden Truppe gehörten, schleunigst das Feld zu räumen. Ein Arbeitskommando erzwang sich den Weg durch die Barrikaden, indem es französische Zivilisten vor seinem Lastwagen hergehen liess und seine Waffen auf sie gerichtet hielt.

Das Donnern der Schlacht regte die Pariser unablässig zu Schüssen aus dem Hinterhalt an. Sie machten die Deutschen so wütend, dass sie manchmal mit sinnloser Brutalität zurückschlugen. Am Boulevard Raspail eröffnete ein patrouillierender Panzer das Feuer auf Hausfrauen, die vor einem Bäckerladen Schlange standen. Die Bewohner des Hauses Boulevard St-Germain 286 wurden von SS-Leuten gezwungen, eine Viertelstunde lang mit dem Gesicht zur Wand vor dem Haus zu stehen, die erhobenen Hände an die Mauer gelegt. Dann verschwand die SS so plötzlich, wie sie gekommen war.

Das entfernte Geschützfeuer veranlasste auch die Widerstandskämpfer, ihren Aufstand auf alle Stadtteile auszudehnen. Am heftigsten war der Kampf an der Place de la République, wo sich 1'200 deutsche Soldaten der Prinz-Eugen-Kaserne gegen einen immer enger werdenden Belagerungsring der FFI wehrten. Um ihren Gegnern in den Rücken zu fallen, versuchten die Deutschen, durch die lichtlosen U-Bahn-Tunnel unter dem Platz hindurchzukommen. In den dumpfig-heissen Gängen kämpften beide Seiten verbissen; die Soldaten gaben sich in der Finsternis durch Pfeifsignale zu erkennen, während Handgranaten explodierten und Gewehrfeuer knatterte.

In der Kaserne selbst versammelte ein Major der Waffen-SS seine Leute um sich und eröffnete ihnen, Verstärkung sei unterwegs. «Wir halten aus, bis sie uns heraushauen», sagte er. Wie die andern Stützpunktkommandanten in Paris hatte er sich verpflichtet, seine Stellung «bis zur letzten Patrone» zu verteidigen.

Überall in der Stadt bereiteten sich die Deutschen auf den Einmarsch der Alliierten vor. An diesem Abend begann er.

Im letzten Tageslicht tauchten vor Hauptmann Raymond Dronne die Worte *Paris Porte d'Italie* auf. Es war dieselbe Strasse, die Napoleon vor 129 Jahren bei seiner Rückkehr von der Insel Elba benutzt hatte. Dronne überquerte mit einer kleinen Abteilung zügig die Stadtgrenze. Seine Männer – die ersten französischen Soldaten, die wieder nach Paris kamen – waren ausser sich vor Freude.

An diesem Nachmittag hatte sich General Leclerc widerwillig eingestehen müssen, dass er die Stadt nicht vor dem nächsten Tag erreichen konnte. Und er hatte Dronne befohlen, er solle nehmen, was er nur habe, und nach Paris fahren. «Halten Sie sich nicht mit Kämpfen auf. Fahren Sie hinein, wie es eben geht. Sagen Sie Ihren Leuten, sie sollten aushalten; wir sind morgen da.»

Dronne fuhr mit drei Shermans und sechzehn Schützenpanzern los. Der rot-haarige Hauptmann hatte für die Frauen von Paris eigentlich adrett sein wollen. Aber nun hatte er achtundvierzig Stunden nicht geschlafen, seine Augen waren



General Omar N. Bradley, Oberbefehlshaber der 1. US-Armee



General Leclerc

Am 24. August 1944 trifft Hauptmann Dronne in Paris ein. Seine Männer sind die ersten französischen Soldaten, die nach der deutschen Besetzung wieder in die Hauptstadt kommen





Charles de Gaulle am 26. August vor dem Arc de Triomphe

rot und geschwollen, sein Bart verfilzt und schmutzig, und an seiner Uniform klebten Öl, verbranntes Pulver und Schweiß.

Doch die Pariser an der Place d'Italie schien Dronnes Äusseres nicht zu stören. Zuerst waren sie beim Gerassel der Panzerketten in Deckung gerannt. Aber ihre Furcht wich, als sie sahen, dass diese Soldaten keine deutschen Stahlhelme trugen. «Les Américains», schrie einer, und nun wälzte sich eine Woge von Menschen auf Dronnes Fahrzeuge zu. Pariserinnen kletterten hinauf, um ihn zu küssen, ihn an sich zu drücken, sogar seine schmierige Uniform zu streicheln. Ein dickes Mädchen sprang auf seinen Jeep und zerbrach dabei die heruntergeklappte Windschutzscheibe.

Mit dem begeisterten Mädchen an Bord, das sang und die Trikolore schwenkte, überquerten Dronnes Männer den Platz und fuhren die Avenue d'Italie hinunter. Um den Deutschen aus dem Weg zu gehen, benutzten sie Seitenstrassen. Nur einmal, an der Gare d'Austerlitz, schossen die Deutschen auf sie. Ohne das Feuer zu erwidern, fuhr Dronne weiter bis zum Hôtel de Ville, dem Rathaus von Paris. Dort umstellten seine Fahrzeuge das Gebäude.

Gerade eben war Georges Bidault im Innern auf einen wackeligen Tisch gestiegen und hatte seinen Kameraden von der Résistance zugeschrien: «Die ersten Panzer der französischen Armee haben die Seine überschritten.» Das Echo seiner Worte hing noch im Zimmer, als von draussen der Lärm der Panzer zu hören war. Alle im Raum sangen die Marseillaise, und als der letzte Ton verklungen war, stürmten die Männer zur Tür hinaus und erstickten Dronne fast mit ihren Umarmungen.

Die Techniker im Elektrizitätswerk schalteten den Strom ein, damit die Neuigkeit über den Rundfunk in alle Stadtteile dringen konnte. «Freut euch, Pariser», rief der stellvertretende Direktor des Pariser Rundfunks, Pierre Schaeffer. «Die Division Leclerc ist in Paris. Wir sind überglücklich!» Dann spielte der Sender die Marseillaise. In zahllosen Wohnungen drehten die Menschen ihre Geräte auf volle Lautstärke und rissen die Fenster auf, dass die Weise über die Strassen schallte.

Kaum waren die letzten Töne verklungen, da war Schaeffer wieder am Mikrophon. «Sagt allen Pfarrern, sie sollen die Glocken läuten», rief er.

Vier Jahre lang hatten die Glocken von Paris geschwiegen. Jetzt begann die grosse Vierzehntonnenglocke im Südturm von Notre-Dame ihr Freudengeläut. Die *Savoyarde*, die Neunzehntonnenglocke von Sacré-Coeur, antwortete. Und dann fiel eine Kirche von Paris nach der anderen in den majestätischen Chor ein. Die Pariser hörten es in der Dunkelheit mit Tränen in den Augen.

Nirgends in Paris war jedoch der Eindruck dieses Lätens so stark wie in einem kleinen Arbeitsraum im Hotel Meurice. Hier gab Dietrich von Choltitz seinem Stab ein improvisiertes Abschiedsessen. Kaum einer im Zimmer machte sich Illusionen über das, was sie erwartete. Nicht nur, dass die Alliierten praktisch in der Stadt waren – die Amerikaner hatten den Sperrriegel an der Seine südlich von Melun durchbrochen und drangen ungehindert nach Osten vor. Die 26. und 27. SS-Panzerdivision, zur Verteidigung von Paris bestimmt, sollten sich ihnen entgegenstellen. An eine Verstärkung für Choltitz war nun nicht mehr zu denken.

Als der Stadtkommandant von Paris sich für das Diner umzog, dachte er mit Bitterkeit an Hitler. Statt ihm Truppen für die Verteidigung der Stadt zu geben, hatte Hitler ihm nur die Mittel geschickt, sie zu zerstören: den Hauptmann Ebernach und sein Sprengkommando. Und dass er sie zerstörte, erwartete der Führer nun von ihm.

Annabella Waldner hatte eine so erlesene Speisenfolge vorbereitet, wie es nur ging. Choltitz bemühte sich, den amüsanten Gastgeber zu spielen. Er erzählte von seinen Erlebnissen als Page am Hof der Kronprinzessin von Sachsen. Aber Witz und Unterhaltung waren mühsam. Und dann begannen die Glocken zu läuten.

«Herr General, was bedeutet denn das?» fragte jemand.

«Was das bedeutet?» wiederholte Choltitz. «Die amerikanisch-französische Armee zieht ein. Was denn sonst.»

Er warf einen Blick auf seine Offiziere und sah einige schockierte Mienen. «Was haben Sie anderes erwartet?» fuhr er fort. «Die Zeit der Wunder ist vorbei.»

Dann liess er sich mit dem Stabschef der Heeresgruppe B, Hans Speidel, verbinden, der hundert Kilometer entfernt war.

«Guten Abend, Speidel», sagte er. Dann hielt er den Hörer hinaus in die Dunkelheit, die vom feierlichen Dröhnen der Glocken erfüllt war. «Bitte, hören Sie zu. – Haben Sie gehört?»

«Jawohl», antwortete Speidel, «ich höre Glockenläuten.»

«Richtig», antwortete Choltitz. «Die amerikanisch-französische Armee zieht in die Stadt ein.»

Ein langes Schweigen folgte. Dann berichtete Choltitz, er habe, wie befohlen, die Brücken, Bahnhöfe, Wasser-, Elektrizitäts- und Gaswerke und sein Hauptquartier zur Zerstörung fertiggemacht. Könne er sich, fragte er, darauf verlassen, dass die Heeresgruppe seine Männer aus der Stadt herausbringe, wenn alles zerstört sei? Wieder eine lange Pause.

«Nein», erwiderte Speidel schliesslich, «ich fürchte nein, Herr General.»

Der Befehlshaber von Gross-Paris legte den Hörer auf. Er sollte nie wieder mit der Heeresgruppe B telefonieren.

Später in der Nacht stand Choltitz auf dem Balkon vor seinem Arbeitszimmer. Am Horizont hatte jetzt ein anderer Ton den Glockenklang ersetzt. Es war das wütende Schiessen seiner eigenen, zwanzigtausend Mann starken Garnison, die die Stadt daran erinnerte, dass die drei Panzer von Hauptmann Dronne ein Symbol waren, nicht eine Armee, und dass die Stunde der Befreiung noch nicht gekommen war.

Choltitz lauschte. Dann murmelte er: «Was soll ich tun? Was soll ich tun?»

Er warf einen letzten Blick auf die Stadt und ging in sein Schlafzimmer. Auf dem Gang begegnete ihm Hauptmann Ebernach, der um die Erlaubnis bat, sein Zerstörungskommando aus Paris zurückzuziehen. Er werde, sagte er, Leute zurücklassen, die die Sprengladungen auslösen sollten, die er gelegt habe.

Der General sah den jungen Offizier an. «Ebernach», sagte er böse, «Sie nehmen alle Ihre Männer und ziehen ab.» Damit liess er ihn stehen.

Der Himmel war blau und wolkenlos – ein herrlicher Tag. Die 2. französische Panzerdivision und die 4. amerikanische Division näherten sich der Stadt auf Grund von Instruktionen, die sich in dem knappen Befehl an das XXXVIII. amerikanische Aufklärungsbataillon zusammenfassen liessen: «Alles, was Beine hat, rauf auf die Strasse. Und dann nichts wie rein nach Paris.» In der Hauptstadt suchten dreieinhalb Millionen Pariser versteckte Schätze hervor: eine verstaubte Flasche Champagner, eine selbstgenähte Trikolore, ein nach dem Gedächtnis gebasteltes Sternbanner. Und auf den Barrikaden standen die FFI für den letzten Schlag bereit.

Gegenwehr gab es so gut wie keine. Als die 2. Division in Paris einfuhr, waren die Strassen mit einem Schlag von einer jubelnden, blumenwerfenden, undurchdringlichen Menschenmasse verstopft. Mädchen und Kinder hingen wie Trauben an jedem Panzer und jedem Schützenpanzerwagen. Die Fahrzeuge blieben in einer schreienden Menschenwoge stecken. Leutnant Jacques Touny in seinem Panzer El Alamein musste schliesslich sein Maschinengewehr in die Luft abfeuern, um die Leute auseinanderzutreiben, die ihm den Weg versperrten.

Nicht weniger turbulent ging es an den Einzugsstrassen der 4. amerikanischen Division zu. Als Major S. Marshall beim Hôtel des Invalides die Seine erreichte, zählte er bereits 67 Flaschen Champagner in seinem Jeep. Ein alter Mann mit einem Schnauzbart hatte all seine Orden auf der Brust. Er stand da wie ein Ladestock, während ihm Tränen über das Gesicht liefen.

Allenthalben überschütteten die dankbaren Franzosen die vorbeiziehenden Amerikaner mit Geschenken. Ein hübsches Mädchen lief zu Leutnant John Welch und gab ihm eine frische Weintraube. Ein Deutscher, sagte sie, habe sie in ihrem Laden zurückgelassen.

Als Welch sie zu essen begann, sagte eine dabeistehende Frau: «Das sind die ersten Weintrauben, die ich seit vier Jahren zu sehen bekomme.»

Beschämt bot Welch sie ihr an. «Nein, junger Mann», sagte sie, «heute ist alles für euch.»

Sobald die alliierten Truppen sich den deutschen Stützpunkten näherten, änderte sich das Bild. Schiessen löste das freudige Geschrei der Menge ab und erinnerte ernüchternd daran, dass in Paris etwa zwanzigtausend deutsche Soldaten kampfbereit warteten.

Leutnant Pierre de la Fouchardière vom Kürassierregiment 12 blickte verwundert auf die menschenleere Kreuzung Boulevard Montparnasse und Boulevard St-Michel vor seinen Panzern – das genaue Gegenteil der erregten Menge, die er eben hinter sich gelassen hatte. Er stieg aus und lief zu dem einzigen Pariser, der zu sehen war: einem alten Mann, der in einer Haustür kauerte.

«Monsieur», fragte er, «wo sind die Deutschen?»

Die Deutschen waren gleich um die Ecke, unter der achteckigen Kuppel des Palais du Luxembourg. Der riesige Komplex, den sie hier verteidigten, war über 26 Hektar gross. Am Kopfende des herrlichen Parc du Luxembourg stand das Palais selbst. Ein zweites grosses Gebäude war wie ein Keil in die südöstliche Ecke dieses Parks geschoben und schützte die Rückfront: die École des Mines.

Knapp fünfzig Meter von zwei deutschen Bunkern an der École des Mines entfernt machte sich ein junger Mann mit wuscheligem Haar zum Angriff fertig. Man kannte ihn als Oberst Fabien. Er war erst fünfundzwanzig, aber schon dreimal verwundet worden und zweimal aus der Gestapohaft geflohen. Sechsendreissig Stunden hindurch hatten Fabiens nur leichtbewaffnete Männer die Deutschen im Luxembourg in Atem gehalten und Stück um Stück in das Palais zurückgedrängt. Nun, da die 2. Panzerdivision in der Stadt war, befahl Fabien seinen Männern, das Palais anzugreifen.

Fast im selben Augenblick ertönten rasch hintereinander mehrere Detonationen. Zwei deutsche Schützenpanzer kamen vom Palais her und nahmen eine Gruppe FFI-Männer unter Feuer, die sich in einem kleinen Hotel in der Nähe verborgen hielten. Die FFI-Leute warfen Handgranaten, aber sie prallten an den Fahrzeugen ab, ohne Schaden anzurichten.

Da plötzlich sahen die Belagerten, wie die Panzer sich zum Palais hin in Sicherheit brachten; gleich darauf hörten sie das Rasseln von Panzerketten. Es waren die Shermans von Leutnant Pierre de la Fouchardière, der vor seinem Panzer herging und den Rückzug des Feindes zur École des Mines beobachtete.

De la Fouchardière wiederum wurde von einem Deutschen durch das Visier seiner Panzerfaust beobachtet. Da bemerkte der Leutnant das deutsche Widerstandsnest. «Rechts», brüllte er dem Fahrer zu. Sofort rutschte der Panzer in Deckung. Das erste deutsche Geschoss schrammte ihn lediglich und explodierte an einer Hauseinfahrt hinter ihm.

De la Fouchardière lief mit drei Männern in ein Haus, das den deutschen Stellungen in der École des Mines genau gegenüberlag. Sie hasteten in den dritten Stock hinauf und läuteten an der erstbesten Wohnungstür. Eine ältere Frau in Schwarz öffnete. «Leutnant de la Fouchardière von der Division Leclerc», stellte sich der Offizier vor und küsste der Dame die Hand.

Die vier Männer traten an der erstaunten Frau vorbei an ein Fenster im Wohnzimmer und sahen unter sich, fünfundzwanzig Meter entfernt, deutsche Helme. Niemals in den vierzig Kriegsmonaten war de la Fouchardière dem Gegner so nahe gewesen. Er zog seine Pistole und schoss auf die überraschten Deutschen. Das elegante Zimmer mit den hohen Bücherwänden füllte sich mit dem scharfen Geruch von Pulverdampf. Von einem Sessel in der Ecke aus beobachtete die alte Dame mit Freude und Entsetzen zugleich, wie die vier Männer aus ihrer Wohnung ein Kampffeld machten. Als de la Fouchardière seine Munition verschossen hatte, legte er seine qualmende Pistole auf einen polierten antiken Tisch und liess sich benommen auf ein rotes Sofa fallen.

Die Verteidiger des Palais machten noch immer keine Miene abzugeben. Der Deutsche mit der Panzerfaust zielte erneut auf einen vorüberfahrenden Sherman. Sein Geschoss fegte über den Boulevard und explodierte auf dem Panzer. In diesem Augenblick schickte der Gefreite Louis Despretz, der Geschützführer des folgenden Panzers, eine Granate aus seiner 3,5-dm-Kanone in das Widerstandsnest und zerstörte es.

Inzwischen standen die Panzer von de la Fouchardières Regiment rings um das Palais du Luxembourg, bei ihnen die von Leclercs Begleitbataillon. Der Kommandeur des Bataillons, Hauptmann Alain de Boissieu, befahl seinen Leuten, das Feuer auf das Bauwerk zu eröffnen – wenn es auch der Sitz des Senats von Frankreich war.

Während die Geschosse im Palais einschlugen, fiel de Boissieu plötzlich ein, dass sie vor allem die deutschen Panzer erledigen mussten. Leclercs Hauptquar-

tier war jetzt in der Gare Montparnasse, und wenn die Deutschen im Palais einen Ausfall dorthin machen wollten, konnte keiner sie daran hindern. «Die Panzer!» rief er in sein Mikrofon. «Erledigt die Panzer!»

Leutnant Philippe Duplay hörte den Befehl und sah im selben Augenblick, wie ein verschwitzter Amerikaner aus einem Halbkettenfahrzeug kletterte. Er lief zu ihm hin, suchte sein Englisch zusammen und fragte: «Haben Sie vielleicht eine Bazooka?» Kurz darauf zogen die beiden jungen Männer, ohne auf das Gewehrfeuer ringsum zu achten, mit der Panzerabwehrwaffe des Amerikaners los, um die deutschen Panzer abzuschossen.

Als Dietrich von Choltitz um eins im Speisesaal des Hotel «Meurice» zum Essen erschien, bat ihn eine Ordonnanz, er möge sich nicht auf seinen gewohnten Platz am Fenster setzen. «Eine verirrte Kugel könnte Sie treffen.»

«Nein», sagte der General, «heute erst recht.»

Die Aufgabe, Choltitz gefangenzunehmen, war Hauptmann Jacques Branet zugefallen, der mit zweihundert Mann und fünf Shermanpanzern eineinhalb Kilometer entfernt an der Place du Châtelet stand. Pünktlich um eins – die befohlene Abmarschzeit – zogen die Infanteristen und eine FFI-Abteilung unter dem Kommando von Leutnant Henri Karcher vorsichtig die Rue de Rivoli hinauf, gefolgt von den Panzern. Zunächst kein Widerstand. Da plötzlich schwenkte ein deutscher Panzer in ihren Weg. Branets Führungspanzer *Douaumont* erledigte ihn mit dem ersten Schuss. Daraufhin brach überall auf der Strasse Gewehrfeuer los.

Ein Betonunterstand weiter oben in der Rue de Rivoli nagelte die Infanterievorhut am Boden fest. Branet beorderte seine Panzer nach vorn. Im *Douaumont* schrie Sergeant Marcel Bizien: «Bochepanzer links, feuern!» Sein Geschoss schlug auf die Panzerung des deutschen «Panthers» – keine Wirkung. Der Turm des Panthers mit der mächtigen 8,8-cm-Kanone schwenkte langsam zu Bizien herum. «Einen Panzerbrecher», schrie er. Die Granate wurde eingeschoben und abgefeuert. Aber als sie den Panther traf, quoll nur eine Rauchwolke auf. Biziens Geschützführer hatte in der Dunkelheit im Turm eine Rauchgranate für eine panzerbrechende gehalten.

Der Panther war jetzt nur noch zwölf Meter entfernt. Seine nächste Granate musste den *Douaumont* in Stücke reißen, bevor dieser wieder schießen konnte. «Ramm ihn», brüllte Bizien. Der Fahrer trat auf den Gashebel und der *Douaumont* schoss nach vorn. Mit einem Donnerschlag und in einem Funkenregen krachten die beiden 35-Tonnen-Panzer aufeinander. Die Geschützrohre der beiden Panzer kreuzten sich wie Lanzen; der Turm des Panthers war blockiert. Ei-

nen Augenblick lang trat Stille ein. Aber dann flogen wieder Handgranaten und Geschosse aus den Häusern an der Rue de Rivoli. Binnen Kurzem wurden in diesem Kampf vier von Branets Panzern ausser Gefecht gesetzt.

Immerhin, die Infanterie drang weiterhin vor. Wenige Minuten nach drei Uhr sprangen Henri Karcher und drei seiner Männer in den Eingang des Hotels «Meurice». Karcher feuerte seine Maschinenpistole auf ein riesiges Hitlerbild ab, das in der Halle hing. Sogleich wurde er von einem Deutschen beschossen, der auf dem ersten Treppenabsatz hinter Sandsäcken lag. Der Franzose duckte sich hinter den Empfangstresen und warf eine Phosphorgranate. Hinter ihm richtete der Gefreite Walter Herman den Strahl seines Flammenwerfers auf den Fahrstuhlschacht.

Da tauchte in dem scharfen Qualm, der die Halle erfüllte, mit erhobenen Händen ein deutscher Offizier auf. Karcher drückte ihm die Maschinenpistole in die Seite und befahl: «Einzelnen mit erhobenen Händen und ohne Waffen nach draussen.» Der Deutsche rief einen Befehl. Das Feuer schwieg, und die Verteidiger im Erdgeschoss strömten heraus, um sich zu ergeben. Da sah Karcher einen Deutschen mit den roten Hosenstreifen der deutschen Generalstabsoffiziere. Karcher sprang auf ihn zu und fragte: «Wo ist Ihr Kommandeur?»

Der Kommandeur stand in einem kleinen Zimmer im ersten Stock hinter einem langen Tisch. Dietrich von Choltitz erwartete das Weitere ruhig und resigniert. Er war einige Stunden zuvor zu dem Entschluss gekommen, er könne seine Männer nicht zum Tod in einem Kampf verurteilen, der keinem Ziel mehr diene. Er hatte daher Widerstand für den Fall befohlen, dass die FFI das Hotel angriffen; falls aber reguläre Truppen zuerst eindringen, sollte man das Gebäude nach wenigen Schüssen übergeben.

Choltitz machte sich keine Vorwürfe. Seine Soldatenehre hielt er für intakt, und sobald er selbst Gefangener war, konnte er auch seinen Männern in Ehren befehlen, sich zu ergeben. Auch dem Urteil der Geschichte sah er nun ruhig entgegen. Er hatte sich nicht von einem rachsüchtigen Hitler zwingen lassen, die Rolle des Henkers von Paris zu spielen.

Die Tür öffnete sich; ein französischer Offizier trat ein und salutierte. «Leutnant Karcher von der Armee des Generals de Gaulle», stellte er sich vor.

«General von Choltitz», erwiderte der Deutsche. «Kommandeur von Gross-Paris.»

«Sie sind mein Gefangener», sagte Karcher.

«Jawohl», antwortete Choltitz.

In diesem Augenblick betrat ein zweiter Offizier, Major Jean de la Horie, das Zimmer. Durch einen Dolmetscher liess er Choltitz sagen: «General, ich verlan-

ge, dass Sie Befehl geben, allen Widerstand in der Stadt zu beenden.» Dann wies er Karcher an, sich um die übrigen zu kümmern. Choltitz sollte mit ihm kommen. Der General verabschiedete sich mit Handschlag von seinen Offizieren und folgte ihm.

Unten auf der Strasse hatte Major de la Horie alle Mühe, seinen Gefangenen vor der rachsüchtigen Menge zu schützen. Männer schrien Schimpfworte; Frauen spuckten auf Choltitz und versuchten, ihm seine goldenen Schulterstücke von der Uniform zu reissen. Für diese Menschen, die vier Jahre deutscher Besetzung hinter sich hatten, war der Anblick eines deutschen Generals mit erhobenen Händen ein Labsal.

Choltitz ertrug die Wut der Menge mit Würde. Sie erreichten schliesslich de la Hories Schützenpanzer. Choltitz stieg ein, aber der Koffer, den sein Fahrer, Feldwebel Mayer, für ihn gepackt hatte, wurde diesem von der Menge entrissen. Mayer konnte sich nur durch einen verzweifelten Sprung noch auf den anfahrenden Wagen schwingen, aber Choltitz bemerkte ihn nicht einmal. Er starrte auf eine ältere Pariserin, die tanzend, unter wildem Freudengeschrei, seine rotgestreifte Hose aus dem Koffer als Befreiungstrophäe schwenkte.

In dem grossen Speisesaal der Polizeipräfektur hatte sich General Leclerc eben zu einem späten Mittagessen mit dem neuen Präfekten niedergesetzt, als ein Offizier hereinkam und ihm mitteilte, Choltitz sei im Haus. Leclerc erhob sich und ging in das Nebenzimmer, um die förmliche Übergabe der Stadt entgegenzunehmen. Choltitz war, obwohl rot im Gesicht und von der rauhen Behandlung etwas ausser Atem, für den geschichtlichen Augenblick tadellos gekleidet. Etwas überrascht bemerkte er Leclercs offenes Hemd, seine Mannschaftsstiefel und das Fehlen jeglicher Auszeichnung.

Die beiden Männer sprachen noch über die Fassung der Übergabeurkunde, als im Nebenzimmer Stimmen laut wurden. Der Kommunistenführer, Oberst Rol, forderte Zutritt; er war wütend, dass ihn niemand aufgefordert hatte, bei der Zeremonie zugegen zu sein. Leclerc willigte ein. Er hatte für die politischen Intrigen innerhalb der Résistance nur Verachtung, und von dem jungen kommunistischen Oberst, durch dessen Aufstand er so rasch nach Paris gejagt worden war, hatte er nie gehört. Als später einer der Kommunisten drängte, auch Rols Name müsse auf der Kapitulationsurkunde erscheinen, war Leclerc damit ebenfalls einverstanden.

In den Übergabebedingungen wiederholte Leclerc die Forderung von Major de la Horie, Choltitz müsse allen seinen Stützpunkten befehlen, das Feuer einzustellen. Die beiden Generale beschlossen, zu allen Stützpunkten bewaffnete

Gruppen zu schicken, die aus Deutschen und Franzosen bestanden und einen schriftlichen Befehl von Choltitz zur Übergabe bei sich führten.

Am Nachmittag machten sich die Gruppen auf den Weg, und ein Stützpunkt nach dem andern ergab sich. Einige wenige deutsche Kommandeure wollten zunächst weiterkämpfen, aber bei Tagesende hatten sich alle von der Sinnlosigkeit eines solchen Schrittes überzeugt – mit einer Ausnahme. Dieser eine Stützpunkt war das nun feuerschwärzte und zerschossene Palais du Luxembourg. Durch SS-Einheiten verstärkt, hatten seine Verteidiger den ganzen Tag keinen Fussbreit Boden aufgegeben. Um die Besatzung zur Aufgabe ihres Widerstandes zu bewegen, schickte Choltitz seinen Chef des Stabes, Oberst Friedrich von Unger, und Leclerc schickte den Artilleriekommandeur der 2. Panzerdivision, Oberst Jean Crépin.

Der Kommandant des Palais, Oberst Ulrich von Berg, hörte sich den strikten Befehl an, den die beiden überbrachten. Eine Gruppe junger SS-Offiziere widersetzte sich der Übergabe wütend und unnachgiebig. Darauf erklärte Crépin, wenn das Palais nicht binnen einer Stunde übergeben sei, werde man seine Besatzung nicht als Kriegsgefangene behandeln. Die Deutschen diskutierten noch kurz, dann donnerte Berg die SS an, im Namen des Führers befehle er die Übergabe. Noch fast eine Stunde lang weigerte sich die SS nachzugeben. Aber um 18.35 Uhr, zu dem Zeitpunkt, den Crépin genannt hatte, öffneten sich die Tore des grossen Ehrenhofes, und Berg kam mit einer grossen, weissen Fahne heraus. Paris war endgültig frei.

Bis weit in die Nacht hinein konnte man in den Strassen Kolonnen gefangener Deutscher sehen. Wie am Morgen ihr Kommandeur wurden auch sie von dem aufgetauten Hass der Pariser verfolgt. Sie wurden geschlagen, gestossen, beschimpft und angespuckt, ja sogar getötet. Auf der Place de l'Étoile führte Major Henri Mirambeau eine Gefangenenkolonne, die mit erhobenen Händen marschierte. Auf einmal zog ein deutscher Offizier eine Handgranate ab und warf sie nach ihm. Mirambeau stürzte blutend zu Boden. Seine Leute machten die ganze Kolonne mit Maschinengewehrfeuer nieder.

Auch in anderem Sinne war dies ein Tag der Abrechnung. Die Franzosen stöberten Dutzende von Frauen auf, die mit Deutschen geschlafen hatten. Nackt bis zur Hüfte, ein Hakenkreuz auf die Brüste gemalt, den Kopf rasiert, so wurden sie durch die Strassen getrieben. Einige trugen Schilder: «Ich habe mit den Bodies gehurt.»

Schweigsam und ohne ein Lächeln fuhr indes Charles de Gaulle nach Paris. Wie er es gewollt hatte, war die Befreiungsaktion hauptsächlich eine französische Tat.

Als sein Wagen die Hauptstadt erreicht hatte, fuhr er geradenwegs zum Stabsquartier der 2. Panzerdivision an der Gare Montparnasse. Dort zeigte Leclerc ihm ein Exemplar des Übergabevertrags. Als de Gaulle auf dem Dokument Rols Unterschrift sah, wurde er wütend. Für ihn war das ein offenkundiger Versuch der FFI, sich das Verdienst an der Befreiung von Paris zuzuschreiben.

Dann begab sich de Gaulle ins Kriegsministerium, um dort sein ständiges Hauptquartier aufzuschlagen. Er wusste sehr wohl, dass die Führer des Aufstandes ihn im Hôtel de Ville erwarteten, aber er hatte es nicht eilig, sich von diesen Leuten «empfangen» zu lassen. Ja, obwohl das die erste Gelegenheit sein sollte, sich den Parisern zu zeigen, bedurfte es grosser Überredungskunst, bis er sich bereit fand, an diesem Tag überhaupt ins Hôtel de Ville zu gehen. Und um seine Gefühle deutlich zu zeigen, machte er auf dem Weg dahin erst noch einen Besuch in der Polizeipräfektur, dem Symbol der gaullistischen Résistance während des Aufstandes.

Als er endlich im Hôtel de Ville eintraf, begrüßte ihn die Menge, obwohl sie stundenlang auf ihn gewartet hatte, mit stürmischer Begeisterung. De Gaulle, in einfacher Khakiuniform, schritt mit Bedacht direkt auf den wartenden Georges Bidault zu und vermied es, sich die wartenden Résistanceführer vorstellen zu lassen. Und als Bidault ein Blatt Papier hervorholte und sagte: «*Mon général*, wir bitten Sie, auf den Balkon hinauszutreten und vor der versammelten Menge feierlich die Republik auszurufen», erwiderte de Gaulle von oben herab: «Nein. Die Republik hat nie aufgehört zu existieren.»

Dann trat er ans Fenster. Lautes Jubelgeschrei drang herauf. Die Menschen begannen rhythmisch zu rufen: «De Gaulle, de Gaulle, de Gaulle.» Der General hielt eine kurze Ansprache und trat dann winkend zurück. Nicht ein einziges Mal hatte er dabei die Widerstandsbewegung oder ihre wichtigste Organisation, den Conseil National de la Résistance, erwähnt. Was ihn betraf, war die Zukunft des CNR und seiner Führer: ehrenvolle Vergessenheit.

Als de Gaulle gegangen war, hörten die verblüfften und verbitterten Mitglieder der Résistance die Hochrufe der Menge so stürmisch heraufschallen, dass die wenigen heilgebliebenen Fensterscheiben des Rathauses erzitterten. Einer murmelte ingrimmig: «Ein klarer Fall. Man hat uns hereingelegt.»

Am 26. August, dem Tag nach der Befreiung, wollte de Gaulle seinen eigenen Empfang haben – als Zeichen seiner Verbundenheit mit dem Volk. Sein Weg sollte vom Grab des Unbekannten Soldaten die Champs-Élysées hinunter und dann nach Notre-Dame führen. Teile der 2. Panzerdivision flankierten die Stras-

se – teils der Sicherheit wegen, aber mehr noch, um der Bevölkerung die Autorität zu demonstrieren, die hinter der Regierung des Generals stand.

Das Ganze war recht gefährlich. In einer Stadt, die noch keineswegs frei von deutschen Heckenschützen war, wollte de Gaulle mehr als eine Million Menschen und ihre Führer versammeln. Görings Flugzeuge konnten sich kein besseres Ziel wünschen. Aber der General liess sich nicht davon abbringen. Er musste seine Autorität jetzt sofort sichern, solange die Hauptstadt noch von der Begeisterung erfüllt war, die die Befreiung ausgelöst hatte.

De Gaulle eröffnete die Feier mit einer Besichtigung der Panzer und Panzerspähwagen der 2. Division, die rings um die Place de l'Étoile aufgestellt waren. Dann legte er ein Kreuz aus rosa Gladiolen am Grab des Unbekannten Soldaten nieder, entzündete die Ewige Flamme wieder und verhielt einen Augenblick in Schweigen. Die Pariser jubelten ihm zu – von Baikonen, Dächern, Fenstern und vom Strassenrand. Dann ging de Gaulle hinter einer Avantgarde aus vier Panzern und durch ein Spalier aus FFI-Leuten, Polizei und Feuerwehrmännern, das die Menge zurückhalten sollte, die Champs-Élysées hinunter. Die führenden Männer des neuen Frankreichs begleiteten ihn. Dann schlossen sich die andern in zwangloser Folge an. Als er so dahinschritt, fühlte sich de Gaulle mehr denn je als «Frankreichs Schicksal».

Aber der Marsch sollte nicht glatt gehen. Als der Zug auf die Place de la Concorde kam, fielen Schüsse. Tausende warfen sich auf das Pflaster oder suchten Schutz hinter den gepanzerten Fahrzeugen auf dem Platz. De Gaulle fuhr, aufrecht im offenen Wagen stehend, weiter, ohne das Schiessen zu beachten. Als er vor Notre-Dame eintraf, schossen FFI und Soldaten auf die umliegenden Dächer. Leclercs Offiziere gaben sich verzweifelt Mühe, wieder Ordnung zu schaffen. Ihr Kommandeur selbst verprügelte einen seiner wild schiessenden Soldaten mit seinem Stock.

De Gaulle betrat die Kathedrale durch die Tür des Jüngsten Gerichts. Und nun wurde auch in der Kirche geschossen, anscheinend ohne eigentliches Ziel. Die Versammelten warfen sich zu Boden, während de Gaulle seinen gleichmässigen Schritt beibehielt – sechzig Meter weit durch das Hauptschiff bis zu seinem Platz im linken Querschiff. General Koenig hinter ihm rief der geduckten Menge zu: «Habt ihr keinen Stolz? Steht auf!»

Der Gottesdienst begann, aber das Schiessen hörte nicht auf. Schliesslich wurde de Gaulle klar, dass es Unsinn sei fortzufahren. Er beendete die Zeremonie nach dem Magnifikat, ging ungerührt wieder durch das Hauptschiff und verliess die Kirche.

Was immer er vollbracht hatte, nichts hat ihm bei seinen Landsleuten soviel Achtung eingetragen wie dieser Beweis von Mut. «Von da an», schrieb ein amerikanischer Journalist, der dabeigewesen war, «hatte de Gaulle Frankreich fest in der Hand.»

Wenn die Umgebung des Generals auch nicht genau wusste, wer da eigentlich geschossen hatte – für de Gaulle selbst war die Sache klar. Es waren die Kommunisten gewesen. «*Eh bien, messieurs*», bemerkte er auf der Rückfahrt ins Kriegsministerium zu seinem Adjutanten, «in unserem Lande sind Elemente am Werk, die mich vernichten wollen, um sich selbst den Weg zur Macht zu bahnen.» Sein Entschluss stand fest. Hatten ihm die Schüsse in der Kathedrale gezeigt, dass die Lage gefährlich war, so erkannte er am Beifall der Massen, dass sie hinter ihm stehen würden. Jetzt, auf dem Höhepunkt seiner Popularität, wollte er den Widerstand seiner Gegner brechen.

Schon zwei Tage darauf verfügte de Gaulle, die Pariser Führungsstäbe der FFI seien aufzulösen. Die FFI-Leute würden, soweit sie geeignet seien, in die Armee übernommen. Alle Mitglieder hatten sich bei General Koenig zu melden. Sie wurden in Listen erfasst, ihre Waffen wurden eingelagert und unterstanden der Aufsicht von General Koenig.

Die Führer des CNR liessen die Absicht verlauten, ihre Organisation in eine ständige politische Körperschaft umzuwandeln, die mit dem General zusammen die Staatsautorität ausüben solle. Aber de Gaulle teilte ihnen unverblümt mit, ihre Aufgabe sei beendet; von nun an werde die Polizei für Recht und Ordnung sorgen. Die *milice populaire* der Kommunisten war überflüssig geworden und wurde aufgelöst.

«Das Eisen war heiss», schrieb de Gaulle später. «Ich habe es geschmiedet.»

Hitler aber war mit Paris noch keineswegs fertig. Als er erfuhr, dass die Alliierten in der Stadt waren, kannte seine Wut keine Grenzen. «Jodl!» schrie er seinen Stabschef an. «Brennt Paris?»

Alles schwieg betreten.

«Jodl», wiederholte Hitler, «ich will wissen: Brennt Paris? Brennt Paris in diesem Augenblick?»

Auf die Mitteilung, die Stadt brenne nicht, erliess Hitler unvermittelt den Befehl, Paris sei massiv mit V-Waffen zu beschliessen. Er war so ausser sich, dass seine frühere Anordnung, die französische Hauptstadt als Trümmerhaufen zurückzulassen, nicht ausgeführt worden war, dass Jodl nicht zu widersprechen wagte. Widerstrebend rief er den deutschen Oberbefehlshaber West an, Feldmarschall Model, einen der ergebensten Gefolgsmänner des Führers.

Zum Glück für Paris war Model auf einer Inspektionsfahrt, so dass der Befehl von seinem Stellvertreter, General Hans Speidel, entgegengenommen wurde. Jodl erklärte ihm, der Führer wünsche, dass es von den mehr als hundert Abschussrampen in Nordfrankreich Raketen auf Paris regne.

Entsetzt legte Speidel den Hörer auf. Was sollte er tun? Wie Choltitz war auch er nicht gewillt, Paris zu zerstören. Aber einen Befehl nicht ausführen war Verrat. Lange schlug sich Speidel mit diesem Dilemma herum; dann entschloss er sich, den Befehl nicht an Model weiterzugeben.

Aber auch damit war die Gefahr für Paris noch nicht beseitigt. Denn Hitler hatte ausserdem auch noch angeordnet, die Luftwaffe solle Paris «mit allen verfügbaren Kräften» angreifen. Und im Hauptquartier der Luftflotte 3 in Reims gab es keine Generale, die bereit waren, einen Befehl zu vergessen oder zu umgehen.

Tief dröhnte in dieser Nacht das Brummen der Flugzeuge am Himmel. Sie flogen von Nordosten in Massen auf Paris zu und kamen bis auf dreihundert Meter herunter. Das Heulen der Luftschutzsirenen unterbrach rauh das Lachen und Tanzen in den Strassen. Die erste Bombe fiel, ehe der Ton der Sirenen verebbt war.

Dreissig Minuten lang zogen die deutschen Maschinen tief am Pariser Himmel dahin. Nicht ein einziges alliiertes Flakgeschütz war in Bereitschaft. Eine Anzahl grosser Brände entstand. Bei diesem schwersten Luftangriff auf Paris wurden 213 Menschen getötet, 914 verletzt und 600 Häuser beschädigt oder zerstört.

Im Hôtel des Invalides beobachteten Pierre Koenig und Philippe Leclerc das Schauspiel in dumpfer Wut. Als die Bomben einschlugen, knurrte Leclerc immer wieder: «*Les salauds! Les salauds!* – Diese Dreckskerle! Diese Dreckskerle!»

Im Kriegsministerium blickte Leutnant Claude Guy, Ordonnanzoffizier von General de Gaulle, ebenfalls hinaus. Während die Explosionen am Horizont aufflamnten, ertönte aus einer nahen Wohnung Gelächter – Pariser, die den Luftangriff bei ihrer Feier überhörten.

Guy spürte, wie im Dunkeln jemand neben ihn trat. Es war de Gaulle. Schweigend starrte er hinaus. Auch er hörte das Lachen. «Ach», sagte er, «sie meinen, weil Paris befreit ist, sei auch der Krieg vorbei. *Eh bien*, der Krieg geht weiter. Die schwersten Tage liegen noch vor uns. Unsere Arbeit hat erst begonnen.»

# Der Mann, der mit Himmler Geschäfte machte

**Z**u Beginn des Krieges kam der Kaufmann Eric Erickson aus Stockholm auf die Schwarze Liste der Alliierten; er wurde beschuldigt, durch seine Geschäftsverbindung mit Deutschland die deutsche Rüstung zu unterstützen. Die alliierten Geheimdienste hatten berichtet, dass Erickson mit deutschem Öl handle, regelmässig Reisen nach Deutschland unternahme und mit hohen Gestapobeamteten freundschaftlichen Umgang pflege.

Diese Enthüllung war für Ericksons Familie ein schwerer Schlag. Seine alten Freunde wichen ihm aus, wenn sie ihn zufällig einmal trafen; seine Frau wurde geschnitten. Erickson war zwar schwedischer Staatsbürger, aber in New York geboren und aufgewachsen. Jetzt bekam er wütende Briefe von seinen Verwandten aus den USA. Doch sein Verhalten änderte sich nicht.

«Red» Erickson galt als typisch amerikanischer Geschäftsmann. Er hatte sich dem Ölgeschäft zugewandt, weil es aufregend war und in die Welt hinausführte. Denn die Ölhändler entwickelten in den zwanziger und dreissiger Jahren eine hektische Betriebsamkeit: Man lernte einen Kollegen etwa in Schanghai kennen und traf ihn im nächsten Jahr in London oder Teheran wieder; man konnte sein schärfster Konkurrent sein und wenig später mit ihm gemeinsame Geschäfte machen. Diese Amerikaner, Engländer, Holländer und Deutschen lebten in einer internationalen Welt von abenteuerlichen Transaktionen; Ländergrenzen gab es für sie nicht. Erickson wurde schliesslich Verkaufsleiter der amerikanischen *Texas Company* in Schweden. Dann erwarb er die schwedische Staatsbürgerschaft und gründete eine eigene Öl-Importgesellschaft.

Bald nach Kriegsbeginn entdeckte er eine Möglichkeit, auch mit den Deutschen Geschäfte zu machen. Damals war das Dritte Reich noch in der Lage, Öl auszuführen, und niemand glaubte ernsthaft, dass die Alliierten den Vorrat

durch Bombenangriffe gefährden könnten. Also knüpfte Erickson Beziehungen zu deutschen Geschäftsleuten an. Er wurde Mitglied der Deutschen Handelskammer in Stockholm, ging den meisten seiner alten Bekannten aus dem Weg und verkehrte nur noch mit einem einzigen Freund: Prinz Carl Bernadotte, dem Neffen des Königs von Schweden.

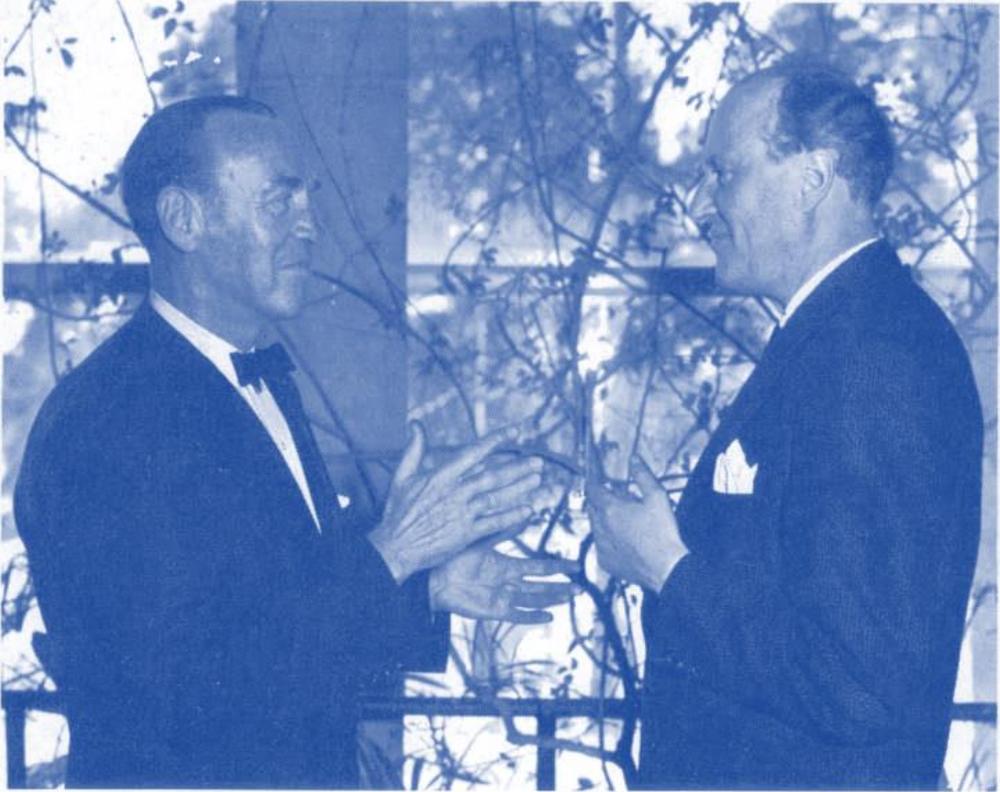
Erickson wusste, dass im Dritten Reich der Gestapochef Heinrich Himmler die letzten Entscheidungen über den Ölhandel zu treffen hatte. Deshalb konzentrierte er seine Bemühungen auf einen gewissen Herrn Finke, der Himmlers Hauptvertreter im neutralen Schweden und ein überzeugter Nationalsozialist war. Finke hatte eine Schwäche für königliche Hoheiten. So schaltete sich Prinz Carl ein. Er stellte die Verbindung her, und es dauerte nicht lange, da war Finke in Ericksons Landhaus zu Gast. Andere Kontakte kamen zunächst jedoch nicht zustande; besonders Handelsattaché Ludwig von der deutschen Botschaft verhielt sich sehr reserviert.

Trotzdem erhielt Erickson im September 1941 die Genehmigung, mit Empfehlungsschreiben von Finke und anderen nach Deutschland zu reisen. Auf dem Flughafen Bromma bei Stockholm aber wurde die Maschine nach Berlin festgehalten, und Erickson wurde von der schwedischen Polizei herausgeholt. Man untersuchte ihn selbst und sein Gepäck gründlich, fand aber nichts Verdächtiges. So liess man ihn abfliegen.

Erickson nahm Verbindung mit deutschen Ölindustriellen auf, vor allem in Hamburg. Er besuchte die dortigen Raffinerien, sprach mit den Direktoren und handelte die Lieferbedingungen aus. Nebenbei sah er sich nach alten Geschäftsfreunden aus dem Ölhandel um und fand zuerst einen adligen Herrn, der in England zur Schule gegangen war und einmal mit *Shell* zu tun gehabt hatte. Da niemand etwas von Ericksons Geschäften wissen sollte, wurde die Unterhaltung mit dem Baron streng vertraulich geführt. Eine weitere Bekanntschaft war Herr von Stürker, ein Ölbankier aus einer alten Hamburger Familie. Erickson achtete sorgfältig darauf, dass keiner der beiden ihn mit dem andern zusammen sah.

Sobald Erickson nach Schweden zurückgekehrt war, begannen die ersten deutschen Öllieferungen. Zu diesem Zeitpunkt setzten die Alliierten ihn auf die Schwarze Liste, und alle seine alten Freunde zogen sich von ihm zurück. Manche standen auf und verliessen ein Lokal, wenn Erickson es betrat. Seine schwedische Frau litt sehr darunter: Sie war immer noch Nazigegnerin, und nun musste sie die neuen Freunde ihres Mannes bewirten.

In den folgenden Monaten machte Erickson weitere Reisen nach Deutschland und pflegte seine guten Beziehungen zu Gestapoleuten. Er liess sich in ihre Wohnungen einladen und brachte ihren Frauen Butter, Ledermäntel und andere



Eric Erickson (links) im Gespräch mit Prinz Carl Bernadotte

Geschenke aus Schweden mit. Und er schloss weitere Geschäfte ab, obwohl es schwer wurde, Öl aus Deutschland zu bekommen, nachdem die alliierten Bombenangriffe eingesetzt hatten.

Als er einmal eine grosse Raffinerie besichtigte, bat der Direktor ihn anschliessend zum Abendessen. Erickson zögerte, konnte aber nicht gut ablehnen. Das Essen wurde im Direktionsbüro serviert. Es war fast zwölf Uhr, als die Gesellschaft auseinanderging, und kurz nach Mitternacht begann ein alliierter Fliegerangriff, der das Werk völlig zerstörte. In dieser Nacht hätten die Alliierten Ericksons Geschäften mit dem Feind beinahe ein Ende gemacht.

Die Luftangriffe auf deutsche Ölraffinerien wurden immer wirksamer; trotzdem war noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 ein wesentlicher Teil dieser Industrie voll arbeitsfähig. Die Schäden konnten schneller beseitigt werden, als man es für möglich gehalten hätte, und zahlreiche Werke waren so gut getarnt, dass sie ganz von Bomben verschont blieben.

Im Herbst 1944 konzentrierten sich die alliierten Kriegsanstrengungen auf den Kampf um den Rhein. Erickson musste sich nun sehr beeilen, wenn er noch Abschlüsse machen wollte. Er hatte schon lange eine umfassende Besichtigungsreise durch die deutsche Ölindustrie vorgehabt. Jetzt war es so weit. Er musste den Mann an der Spitze sprechen, Heinrich Himmler. Also arbeitete er ein «Grossprojekt» aus, das jedem Geschäftsmann mit Unternehmungsgeist das Herz höher schlagen liess: Er empfahl die Errichtung einer riesigen Raffinerie für synthetische Öle in Schweden, die 20 Millionen Mark kosten und von Deutschland und Schweden gemeinsam finanziert werden sollte. Dieser Plan konnte den Deutschen aus zwei Gründen einleuchten. Erstens besaßen sie damit einen Öllieferanten in einem Land, das von alliierten Bombern nicht bedroht war; und zweitens bot das Projekt die Möglichkeit, für den Fall einer Niederlage deutsche Gelder im neutralen Ausland anzulegen.

Erickson bereitete ein Exposé vor und brachte es Finke. Der war begeistert, und auch seine Vorgesetzten in Deutschland zeigten starkes Interesse. Nur einer sprach sich dagegen aus: Handelsattaché Ludwig. Er hielt Erickson für einen Schwindler. Ludwig kam vom Auswärtigen Amt und gehörte zur Ribbentrop-Gruppe, die im Laufe des Krieges immer häufiger mit der Gestapo, also mit Himmler, zusammenstiess. Bei den Auseinandersetzungen siegte allerdings meist die Gestapo, und auch in diesem Falle wurde Ludwig überstimmt. Erickson war bei der Gestapo wohlgekommen, seinem Besuch bei Himmler stand also nichts im Wege.

Im Oktober 1944 flog Erickson wieder einmal nach Tempelhof. Er bekam ein Zimmer im besten Hotel von Berlin und wurde am nächsten Morgen in einer schwarzen Dienstlimousine abgeholt.

Im Hauptquartier der Gestapo begrüßte Himmler ihn sehr leutselig; er habe durch Herrn Finke grosse Dinge von ihm gehört. Ausführlich besprachen sie dann den Plan für die neue Raffinerie, und Himmler meinte, Erickson müsse zunächst einmal die gesamte deutsche Ölindustrie richtig kennenlernen. «Was würde geschehen», fragte der Reichsführer SS plötzlich, «wenn die deutsche Wehrmacht Schweden besetzte?»

«Die Schweden würden wie die Teufel kämpfen», erwiderte Erickson, denn er hatte gehört, man dürfe vor Himmler nicht auf die Knie fallen, wenn man ihm Eindruck machen wolle. Als Ergebnis der Unterredung erhielt er ein einmaliges Dokument: Für ihn gab es in Deutschland und den Protektoraten keine Sperrgebiete, und er durfte die gesamte deutsche Ölindustrie besichtigen. Man stellte ihm einen Wagen zur Verfügung und gewährte ihm eine grosszügige Benzinzuteilung.

Erickson bereiste nun ganz Mitteleuropa, von Köln bis Prag, und besichtigte Leuna, Annendorf, Halle – sämtliche wichtigen Werke. Er sprach mit den Direktoren und interessierte sich für alles, was sie taten und planten. Wie ein Geschäftsmann, der eine neue Branche erschliesst, machte er sich ein vollständiges Bild. Und das nahm er mit nach Schweden.

Als der Krieg vorüber war, gab die amerikanische Botschaft in Stockholm ein grosses Essen für «Red» Erickson. Alle seine alten Freunde waren eingeladen, und nun wurde er wieder in ihre Welt aufgenommen.

Sie erfuhren, dass Erickson sich bald nach Kriegsbeginn bereit erklärt hatte, als Spion für die Alliierten zu arbeiten. Auf seinen eigenen Vorschlag hin wurde er auf die Schwarze Liste gesetzt. Prinz Carl Bernadotte, sein Vertrauter, war ebenfalls ein Agent der Alliierten gewesen. Alles Öl, das Erickson in Deutschland gekauft hatte, ging weiter an britische und amerikanische Ölfirmen und wurde schliesslich gegen Deutschland verwandt. Allerdings hatte er Herrn von Stürker und seinen andern Helfern Briefe geben müssen, die er unterschrieben hatte und die sie im Falle eines alliierten Sieges als geheime Kollaborateure auswiesen. Diese Schreiben hatten ihn sehr gefährdet. Bei seinen Besuchen in Deutschland konnte er kaum ruhig schlafen; in langen Nächten wartete er ständig auf ein Klopfen, das die Gestapo und seinen Tod ankündete.

Seine Informationen waren für die Alliierten von grösstem Wert gewesen. Die amerikanischen und britischen Piloten kannten nun die genaue Lage der grossen und kleinen Raffinerien in Deutschland, und auch die Stellungen der Flakbatterien und Rauchtarnanlagen, die jedes Werk schützten. Wenn sie eine der Raffinerien lahmgelegt hatten, wussten sie, wie lange die Instandsetzungsarbeiten dauern würden, und sobald die Produktion wieder anlaufen konnte, kamen sie zurück. Die Versorgung der deutschen Wehrmacht und Luftwaffe mit Benzin versickerte allmählich zu einem spärlichen Rinnsal. Schliesslich lagen die meisten deutschen Panzer mangels Treibstoff fest, und viele Kampfflugzeuge konnten nicht mehr aufsteigen.

Die Alliierten lösten Ericksons Versprechen an Herrn von Stürker und die andern Helfer ein. Herr Ludwig indessen erhielt als Gefangener Musse, darüber zu meditieren, wie berechtigt sein Misstrauen gegen Erickson gewesen war; und Finke wurde gefasst, nachdem er sich monatelang in Dänemark verborgen gehalten hatte.

## So starb Rommel

**General** Erwin Rommel – damals Kommandeur der 7. Panzerdivision – war neunundvierzig Jahre alt, als mit dem deutschen Blitzvormarsch in Frankreich sein ruhmreicher Aufstieg begann. Zwei Jahre später stand sein Afrikakorps hundert Kilometer vor Alexandrien. Rommel war Tagesgespräch in der ganzen Welt. Hitler machte ihn zum Feldmarschall, und die Engländer nannten ihn den tüchtigsten General des Zweiten Weltkriegs.

Rommels Gerissenheit und Improvisationsgabe trugen ihm den Spitznamen «Wüstenfuchs» ein. Einmal, als ihn die Engländer hart bedrängten, jagte er sie zum Beispiel ins Bockshorn, indem er eine grosse zahlenmässige Überlegenheit vortäuschte. Er wusste nämlich, dass die Royal Air Force täglich über den deutschen Linien fotografierte, und liess deshalb alle verfügbaren Fahrzeuge zwei Nächte lang in der Wüste herumfahren und Wagenspur neben Wagenspur setzen. Die Luftaufnahmen und eine entsprechende deutsche Propaganda verführten die Engländer dazu, Rommels Kampfkraft zu überschätzen: Sie zogen sich zurück.

Bei einer anderen Gelegenheit wurde ihm auf einen Angriffsbefehl hin gemeldet, dass nur sechs Panzer einsatzfähig seien. «Dann wird mit Staub angegriffen!» grollte er. Wenige Minuten später mahlten alle Fahrzeuge der Formation im Umkreis von einigen Kilometern Kreise in den Wüstensand und wirbelten dadurch eine Riesenstaubwolke auf. In ihr stürzten sich, aus allen Rohren feuernd, die sechs Panzer auf den Feind. Die Briten, die sich von einer ganzen Panzerdivision angegriffen glaubten, flohen.

Rommel hatte eine starke militärische Ausstrahlungskraft. Wenn seine Männer ihn in der vordersten Linie aufrecht im Turm seines Panzers stehen sahen, war er für sie der Schlachtengott. «Halten Sie sich dicht an mich», sagte er einmal zu einem seiner Offiziere, während sie unter Feuer lagen, «mich trifft es nicht.»

Während der Rückzugsschlachten des Afrikafeldzuges hatte Rommel zum ersten Male Hitlers Menschenverachtung kennengelernt. Der Feldmarschall wusste, dass der Feldzug verloren war. Deshalb forderte er, um Tausenden seiner Soldaten das Leben zu retten, von Hitler die Zurücknahme der deutschen Truppen. Aber Hitler erwiderte pathetisch: «Siegen oder sterben!»

«Weder starb ich – noch habe ich gesiegt», bemerkte Rommel trocken.

Um seinen Namen nicht mit einer Niederlage in Verbindung zu bringen, beorderte Hitler ihn vor der Kapitulation von Tunis im Mai 1943 nach Deutschland zurück und nahm ihn in seinen persönlichen Stab auf. Die folgenden Monate waren bitter für Rommel. Von seinem Ehrgeiz und seiner militärischen Karriere in Anspruch genommen, hatte er bis dahin nichts von den Massenhinrichtungen, der Zwangsarbeit, den Konzentrationslagern und dem Gestapopoterror in den besetzten Gebieten gewusst. Jetzt war er entsetzt über das, was die Nationalsozialisten im Namen des deutschen Volkes taten. «Ich habe immer einen sauberen Krieg geführt», sagte er, «sie aber beschmutzen meine Uniform.» Als Hitler dann seinen berüchtigten Befehl erliess, als Rache für jeden getöteten Deutschen zwölf Geiseln zu erschiessen, gehörte Rommel zu den wenigen Kommandeuren, die den Erlass in den Papierkorb warfen. Am meisten quälte ihn jedoch die Erkenntnis, dass Hitler eher ganz Deutschland in den Abgrund reissen, als den Krieg verloren geben würde.

Um die Zuversicht des deutschen Volkes zu stärken und die Alliierten zu beeindrucken, betraute Hitler ihn mit dem Oberkommando im Normandie-Abschnitt des Atlantikwalls. Rommel hatte sich allerdings schnell davon überzeugt, dass mit den geringen deutschen Truppen- und Materialreserven eine Invasion grossen Stils unmöglich aufzuhalten war. Im April 1944 beriet er deshalb mit dem «Militärbefehlshaber Frankreich», General von Stülpnagel, einem Führer des deutschen Widerstandes, über Mittel und Wege, wie man den Krieg im Westen sofort beenden und das NS-Regime stürzen könne.

In der Hoffnung, doch noch etwas mehr zu erreichen als die bedingungslose Kapitulation, wollte Rommel den Generalen Eisenhower und Montgomery ohne Hitlers Wissen einen Waffenstillstand anbieten. Die Grundlage dafür sollte die Zurücknahme der deutschen Truppen hinter den Westwall sein. Als Gegenleistung wollte er von den Alliierten fordern, sofort mit der Bombardierung deutscher Städte aufzuhören. Im Osten dagegen sollte der Kampf auf verkürzter Front – Rumänien, Lemberg, Weichsel und Memel – weitergehen, «zur Verteidigung der westlichen Zivilisation». Rommel plante, Hitler durch zuverlässige Panzerreinheiten festnehmen und vor ein deutsches Gericht stellen zu lassen. Er hielt nichts davon, ihn zu erschiessen und damit zum Märtyrer zu machen.

Unterdessen gingen jedoch die Invasionstruppen in der Normandie an Land, und am 15. Juli 1944 schickte Rommel an Hitler ein Ultimatum, worin er die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen forderte.

Am Abend des 17. Juli wurde sein Wagen in den Aussenbezirken von Livarot, südlich von Le Havre, von zwei Jagdbombern mit britischen Kennzeichen ange-

griffen. Die eine Maschine durchsiebte im Tiefflug die linke Hälfte des Befehls-wagens mit ihrer Bordkanone. Der Feldmarschall wurde bewusstlos auf die Strasse geschleudert, und als er auf dem Pflaster lag, stiess der zweite Jäger her-unter und eröffnete nochmals das Feuer. Rommel war so schwer verwundet – Schädelbruch und doppelter Schläfenbeinbruch, Gehirnerschütterung, ein zer-schlagener Backenknochen sowie eine Verletzung des linken Auges –, dass die Ärzte an seinem Aufkommen zweifelten.

Seltsamerweise existiert in den Archiven der Royal Air Force kein Bericht über den Bordwaffenbeschuss eines einzelnen Wagens von Livarot in jener Abendstunde des 17. Juli. War das Hitlers Antwort auf Rommels Ultimatum?

Auf jeden Fall war es der erste schwere Schlag gegen die deutsche Wider-standsbewegung. Der zweite fiel drei Tage später, am 20. Juli. Das «Unterneh-men Walküre» (in die Vorbereitungen dazu war Rommel seinerzeit durch Stülp-nagel hineingezogen worden), die Verschwörung zur Ermordung Hitlers, misslang: Die Aktentasche mit der Sprengstoffladung explodierte zwei Meter neben Hitler, demolierte den Sitzungsraum im Führerhauptquartier, verwundete zwanzig Personen und tötete vier – aber Hitler kam mit dem Leben davon. So-weit man die Verschwörer kannte, wurden sie verhaftet, verurteilt und hinge-richtet.

Gegen Ende des Sommers hatte Rommel sich glänzend erholt; abgesehen von einer Lähmung des linken Auges war er fast völlig wiederhergestellt.

Am 14. Oktober erwartete er in seiner Villa in Herrlingen bei Ulm seinen sechzehnjährigen Sohn Manfred, der auf einen kurzen Urlaub nach Hause kam. Aber noch ein weiterer, weniger willkommener Gast hatte sich für die Mittags-stunde angesagt. Der Generalfeldmarschall war telefonisch davon unterrichtet worden, dass Hitler den General Burgdorf vom Heerespersonalamt beauftragt habe, mit Rommel über seine «weitere Verwendung» zu sprechen. «Burgdorfs Kommen», äusserte Rommel beim Frühstück argwöhnisch, «ist vielleicht eine Falle.»

Um zwölf Uhr traf General Burgdorf in Begleitung von Generalleutnant Mai-sel ein. Rommel begrüsst mit seiner Gattin und seinem Sohn die Besucher. Man sprach über das herrliche Herbstwetter und das gesundheitliche Befinden, be-sonders aber über des Feldmarschalls erstaunliche Genesung. Dann zogen sich Frau Rommel und Manfred zurück.

Kurz nach ein Uhr kam Rommel in das Zimmer seiner Frau herauf. «In einer Viertelstunde bin ich tot», sagte er abwesend, als horche er dem Sinn dieser Worte nach. Dann erklärte er ihr: Durch die Aussage des Generals von Stülpna-



Frau Rommel und ihr Sohn Manfred bei der Beerdigung Erwin Rommels

Ein feierliches Staatsbegräbnis für den zum Selbstmord gezwungenen Feldmarschall



gel (der bei einem Selbstmordversuch das Augenlicht verloren hatte und dann erhängt worden war) sei seine eigene Teilnahme an der Verschwörung des 20. Juli einwandfrei erwiesen. Hitler stelle ihn jetzt vor die Wahl, sich sofort zu vergiften oder durch den «Volksgerichtshof» abgeurteilt zu werden. Die beiden Generale hätten keinen Zweifel gelassen, dass Frau Rommel und Manfred ebenfalls verfolgt würden, wenn er auf einer Verhandlung vor dem Volksgerichtshof bestehe. Sei er jedoch bereit, Gift zu nehmen, bleibe seine Familie unbehelligt und werde mit allen Ehren ihre Pension erhalten, wie sie den Angehörigen eines deutschen Generalfeldmarschalls zustehe. Hitler sei entschlossen, vor dem deutschen Volk die Tatsache geheimzuhalten, dass sein populärster Feldmarschall an einem Komplott beteiligt gewesen sei, das ihn beseitigen und Frieden machen wollte.

Burgdorf hatte Rommel erläutert, auf der Fahrt nach Ulm werde man ihm das Gift geben, und innerhalb von drei Sekunden sei er tot. Seine Leiche werde sofort in ein Ulmer Lazarett eingeliefert, und die Welt solle erfahren, dass er ganz plötzlich an den Nachwirkungen seiner Verwundung vom 17. Juli gestorben sei.

Rommel informierte auch noch seinen Ordonnanzoffizier, Hauptmann Aldinger, und seinen Sohn über die Einzelheiten dieses Planes. Dann gingen alle drei hinunter. Rommel liess sich in den Mantel helfen, setzte die Mütze auf – ein wenig flott, wie immer; Manfred und Aldinger reichten ihm Handschuhe und Marschallstab. Danach bestieg er den Wagen, in dem seine Mörder warteten, und fuhr mit ihnen davon.

Um 1.25 Uhr lieferten General Burgdorf und Generalleutnant Maisel Rommel in ein Ulmer Reservelazarett ein. Er war bereits tot. Der Chefarzt wollte sofort eine Obduktion vornehmen, aber General Burgdorf untersagte es: «Die Leiche bleibt unberührt. Berlin hat schon für alles gesorgt.»

Was sich auf dieser Fahrt im Einzelnen abgespielt hat, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben. Burgdorf kam später zusammen mit Hitler im Luftschuttkeller der Reichskanzlei um. Und Maisel behauptet übereinstimmend mit dem SS-Fahrer, sie hätten den Wagen einen Augenblick verlassen müssen; als sie zurückkehrten, hätten sie Rommel sterbend vorgefunden.

Bei dem Staatsbegräbnis am 18. Oktober, auf dem es von Uniformen hoher Naziführer und Militärs nur so wimmelte, wurde ein feierliches Dekorurn gewahrt: Generalfeldmarschall von Rundstedt hielt die Trauerrede – in Vertretung Hitlers. Frau Rommel, bleich und verbittert, hatte sich geweigert, Rundstedts Arm zu nehmen. Die Atmosphäre war mit einer unheimlichen Spannung geladen. Und doch wussten nur wenige der Anwesenden, dass sie hier am letzten Akt eines Mordes teilnahmen.

# Skorzenys gefährlichster Auftrag

**Am** 17. Mai 1945 meldete sich bei einer amerikanischen Ortskommandantur in der Nähe von Salzburg ein blonder Riese. Seine Hand flog grüssend an die Feldmütze mit dem Totenkopf der SS-Leibstandarte. «SS-Obersturmbannführer Otto Skorzeny gibt sich gefangen», sagte er. Für den wachhabenden Soldaten waren Deutsche, die sich ergaben, etwas Alltägliches. Er machte eine Bewegung mit dem Daumen und sagte: «Okay, Otto, geh rüber.»

Der deutsche Offizier blickte erstaunt drein; dann wandte er sich um. Das Licht fiel auf eine Unmenge Orden. Ein Offizier vom amerikanischen Geheimdienst starrte auf das Handgelenk des Deutschen.

«Mussolinis Armbanduhr», bemerkte er ruhig zu dem Soldaten. «Er ist *der* Skorzeny, der bekannteste feindliche Agent auf unserer Liste.»

Die amerikanische Abwehr hat wohl kaum einen gefährlicheren Feind gehabt als diesen beinahe zwei Meter grossen, verwegenen Abenteurer mit der langen Narbe auf seiner linken Backe. Er leitete das grösste Sabotageunternehmen, das je gegen amerikanische Streitkräfte gerichtet wurde – ein raffiniertes Täuschungsmanöver, durch das deutsche Soldaten in amerikanischer Uniform während der Ardennenschlacht Verwirrung hinter den feindlichen Linien stifteten. General Eisenhowers Stab war aus Furcht vor einem Attentat sogar gezwungen, den alliierten Oberkommandierenden zehn Tage lang in seinem eigenen Hauptquartier gefangenzuhalten.

Mit weniger als fünfzig Männern hatte Skorzeny 1943 den erstaunten und beglückten Mussolini seinen vierhundert italienischen Wächtern vom 2900 Meter hohen Gran Sasso weggeschnappt, dem höchsten Gipfel der Apenninen, wo der Duce gefangengehalten wurde. Mussolini gab dem SS-Offizier daraufhin eine Armbanduhr mit einer gravierten Widmung, Hitler verlieh ihm das Ritterkreuz – und stellte ihm andere delikate Aufgaben.

Deutsche Spione hatten im Oktober 1944 berichtet, dass der ungarische Reichsverweser Nikolaus von Horthy entschlossen sei, die Zusammenarbeit mit

Hitler aufzugeben und sich Stalin anzuschliessen. Skorzeny stellte fest, dass der Admiral geflohen war, nachdem er die Kapitulation Ungarns bekanntgegeben hatte. Aber irgendjemand verriet sein Versteck, und Skorzeny brachte Horthy, während die Russen schon vor der Tür standen, eilends nach München und in die Gefangenschaft.

Hitlers bevorzugter «starker Mann» hatte seine märchenhafte Karriere 1938 begonnen, als er mit dreissig Jahren, teils aus Begeisterung für Hitler, teils aus Abenteuerlust, der nationalsozialistischen Partei in Österreich beigetreten war. Im Krieg führte er SS-Fallschirmtruppen gegen russische Partisanen. Nach dem Horthy-Zwischenfall verlangte Hitler sein «Glanzstück» von ihm. Er plante einen verzweifelten Schlag: Seine letzten strategischen Reserven wollte er in den Ardennen gegen die dünn besetzte amerikanische Front werfen. Sie sollten nach Norden vorstossen, die Hälfte aller amerikanischen, britischen und kanadischen Truppen in Europa einschliessen und sich ihres riesigen Nachschublagers und ihres einzigen guten Hafens – Antwerpen – bemächtigen.

«Aber ein Hindernis besteht noch», gab Hitler seinen Vertrauten zu. «Wie sollen wir die Maasbrücken nehmen, über die unsere Panzer fahren müssen? Das kann nur einer: Skorzeny.»

Am 22. Oktober vertraute Hitler Skorzeny seine tollkühnen Pläne an. Sein Gesicht zuckte krampfhaft – eine Folge des Attentats vom 20. Juli. Skorzeny sollte einen besonderen Verband von zweitausend Englisch sprechenden Draufgängern aus allen Waffengattungen zusammenstellen. Sie sollten die Uniformen von amerikanischen Gefangenen oder Gefallenen tragen und als Spione, Saboteure und Gerüchtemacher durch die amerikanischen Linien geschickt werden. Dann sollten sie die Maasbrücken besetzen und bis zum Eintreffen der Hauptstreitkräfte verteidigen. Skorzeny müsse in spätestens zwei Monaten bereit sein.

Der blonde Riese zog seine Leute in Friedenthal bei Oranienburg zusammen und machte sie mit der Ausrüstung, den Waffen, der Rangordnung, der Ausbildung und den Gewohnheiten der Amerikaner bekannt. «Seid nicht zu militärisch», befahl er. «Kein Hackenzusammenschlagen!» Er gab ihnen amerikanische Zigarettenpäckchen und zeigte ihnen, wie die Amerikaner sie öffnen. Sie lernten amerikanische Flüche und Slangausdrücke. «Okay, Butch», wurde das Losungswort. Man versah die Mannschaften mit amerikanischen Papieren, amerikanischem Geld und selbst mit Briefen und Fotos aus den Vereinigten Staaten. Das Unternehmen erhielt den Decknamen «Greif». Aber es konnte, trotz aller Vorsicht, nicht völlig verborgen bleiben. So erbeutete der Sicherheitsdienst der amerikanischen Armee einen Befehl an alle Englisch sprechenden



In diesem Hotel auf dem Gipfel des Gran Sasso wurde Mussolini im Jahre 1943 gefangengehalten und dann von Skorzeny befreit



Otto Skorzeny, hier im Range eines SS-Sturm-bannführers

Soldaten, sich für die Truppe Skorzenys zu melden. Da dessen Verwegenheit bekannt war, wies der bearbeitende Offizier am 10. Dezember in einem Bericht darauf hin, der Befehl lasse «offensichtlich auf besondere Sabotageoperationen, Angriffe auf Stäbe und wichtige militärische Einrichtungen durch infiltrierte oder mit Fallschirmen abgesetzte Spezialisten schliessen». Er fügte hinzu: «Ein intelligenter Kriegsgefangener, dessen sonstige Beobachtungen mit erwiesenen Tatsachen übereinstimmen, sagte aus, dass alle zur Verfügung stehenden Kräfte für eine kommende, umfassende Gegenoffensive gesammelt würden.»

Hohe alliierte Abwehroffiziere zweifelten jedoch immer noch. Die Ardennenfront wurde nicht verstärkt. Und am 16. Dezember schlugen die Deutschen los.

Tausende von deutschen Geschützen bahnten siebzehn Divisionen und zwölf nachfolgenden einen Weg durch die verschneiten Ardennen. Eine der grössten, entscheidenden Schlachten der amerikanischen Geschichte hatte begonnen. Skorzenys «Amerikaner», jetzt in erbeuteten Jeeps, operierten auf eigene Faust. Sie fuhren durch die aufgescheuchte Front, gaben den deutschen Einheiten vorher vereinbarte Signale und halfen der deutschen Artillerie, dem Gegner schwere Verluste zuzufügen. Die «Amerikaner» legten Baumstämme über die Wege und zerschnitten Telefondrähte. Sie brachten den Fahrzeugverkehr in Verwirrung, indem sie die Strassenmarkierungen vertauschten, und entfernten Warnschilder an Minenfeldern. Einer der «Greif»-Männer stand, als Militärpolizist verkleidet, an einer Strassenkreuzung und dirigierte die Fahrzeugkolonnen in eine falsche Richtung.

Anfangs merkten nur wenige Amerikaner, dass verkleidete Feinde unter ihnen waren. Erst am 18. Dezember wurden in Belgien drei US-Soldaten in einem Jeep von der Militärpolizei angehalten und wussten das Losungswort nicht. Sie besaßen Papiere der 5. Panzerdivision und machten überzeugende Angaben. Aber sie waren «so verdammt höflich». Das allein brachte sie vor einen amerikanischen Abwehroffizier. Als ehemaliger deutscher Richter, der aus Dachau entkommen war, verstand dieser sich besonders gut darauf, gefangene Deutsche ins Kreuzverhör zu nehmen. Bei den drei Gefangenen appellierte er an ihr Ehrgefühl, das ihnen verbieten sollte, eine andere als die deutsche Uniform zu tragen. Das zog. Sie gaben einige Einzelheiten des Unternehmens «Greif» zu. «Die Aussagen stimmen mit dem erbeuteten Befehl überein», erinnerte der amerikanische Offizier seine Vorgesetzten. Aber vielen schien der Plan trotzdem noch «zu phantastisch».

Bald jedoch fand die Abwehr in einem zurückeroberten Jeep ein deutsches Funkgerät und ein Kodebuch, und nun begann eine grossangelegte Agentenjagd.

Losungsworte hatten keinen Sinn; die Deutschen konnten sie erfahren haben. Militärpolizisten und Abwehrleute drückten deshalb mit grimmigen Gesichtern verdächtigen Personen ihre Pistolen an die Rippen und fragten: Wer ist der *Braune Bomber*? Wo liegt *The Windy City*? Wer ist *The Voice*? – alles Dinge, die wohl nur waschechte Amerikaner wussten.

Am 19. Dezember trafen Spionageabwehr-Agenten auf zwei amerikanische Leutnants in einem Jeep, die gerade die Vorbeifahrt von Truppenverstärkungen beobachteten. Als man sie ausfragte, zogen sie Erkennungsmarken und Impfscheine heraus und machten glaubwürdige Angaben über ihre Ausbildung. In Camp Hood, sagten sie, hätten sie Lehrgänge mitgemacht. Fast zufriedengestellt, fragte ein Agent: «Schon mal in Texas gewesen?» – «Nein», sagte der eine Deutsche, «nie.» – «Hände hoch», fuhr ihn der Agent an und zog die Pistole. «Camp Hood liegt in Texas.»

Dann fragte in Lüttich – wo sich einer der wichtigsten Maasübergänge befindet – eine Jeepbesatzung unverfroren nach dem Hauptquartier des rückwärtigen Armeegebietes. Im selben Augenblick waren die Leute von schwer bewaffneter Militärpolizei umzingelt. Der amerikanische Vernehmungsoffizier wurde gerufen, und die Aussagen eines Leutnants ergaben folgende Einzelheiten: Die ebenfalls unter Skorzenys Kommando stehende 150. Panzerbrigade solle sich in ihren Beutepanzern so lange als zurückweichende amerikanische Einheit ausgeben, bis sie die Maasbrücken besetzen konnte.

Im Hauptquartier der 1. Armee, wohin man ihn zur weiteren Vernehmung gebracht hatte, sagte der Leutnant zuerst, dass er alles erzählt habe, was er wisse. «Okay», hiess es, «wir übergeben Sie dem sowjetischen Kommissar.» Wie viele Deutsche hatte der Leutnant vor Russen Angst und er gab klein bei, als ein Riese in der Uniform der Roten Armee ihm in gebrochenem Deutsch (es war ein Amerikaner aus Milwaukee) Fragen entgegenbrüllte. Er gestand: «Wir sind auch hinter Eisenhower her. Skorzeny und ein paar andere werden als amerikanische Offiziere auftreten, die gefangene deutsche Generale zur Vernehmung ins Hauptquartier nach Versailles bringen. Sie werden amerikanische Wagen fahren. Gelingt es ihnen, dorthin zu gelangen, soll Skorzeny Eisenhower entführen oder umbringen.»

Das mochte frei erfunden sein, aber SHAEF, das Oberste Alliierte Hauptquartier, musste ganz sichergehen. Das Trianonhotel und andere von SHAEF belegte Gebäude wurden also durch Stacheldraht, Panzerwagen und annähernd tausend schwerbewaffnete Militärpolizisten und Soldaten geschützt; an weit vorgeschobenen Strassensperren kontrollierte man die Pässe, und jeder wurde mit Anruf und Pistole begrüsst. Fünf Abwehragenten sorgten dafür, dass alle

Besucher General Eisenhowers durch einen seiner Adjutanten legitimiert wurden. Innerhalb der Einzäunung zog der General in ein Haus, das von oben bis unten bewacht war.

Inzwischen hatten einige fünfzig Panzer der 150. Panzerbrigade in den Ardennen ein amerikanisches Panzerbataillon überrascht und zur Hälfte aufgerieben. Der Schreckensruf «unsere eigenen Panzer feuern auf uns» verbreitete sich. Die MP erhielt strengen Befehl, alle auffälligen Panzerbewegungen zu melden. Der Schiffsverkehr auf der Maas wurde gestoppt, auf beiden Ufern patrouillierten ständig Posten, und jeder, der über den Fluss wollte, wurde aufgegriffen und untersucht. Auf diese Weise fasste man 54 Deutsche in alliierter Uniform oder in Zivil.

Schliesslich hatten die «Greif»-Leute beinahe die letzte Verteidigungsstellung vor der Maas erreicht.

Bei Malmedy fand Skorzeny feuerbereite amerikanische Artillerie vor. Bevor er angriff, schickte er Spähtrupps aus, um etwas über Anzahl und Art der Geschütze festzustellen. Die wachsam gewordenen Artilleristen nahmen jedoch die Spähtrupps gefangen, und die Geschütze gaben die Antwort. Aus den Trümmern der zusammengeschossenen amerikanischen Panzer wurden die deutschen Besatzungen, tot oder verwundet, herausgezogen, alle in amerikanischer Uniform.

Niemand weiss, wieviel hundert «Greif»-Leute im Kampf fielen. Aber es steht fest, dass ungefähr 130 abgeurteilt und erschossen wurden. Skorzeny selbst war durch einen Granatsplitter verwundet worden. Er hoffte immer noch auf eine Gelegenheit, mit dem Rest der 150. Panzerbrigade seinen Auftrag zu Ende zu führen. Als die Namen der gefangenen « Greif » – Offiziere über Radio Luxemburg verlesen wurden, erkannte er jedoch, dass die Gelegenheit endgültig verpasst war. Widerstrebend wies er seine Soldaten an, ihre amerikanischen Uniformen auszuziehen.

Eine der letzten Aufgaben von Skorzeny war es, die Giftkapseln zu beschaffen und zu verteilen, mit denen Göring, Himmler und andere Selbstmord beginnen.

Als Skorzeny sich schliesslich den Amerikanern ergeben hatte, sagte er aus, er habe niemals wirklich beabsichtigt, Eisenhower umzubringen. Das sei lediglich eine Finte gewesen, die er sich ausgedacht habe, um seine Leute anzufeuern. Er wusste, einige seiner Männer würden gefangengenommen werden, davon erzählen und so zur allgemeinen Verwirrung beitragen. Er sagte höflich, aber fest: «Hätte ich etwas Derartiges geplant, dann hätte ich es auch versucht. Hätte ich es aber versucht, dann wäre es mir auch geglückt.»

Vor einem aus neun Offizieren bestehenden Gericht in Dachau musste die Anklagevertretung einige Beschuldigungen zurückziehen. An den berüchtigten Massenerschiessungen amerikanischer Gefangener in Malmedy war Skorzeny zum Beispiel nicht beteiligt gewesen. Er wies überdies darauf hin, dass ausser den «Greif»-Leuten auch viele andere, darunter auch britische und russische Soldaten, die Uniform des Feindes getragen hätten. Nach einer nur zweieinhalb-stündigen Beratung sprach das Gericht ihn und sieben seiner Kameraden frei.

«Das Verfahren war gerecht», sagte Skorzeny, «und ich bin nicht misshandelt worden, obwohl ich 22 Monate in Einzelhaft war. Meine einzige Beschwerde ist, dass jemand meine Armbanduhr ‚befreit‘ hat, die Mussolini mir geschenkt hatte.»

Als SS-Offizier sollte Skorzeny vor eine deutsche Spruchkammer kommen. Am Morgen des 25. Juli 1948 fand man jedoch seine Zelle leer, und jahrelang wusste niemand, wo er sich versteckt hielt. Erst 1963 hörte man, er lebe in Madrid. Wie berichtet wurde, hatte Skorzeny an einer Gedenkmesse zum achtzehnten Todestag von Mussolini teilgenommen.

# Wie Heidelberg gerettet wurde

**H**eidelberg ist eine der wenigen deutschen Städte dieser Grösse, die von den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs verschont geblieben sind. Dass Heidelberg gerettet wurde, verdankt es einem amerikanischen Artillerieoffizier, Generalmajor William A. Beiderlinden, und dem entschlossenen Handeln einiger Heidelberger Bürger.

Heftiges Artilleriefeuer und immer neue Wellen von Bombern und Jagdschutzverbänden kündigten im Frühjahr 1945 das Vorrücken der Alliierten in Westdeutschland an. Die Strassen waren Tag und Nacht von deutschen Truppen verstopft, die sich nach Osten absetzten. Kein deutscher Offizier konnte im Ernst daran glauben, dass seine Männer zu einer grösseren Gegenoffensive antreten und die Niederlage noch einmal aufhalten könnten. Trotzdem hatte die fanatische nationalsozialistische Führung befohlen, es gebe keine Kapitulation. Die Bürgermeister waren gewarnt worden, sie dürften auf keinen Fall mit dem Feind über die Rettung einer Stadt oder Ortschaft verhandeln. Auf Zuwiderhandlungen stand die Todesstrafe.

Die Spitze beim Vormarsch der Amerikaner bildete die 44. Infanteriedivision unter dem Kommando von Generalmajor Dean. Dieser Einheit war zur Unterstützung Beiderlindens Artilleriebrigade beigegeben.

Ich hatte Beiderlinden seinerzeit auf einem College in Missouri kennengelernt, wo wir beide studierten. Sein Grossvater war Rheinländer gewesen und 1848 als politischer Flüchtling nach Amerika ausgewandert. Beiderlinden machte den Ersten Weltkrieg als Artillerist mit, wurde dann Berufssoldat und hatte es im Zweiten Weltkrieg, bei Beginn der Invasion, bis zum Brigadekommandeur gebracht.

Seine unmittelbare Aufgabe damals war, Mannheim zur Übergabe zu zwingen. Dann sollte Heidelberg drankommen, das im Mittelpunkt eines Zangenangriffs lag. Und im Herzen Heidelbergs befanden sich viele kostbare Kulturdenkmäler: Kirchen, die schon vor einem halben Jahrtausend dort gestanden hatten,

und die Alte Brücke, von der Goethe einmal gesagt hat, sie zeige sich «in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt». Am berühmtesten aber war die Heidelberger Universität, die älteste Deutschlands und seit 1386 ein Bildungszentrum für Studenten aus vielen Ländern. In ihrer Bibliothek bewahrte sie seltene Folianten und Handschriften von unschätzbarem Wert.

Ein einziger Befehl General Beiderlindens hätte das alles der Vernichtung überantwortet. Aber dieser Befehl wurde nicht gegeben.

«Ich meinte», sagte Beiderlinden später, «es sei eines Soldaten wohl würdig, dieses Symbol der Kultur eines friedlichen Deutschlands zu erhalten – wenn das für unsern Vormarsch keine Verzögerung bedeutete. Ich fragte General Dean, ob er etwas dagegen habe, wenn ich Verhandlungen wegen der Übergabe Heidelbergs aufnehme. ‚Machen Sie das, wie Sie’s für richtig halten‘, antwortete er.»

Als Mannheim eingenommen war, veranlasste Beiderlinden den Dolmetscher, sich mit Heidelberg in Verbindung zu setzen: Die Stadt könne völlig unversehrt bleiben, falls kein Widerstand geleistet werde.

Wenige Stunden später bat man aus Heidelberg um Einzelheiten. Beiderlindens Plan war bereits fertig. Er liess erwidern, man möge Offiziere mit entsprechenden Vollmachten zu ihm ins Stabsquartier schicken. Sie sollten am folgenden Abend – am Gründonnerstag, den 29. März – Punkt neun Uhr, von Heidelberg auf einer genau festgelegten Route zu den amerikanischen Linien hinüberfahren, und zwar in einem weissen Sanitätsauto.

Oberstarzt Niessen, dem die Lazarette Heidelbergs mit über 21'000 deutschen Verwundeten darin unterstanden, gab den amerikanischen Vorschlag an Oberbürgermeister Dr. Karl Neinhaus weiter. Gemeinsam erwirkten die beiden die Zusage des deutschen militärischen Befehlshabers, alle Truppen und Waffen aus den Lazarettvierteln zurückzuziehen, damit deren Beschiessung verhindert werde. Der Gauleiter jedoch lehnte jede Verhandlung schroff ab. Am Neckar sei eine neue Verteidigungslinie zu errichten, verlangte er. «Heidelberg ist bis zum letzten Mann, bis zur letzten Frau zu verteidigen. Wer Übergabeverhandlungen führt, wird aufgehängt.»

Neinhaus ignorierte diesen Parteibefehl und bat Niessen, mit einigen weiteren Parlamentären um sieben Uhr abends im Rathaus zu sein. Zu diesem Zeitpunkt wussten schon fast alle Heidelberger von den Verhandlungen und warteten gespannt auf das weisse Sanitätsauto, das seinen Weg über die Alte Brücke nehmen sollte.

Der deutsche Artilleriekommandeur hatte zugesagt, er werde die Route des Kraftwagens von Beschuss freihalten, und alles schien in Ordnung zu sein. Da

kam ein Telefonanruf: Der Gauleiter hatte die Sprengung der Alten Brücke für neun Uhr abends befohlen – also genau für den Augenblick, da das Parlamentärauto dort hinüber musste. Die Neuenheimer Brücke sollte ebenfalls um neun in die Luft gehen, und die einzige andere – die Ernst-Walz-Brücke – war bereits gesprengt.

Bestürmt von Heidelberger Bürgern, willigte der verantwortliche Pionieroffizier ein, mit der Sprengung bis Mitternacht zu warten, damit die Delegation wieder über den Fluss zurückkonnte. Dann rollte das weisse Auto über die Alte Brücke und verschwand in der Dunkelheit.

In Beiderlindens Stabsquartier machte sich ein fanatischer Oberleutnant, als Vertreter des Divisionskommandeurs, zum Wortführer der Parlamentäre. Er erklärte, sie seien nur gekommen, um zu vereinbaren, dass Heidelbergs Lazarettviertel nicht unter Feuer genommen würden.

«Das muss ein Irrtum sein», erwiderte Beideriinden. «Wir waren der Meinung, Sie wollten die bedingungslose Übergabe ganz Heidelbergs anbieten und unserm Einmarsch keinen Widerstand entgegensetzen.» Aber der Oberleutnant blieb dabei, sie seien nicht ermächtigt, die kampflose Besetzung zuzugestehen. Und er verlangte die Zusage, dass die amerikanischen Luftstreitkräfte die Lazarette nicht angreifen würden.

«Wir bombardieren keine Lazarette», antwortete Beideriinden. «Ausserdem ist es zu bedauern, dass die deutsche Wehrmacht immer noch nicht begreifen will, dass sie diesen Krieg verloren hat und dass es sinnlos ist, noch mehr Städte der Vernichtung preiszugeben.»

«Wir sind entschieden anderer Meinung», erwiderte der Oberleutnant in arrogantem Ton. «Wir haben den Krieg keineswegs verloren. Und wir sind nicht hierhergekommen, um derartige Dinge zu diskutieren.»

Ein langes Schweigen folgte. Die anwesenden amerikanischen Offiziere waren sichtlich aufgebracht. Nur Beideriinden blieb ganz ruhig und sagte: «Also, meine Herren, Sie sind doch praktisch denkende Männer. Sie möchten Heidelberg retten, nicht wahr? Ich auch. Arbeiten wir also zusammen eine Abmachung aus, die das sicherstellt.»

Die andern deutschen Unterhändler beteiligten sich jetzt endlich auch an der Diskussion, und schliesslich versprach Oberstarzt Niessen, sie würden alles darransetzen, dass in Heidelberg kein Widerstand geleistet werde; dafür solle die Stadt von amerikanischem Beschuss verschont bleiben.

Als die Parlamentäre auf dem Rückweg wieder in Neuenheim ankamen, war es zehn Minuten nach Mitternacht. Die Brücken waren, wie vereinbart, um null Uhr gesprengt worden. Doch ein sechzehnjähriges Mädchen ruderte die Männer über den Fluss.

Niessen und ein anderer Militärarzt hasteten zum Rathaus. Aber der Kampfkommandant und sein Stab waren schon fort. Schweren Herzens begab sich Niessen in seine Wohnung. Das Telefon klingelte. Es war der Kampfkommandant. Niessen berichtete über General Beiderlindens Angebot und bat, man solle es doch annehmen. Nach einigem Zögern gab der Kampfkommandant seine Zustimmung.

Am Karfreitag, morgens um halb acht, marschierten die amerikanischen Vorausabteilungen in Neuenheim ein. Als sie das Neckarufer erreichten, eröffneten ein paar fanatische SS-Leute am Ostrand von Heidelberg – gegen den Befehl des Kampfkommandanten – das Feuer. Wütend forderten die amerikanischen Offiziere Vergeltungsmassregeln. Doch Beideriinden antwortete: «Kein Geschütz feuert auf Heidelberg. Unsere Abmachung wird eingehalten.»

Am Spätnachmittag hörten die Schiessereien von deutscher Seite auf. Die ganze Nacht, den ganzen nächsten Tag und die folgende Nacht rollten die amerikanischen Kolonnen auf einer Pontonbrücke über den Fluss und durch die Stadt hindurch. Und von allen Kirchen läuteten die Glocken, zum Dank für die Rettung Heidelbergs.

Sechs Jahre später, im Mai 1951, erhielt Beideriinden in seinem alten College in Missouri den *Distinguished Service Award*, die höchste Auszeichnung der Vereinigung ehemaliger Studenten. «Er erkannte», so hiess es in der Verleihungsurkunde, «die internationale Bedeutung des jahrhundertlang zusammengetragenen Wissens, der Kultur und der Geistesbildung, welche die Universität Heidelberg bewahrte, und wurde so zum Retter Heidelbergs.»

## Hitlers letzte Tage

Drei Wochen nach dem Zusammenbruch Deutschlands gab der stellvertretende Chef der sowjetischen Sicherheitspolizei, Major Iwan Nikitin, in Berlin bekannt, Hitler habe sich weder – wie allgemein geglaubt wurde – in seinem Luftschutzbunker erschossen, noch sei er in der Nähe des Bunkers verbrannt worden. Es sei fraglich, ob er überhaupt tot sei.

General Eisenhowers Nachrichtendienst ordnete eine sofortige, gründliche Untersuchung an. Eine Spezialabteilung von amerikanischen, britischen und französischen Sachverständigen rekonstruierte nach und nach die Einzelheiten der letzten Tage Hitlers. Die 28 Personen, die während der Schlacht um Berlin in seiner nächsten Nähe gewesen und nachher den westlichen Alliierten in die Hände gefallen waren, wurden wiederholt verhört; ihre Angaben wurden überprüft und miteinander verglichen. Ganze Berge von Dokumenten galt es durchzusehen. Schliesslich konnten die alliierten Ermittlungen über das Ende des deutschen Diktators abgeschlossen werden. Folgendes hatte sich abgespielt:

Am Nachmittag des 30. April 1945, ungefähr um halb vier, setzte sich Adolf Hitler im unterirdischen «Führerbunker» neben seine Frau, schob sich die Mündung einer Walther-Pistole in den Mund und drückte ab; gleichzeitig zerbiss Eva Hitler, geborene Braun, ein Glasröhrchen mit Gift.

Die Leichen der beiden wurden im Garten der Reichskanzlei mehrfach mit Benzin übergossen und verbrannt. General Julius Rattenhuber und einige Männer der Leibwache Hitlers begruben sie gegen 22.30 Uhr. Die ganze Nacht hindurch lag die Gegend um die Reichskanzlei dann unter heftigem russischem Artilleriefeuer. Dadurch wurden Hitlers Gebeine genauso in alle Winde verstreut wie sein «Tausendjähriges Reich».

Moskau indessen wollte es anders haben. Die sowjetischen Behörden taten, was in ihrer Macht stand, um die westlichen Ermittlungen zu erschweren. Kronzeugen, die in russische Gefangenschaft gekommen waren, darunter auch General Rattenhuber, verschwanden. Sowjetische Ermittler hatten am Ort der Verbrennung einen Kieferknochen gefunden. Zwei Zahntechniker, die Hitlers Ge-

biss angefertigt hatten, identifizierten ihn einwandfrei als den Knochen des Führers. Der Hauptzeuge wurde darauf nach Moskau verschleppt und erst nach Stalins Tod freigelassen. Eine offizielle Verlautbarung zögerten die Russen sogar bis 1963 hinaus.

Stalin hatte persönlich die russische Haltung festgelegt, als er Präsident Truman und Aussenminister Byrnes auf der Potsdamer Konferenz mit der Bemerkung verblüffte, er glaube, Hitler sei immer noch am Leben und halte sich in Spanien oder Argentinien verborgen. Ein wahrer Bericht über jene letzten, schrecklichen Tage in Berlin – als ein wahnsinnig gewordener Tyrann die ganze Nation mit sich in den Abgrund zu reissen versuchte – war nicht nach seinem Sinn.

Es war «Führers Geburtstag», der 20. April 1945. Im Führerbunker, fünfzehn Meter unter dem Garten der Reichskanzlei, hatten sich die Chefs der deutschen Wehrmacht und der Partei versammelt, um dem obersten Kriegsherrn ihre Reverenz darzubringen. Lackstiefel glänzten, Orden blitzten; doch in den meisten Gesichtern stand die Sorge. An allen Fronten befanden sich die dezimierten deutschen Truppen auf dem Rückzug. Die Russen bedrohten Berlin; die Amerikaner hatten die Elbe überquert und rückten in Eilmärschen ebenfalls auf die deutsche Hauptstadt vor, um sich dort mit ihren Verbündeten zu treffen.

Seit der Verschwörung der Generale und ihrem Bombenanschlag am 20. Juli 1944, dem Hitler nur mit knapper Not entronnen war, wirkte er wie ein alter Mann. Sein Rücken war gebeugt, er zog einen Fuss nach und sein linker Arm zitterte ständig. Als aber seine Vasallen ihre Geburtstagsglückwünsche vorbrachten, war seine Stimme so schneidend und sein Blick so strahlend wie eh und je.

In der nachfolgenden Konferenz zweifelten viele, ob sie richtig hörten. Denn als Feldmarschall Wilhelm Keitel zögernd auf den Ernst der Lage hinzuweisen versuchte, fuhr ihm Hitler ungeduldig über den Mund. «Unsinn», wies er ihn scharf zurecht. «Die Russen werden vor den Toren von Berlin ihre blutigste Niederlage erleben. Und dann werden wir die Alliierten ins Meer zurückwerfen.» Die Augen, die schon so viele Menschen hypnotisiert hatten, blickten drohend in die Runde, und keiner rührte sich.

Endlich brach Reichsmarschall Hermann Göring für einige Minuten den Bann. Deutschland werde ohne Zweifel triumphieren, erklärte der korpulente Chef der einst so mächtigen Luftwaffe. Die Sicherheit des Führers lasse es jedoch wünschenswert erscheinen, dass er seine Truppen von der Bergfestung Berchtesgaden aus befehle. Hitler mass ihn mit wütenden Blicken.



Hitlers Bunker bei der Berliner Reichskanzlei

20. April 1945: Hitler (rechts) in den Ruinen der Reichskanzlei



Der Schluss von Hitlers Testament. Als Zeugen unterzeichneten unter andern Joseph Goebbels und Martin Bormann

gegenüber zurückzustellen. Von allen Deutschen, allen Nationalsozialisten, Männern und Frauen und allen Soldaten der Wehrmacht verlange ich, daß sie der neuen Regierung und ihren Präsidenten treu und gehorsam sein werden bis in den Tod.

Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, des internationale Judentum.

Gegeben zu Berlin, den 29. April 1945, 4.00 Uhr.

*H. Hitler*

Als Zeugen:  
*Dr. Joseph Goebbels*  
*Martin Bormann* *Wilhelm Lützow*  
*Jacob Meiser*

Vor dem «Führerbunker» dekoriert Hitler einen Hitlerjungen, der zum «letzten Aufgebot» gehört, mit dem Eisernen Kreuz



«Was Sie in Wirklichkeit empfehlen», fuhr er ihn an, «ist, dass Sie sich selbst in Sicherheit bringen. Bitte sehr, Sie können gehen.» In eisigem Schweigen salutierte Göring mit seinem juwelenbesetzten Marschallstab und entfernte sich. Wenige Minuten später raste sein gepanzerter Mercedes, von einer Kolonne schneller, mit Schätzen beladener Lastwagen gefolgt, in Richtung Bayern, wo Göring Sicherheit zu finden hoffte.

Hitler hatte sich wieder seinen Karten zugewandt und erklärte seine Strategie. «Wir wussten», sagte später ein ehemaliger General, «dass die meisten Divisionen, mit denen er operierte, keine schlagkräftigen Verbände mehr waren. Trotzdem glaubten die meisten von uns, während wir ihm zuhörten, nun doch noch an eine Chance.» Hitler hatte sorgfältig ausgearbeitete Pläne, wie er die Russen von Berlin zurückzuwerfen gedachte. Der Gegenangriff sollte von einem seiner bevorzugten SS-Generale, dem Obergruppenführer Felix Steiner, geleitet werden. «Jeder Offizier, der auch nur einen einzigen Mann von diesem Unternehmen zurückhält», schrie Hitler, «wird sein Leben binnen fünf Stunden verwirkt haben.»

Am Nachmittag des 22. April unterrichtete Hitler seinen Stab über den ersten Sieg der neuen Kampagne. Heinrich Himmler, der unterwürfige Führer der SS, hatte telefonisch mitgeteilt, Steiners Offensive sei in vollem Gange und die roten Truppen zögen sich von Berlin zurück. Dann erhielt jedoch Generaloberst Alfred Jodl, der Chef des OKW-Führungsstabes, in rascher Folge mehrere Meldungen. Eine Weile brachte er kein Wort hervor. Hitler bemerkte seinen Gesichtsausdruck. «Nun? Nun?» drängte er. «Mein Führer», stiess Jodl schliesslich hervor, «Steiner hat nicht angegriffen. Marschall Schukows Panzer sollen in Berlin sein.»

Hitler blickte starr vor sich hin. Langsam lief sein Gesicht rot an und verzerrte sich zu einer Maske. «Die SS», flüsterte er. Dann wurde aus dem Flüstern ein Brüllen. «Die SS hat mich verraten! Erst die Armee, dann die Luftwaffe und jetzt die SS. Verräter – ihr alle! Hündische Verräter!»

Drei Stunden tobte Hitler. Sein hemmungsloser Wutausbruch war so heftig, dass selbst die nicht gerade empfindlichen Generale Keitel und Jodl sich «wie an die Wand geschmettert» vorkamen, wie es einer von ihnen später ausdrückte. Schliesslich wankte Hitler zu einem Stuhl. «Jetzt bleibt mir nur noch der Tod. Ich werde hier bleiben und das Ende abwarten. Dann werde ich mich erschies- sen. Es ist nichts mehr zum Kämpfen da. Göring soll mit den Alliierten verhandeln.»

Diese Worte des Führers wurden sofort an Göring übermittelt, der durch einen Erlass aus dem Jahre 1941 zu Hitlers Nachfolger bestimmt war. Der Marschall glaubte fest, dass es ihm gelingen werde, vernünftige Kapitulationsbe-

dingungen mit den Alliierten auszuhandeln. Auch war er überzeugt, ihm selbst drohe im schlimmsten Falle ein komfortables Exil. Er telegraphierte an Hitler:

Mein Führer! Sind Sie einverstanden, dass ich auf Grund Ihrer Entscheidung sofort die Gesamtführung des Reiches übernehme? Falls bis 22 Uhr keine Antwort erfolgt, nehme ich Ihr Einverständnis an.

Göring verstärkte seine Leibwache auf tausend Mann und unterrichtete seinen Stab davon, dass er am folgenden Tag zu General Eisenhower fliegen werde. Aber gerade als er dabei war, eine Botschaft an den amerikanischen Oberbefehlshaber aufzusetzen, traf ein Telegramm ein:

Göring! Ihr Vorgehen ist Hochverrat, und darauf steht die Todesstrafe. Ich werde jedoch von einem Gerichtsverfahren absehen, wenn Sie sofort von allen Ihren Ämtern zurücktreten. Andernfalls werde ich entsprechende Massnahmen ergreifen. Adolf Hitler.

Während Göring noch ungläubig auf den Telegrammtext starrte, erklangen die Marschritte eines SS-Kommandos auf den Fliesen vor seiner Tür. Der Reichsmarschall, den Hitler nicht als Nachfolger haben wollte, wurde in Haft genommen.

Eine Stunde nach seinem dramatischen Ausbruch ordnete Hitler an, dass die 12. Armee unter General Wenck, die südwestlich von Berlin in Kampfhandlungen mit den Amerikanern verwickelt war, sich zur Hauptstadt durchkämpfen solle. In der Zwischenzeit müsse jeder Mann und jeder Junge in Berlin auf die Barrikaden steigen, um den russischen Vormarsch aufzuhalten. Drückeberger würden aufgehängt.

Als Gauleiter Wegener, der für alle zivilen Angelegenheiten in Norddeutschland verantwortlich war, von diesem Befehl hörte, setzte er sich mit Hitler telefonisch in Verbindung. Er beschwor ihn, seine Zustimmung zur Kapitulation der im Westen stehenden Truppen zu geben. Dann könne man die Russen bis zum Abschluss eines Waffenstillstands hinhalten, und viel Zerstörung werde vermieden. «Zerstörung, Wegener», antwortete Hitler, «ist genau das, was ich will. So wird mein Ende besser illuminiert.»

Am nächsten Tag, dem 25. April, hatten die Russen Berlin eingeschlossen.

Während der letzten sieben Tage im Führerbunker schmolz die Gruppe um Hitler immer mehr zusammen. Zu ihr gehörten Goebbels und seine Frau mit ihren sechs Kindern (die sie später vergifteten, ehe sie selbst sich das Leben nahmen), sowie Martin Bormann, Hitlers rechte Hand in politischen Fragen. Auch Eva Braun, die Geliebte des Führers, weigerte sich, den Bunker zu verlassen. In den engen Räumen aus Stahl und Beton, unmittelbar neben Hitlers Privatge-

mächern, hielten sich zuletzt 26 hohe Offiziere und 30 Sekretärinnen und Wachen auf.

Als die Granaten der russischen Geschütze immer näher einschlugen und der Führerbunker zu schwanken begann, löste sich die Disziplin auf. Der Alkohol floss in Strömen, steife preussische Generäle zogen ihre Uniformröcke aus und machten wilde Tänze mit ihren Stenotypistinnen. Hitler selbst brütete daneben über seinen Karten und hielt Konferenzen ab.

Endlich wurde dem Führer am 28. April eine Pressemeldung aus Stockholm überbracht. Darin stand, dass Heinrich Himmler mit Graf Bernadotte über die Kapitulation des Reiches gegenüber den Alliierten verhandele. Das gab Hitler den Rest. «Und jetzt auch noch der getreue Heinrich!» brüllte er. Aber der Wutanfall – sein letzter – war nur kurz. Unvermittelt wurde Hitler ruhig und gefasst. Himmlers Verrat hatte jede weitere Hoffnung auf Widerstand zerschlagen. Das war wirklich das Ende.

Die letzten beiden Tage im Führerbunker waren die seltsamsten von allen. Früh am Morgen des 29. April wurden Hitler und Eva Braun in einer kurzen, einfachen Zeremonie getraut, während die russischen Granaten fast über ihren Köpfen in die Reichskanzlei einschlugen und ein Gipsregen vom Dach des Bunkers auf sie herunterrieselte. Dann diktierte Hitler seiner Sekretärin sein persönliches und sein politisches Testament. Es enthält nichts, was er nicht schon viele Male vorher gesagt hatte. Im zweiten Teil des Testaments stiess er Göring und Himmler aus der Partei aus und ernannte Admiral Karl Dönitz zu seinem Nachfolger.

Wie gewöhnlich, wurde ihm eine Kurzfassung der jüngsten Nachrichten vorgelegt. Darin las er einen ausführlichen Bericht über Mussolinis Erschiessung durch ein Partisanenkommando und die öffentliche Zurschaustellung seiner Leiche und der von Clara Petacci, die auf einem öffentlichen Platz in Mailand an den Füßen aufgehängt worden waren. Hitler hatte zwar bereits Anweisung gegeben, dass seine und Eva Brauns Leiche nach ihrem gemeinsamen Selbstmord vernichtet werden sollten, aber jetzt wiederholte er seine Anordnung: «Völlig vernichtet, verstanden? Völlig!»

Bei der regulären Stabsbesprechung am gleichen Nachmittag nahm er die Meldung über das Vorrücken der Russen ruhig auf: spätestens am 1. Mai würde die direkte Beschiessung der Reichskanzlei einsetzen. «Dann haben wir nicht mehr viel Zeit», sagte er. «Ich darf ihnen unter keinen Umständen lebend in die Hände fallen.»

Spät am Abend desselben Tages wurden alle «Getreuen» von einer Ordonnanz zum Hauptbunker beordert, der «Führer» wollte sich verabschieden. Als sie versammelt waren, gab Hitler jedem schweigend die Hand. «Seine Augen

waren verschleiert», erinnerte sich später ein Zeuge. «Er schien schon weit fort.»

Nachher, als sie wieder in die Stabskantine zurückgekehrt waren, brach ein Sturm los. Einer der Männer ergriff eine Flasche und sprang auf einen Tisch. «Auf das Wohl der Toten!» schrie er. Ein anderer drehte den Plattenspieler an. Die Tanzerei, die von Stunde zu Stunde lärmender wurde, dauerte bis weit in den Morgen hinein. Vom Führerbunker wurde mehrfach Ruhe befohlen, aber niemand kümmerte sich darum.

Am 30. April, um drei Uhr mittags, nahm Hitler wie gewöhnlich sein Mittagessen ein. Er war bleich und gefasst, ass aber anscheinend mit gutem Appetit. Dann gingen er und seine Frau auf den Hauptgang hinaus, wo Bormann, Goebbels und die Chefadjutanten warteten. Schweigend reichten sie ihnen die Hand und kehrten in ihre Wohngemächer zurück. Die Tür wurde zugeschlagen, und ein Mann von der Leibwache pflanzte sich davor auf. Einen Augenblick später fiel ein Schuss. Das «Tausendjährige Reich» war zu Ende.

## Schlagzeile: Kapitulation.

Anfang 1945 brach der deutsche Widerstand an der Westfront rasch zusammen. Amerikanische Truppen setzten über die Elbe, und auf ihrem Wege nach Berlin lagen nur noch geringfügige Hindernisse. Dennoch wurden sie zurückgezogen, um den Russen den Durchbruch nach Berlin zu gestatten.

Für das amerikanische Volk und seine Soldaten galten die Russen zwar immer noch als die wackeren Verbündeten, aber die offiziellen Beziehungen zwischen Washington und Moskau waren durch offenes Misstrauen, ja Feindseligkeit von Seiten der Russen getrübt. Die Politik der Vereinigten Staaten gründete sich jedoch auf die Überzeugung, dass ein Sieg im Zweiten Weltkrieg praktisch umsonst sei, wenn er nur zu einer neuen Auseinandersetzung mit Russland führen würde. Daher waren die USA Moskau gegenüber immer wieder um einen Ausgleich bemüht. Die Deutschen hatten für die Amerikaner mehr Sympathie als für die Russen; die Befehlshaber der westlichen Alliierten waren jedoch angewiesen, auf die Ausnützung dieses Vorteils zu verzichten.

In dieser gespannten Atmosphäre erschienen am 3. Mai in Marschall Montgomerys Hauptquartier mehrere deutsche Offiziere unter Führung von Generaladmiral von Friedeburg. Sie waren von der Regierung des Grossadmirals Karl Dönitz – der nach Hitlers Tod die Macht übernommen hatte – abgesandt, um über die Kapitulation Deutschlands zu verhandeln. Das überschritt jedoch Montgomerys Befugnisse. Er schickte die Herren daher in dieser Sache weiter nach Reims, ins Hauptquartier von General Eisenhower.

Das Kabinett Dönitz war an die deutsch-dänische Grenze nach Flensburg geflüchtet. Britische Truppen rückten in Flensburg ein, und die Regierung war bereits in Gefangenschaft, übte jedoch ihre Funktionen aus. Der starke Flensburger Sender wurde unter alliierter Zensur von den Deutschen betrieben.

Friedeburg erhielt den Bescheid, die neue deutsche Regierung müsse ihm unverzüglich Vollmachten zur bedingungslosen Kapitulation erteilen, und er gab diese Antwort an Dönitz weiter.

Am 6. Mai, einem Sonntagmorgen, flog ich als Mitglied einer ausgewählten Gruppe von siebzehn Presseleuten von Paris nach Reims. Wir vertraten zusammen, durch unsere Agenturen, so gut wie alle Zeitungen und Rundfunksender der alliierten Welt. Ich selbst war damals Leiter des Pariser Büros der Associated Press. Als unser Flugzeug nach Nordosten schwenkte, machte uns Brigadegeneral Frank A. Allen, der Chef der Pressestelle bei der Obersten Heeresleitung, darauf aufmerksam, dass bei einem möglichen Scheitern der Kapitulationsverhandlungen jede voreilige Meldung verhängnisvolle Folgen habe. Er forderte jedem von uns das Versprechen ab, «die Ergebnisse dieser Konferenz oder die bloße Tatsache ihres Stattfindens nicht eher zu berichten, als bis die ausdrückliche Genehmigung des Hauptquartiers vorliegt.» Ich gab mein Versprechen in gutem Glauben und hatte die feste Absicht, es auch zu halten.

In Reims wurden wir zum Obersten Hauptquartier der Alliierten Expeditionskräfte geführt, das in einem Schulhaus untergebracht war. Man bat uns, in einem Klassenzimmer im Erdgeschoss zu warten. Wir warteten neun Stunden. General Allen kam mehrmals zu uns und machte, je nach dem Gang der Verhandlungen im oberen Stockwerk, wechselnde Angaben. Einmal sagte er, unsere Nachrichtenübermittlung würde gestoppt werden, bis die Kapitulation von den Spitzen der alliierten Regierungen bekanntgegeben sei.

Endlich, am Montag, dem 7. Mai, morgens um 2.41 Uhr, wurden wir hinaufgeführt, um dabei zu sein, wenn Generaloberst Gustav Jodl, der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, und Generaladmiral von Friedeburg die bedingungslose Kapitulation unterzeichneten. Als alle Unterschriften geleistet waren – Bedell Smith für das Oberkommando, General François Sevez für Frankreich, General Iwan Susloparow für die Sowjetunion und Admiral Sir Harold Burrough für England –, wurden wir in unser Klassenzimmer zurückgeführt. Dort sollten wir die endgültige Entscheidung über die Freigabe unserer Nachrichten abwarten. Etwa um 4 Uhr morgens erschien Allen und sagte: «Meine Herren, General Eisenhower wünscht zwar sehr, dass die Nachricht unverzüglich bekanntgegeben wird, weil dadurch möglicherweise weitere Verluste an Menschenleben vermieden werden. Doch sind ihm von höherer politischer Stelle die Hände gebunden, und wir können daran nichts ändern. Die Freigabe der Nachricht ist auf Dienstag, 3 Uhr nachmittags westeuropäischer Zeit festgesetzt.»

Darauf flogen wir nach Paris zurück. Die unbegreifliche Entscheidung, die Bekanntgabe der Nachricht 36 Stunden lang zu unterbinden, stellte uns alle auf eine harte Probe. Von hohen Offizieren erfuhr ich, der Aufschub sei von Washington auf Ersuchen der Russen befohlen worden, die eine andere und «formelle-

re» Zeremonie in Berlin abzuhalten wünschten. Das kam uns sonderbar vor. Die Kapitulation von Reims war bedingungslos, und Russland hatte daran vollen Anteil. Eine zweite Zeremonie schien, ausser für die sowjetische Propaganda, keinen Sinn zu haben.

Überall verbreitete sich das Gerücht vom Ende des Krieges und ein Befremden darüber, dass keine amtliche Bekanntgabe erfolgte. Pariser Mittagszeitungen veröffentlichten sogar Meldungen aus London, nach denen vor Downingstreet 10 Lautsprecher errichtet wurden und Grossbritannien nur noch auf die offizielle Verlautbarung wartete. Den alliierten Soldaten an den Fronten ging bereits die offizielle Nachricht zu.

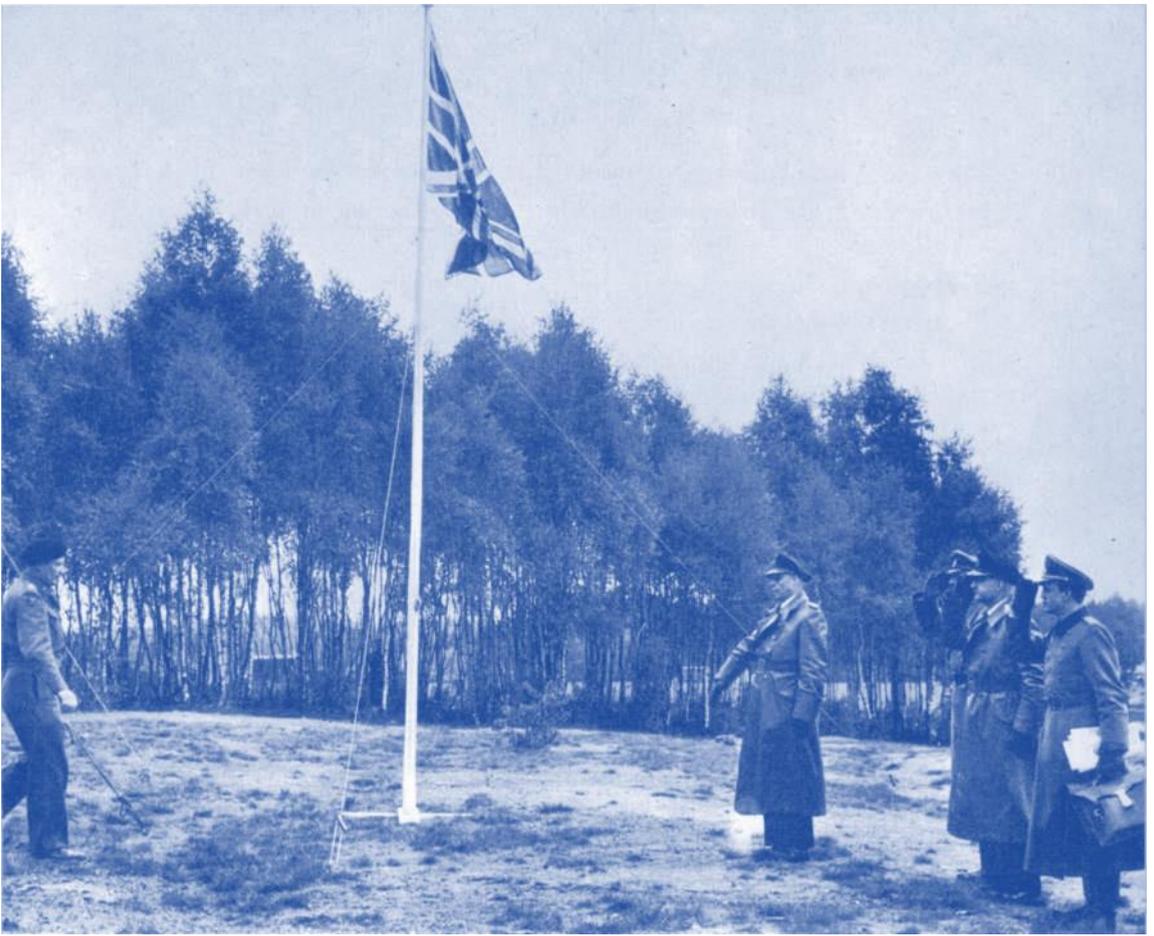
Ich war nun fest davon überzeugt, dass die Nachricht unvermeidlich auf irgendeinem Wege durch die Sperre dringen würde. Um 14.03 Uhr westeuropäischer Zeit war es so weit: Graf Schwerin von Krosigk, Aussenminister der Regierung Dönitz in Flensburg, gab die bedingungslose Kapitulation in einer Rundfunksendung «an die deutschen Männer und Frauen» bekannt, die in der ganzen Welt gehört werden konnte.

Die Dönitz-Regierung hätte ihre Bekanntgabe niemals ohne Zustimmung des Alliierten Oberkommandos senden können. Ich versuchte, General Allen telefonisch zu erreichen, doch sagte man mir, er sei zu beschäftigt, um mit mir zu sprechen. Deshalb wandte ich mich an Oberstleutnant Richard H. Merrick, den höchsten amerikanischen Zensor, und legte ihm den Text der Flensburger Bekanntmachung vor. «Ich kann nichts daran ändern», sagte er. «Ich muss meinen Befehlen Folge leisten.»

Ich hatte versprochen, die Nachricht nicht weiterzugeben, «bis sie vom Obersten Hauptquartier freigegeben» sei. Nun erklärte ich Merrick, dass ich mich nicht mehr gebunden fühle, nachdem das Oberste Hauptquartier die Nachricht auf dem Wege über die Deutschen herausgebracht hatte. «Tun Sie, was Sie für richtig halten», erwiderte er. Er konnte sich nicht vorstellen, wie es einem Korrespondenten gelingen sollte, eine solche Nachricht durch die Zensur zu bringen.

Nicht der Ehrgeiz, mir die Erstmeldung zu sichern, trieb mich zu meinem Entschluss, sondern die Überzeugung, dass es meine Pflicht war, diese Nachricht weiterzugeben. Denn hier hatte die politische Zensur den wesentlichsten Punkt der amerikanischen Zensurbestimmungen verletzt: dass sie sich nämlich auf Angelegenheiten rein militärischer Sicherheit zu beschränken habe. Und ich habe meinen Entschluss nie bereut.

Ich wusste, dass ich unser Londoner Büro über die Militärleitung telefonisch erreichen konnte. Jeder konnte «Paris Wehrmachtzentrale» anrufen und sich mit jedem beliebigen Teilnehmer in London verbinden lassen (auch feindliche



Am 3. Mai 1945 trifft in Feldmarschall Montgomerys Hauptquartier eine Abordnung unter Führung des Generaladmirals von Friedeburg ein, um über die Kapitulation der deutschen Streitkräfte zu verhandeln



Generaloberst Alfred Jodl, der Chef des Wehrmachtführungsstabes, unterzeichnet am 7. Mai in Reims die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht

Agenten in Paris). Ich gab alle wesentlichen Einzelheiten des Vorgangs in Reims nach London durch – genug, um klar zu machen, dass es sich nicht um ein Gerücht, sondern um den authentischen Bericht eines Augenzeugen handelte. Dies sei die von der ganzen Welt erwartete Nachricht. «Nun wollen wir einmal sehen, was passiert», sagte ich zu meinen Mitarbeitern. «Kann sein, dass ich nicht mehr lange hier bin.»

Der Sturm brach sehr schnell los. General Allen unterband vorläufig die Tätigkeit der Associated Press auf dem gesamten europäischen Kriegsschauplatz. Selbst unsere Zimmertelefone wurden gesperrt. Aber mein Bericht wurde veröffentlicht und über die ganze Welt verbreitet. Überall brach ungeheurer Jubel aus. Selbst das Oberste Hauptquartier brachte ihn über den Sender des Oberkommandos in zwanzig Sprachen, für ganz Europa.

Allens Sperre für die Associated Press rief einen Proteststurm in den Vereinigten Staaten hervor. Das Oberste Hauptquartier hatte mit seiner Strafmassnahme nicht nur die Associated Press, sondern jede Zeitung und jede Rundfunkstation getroffen, die Associated-Press-Nachrichten erhielt – und das zu einem Zeitpunkt, als man an Nachrichten vom europäischen Kriegsschauplatz brennend interessiert war. Der Bann über der Associated Press wurde zwar schnell aufgehoben, aber meine eigene Suspendierung als Berichterstatter blieb in Kraft.

Dann kehrte ich nach Amerika zurück. Bei meiner Ankunft diskutierte man im ganzen Lande über die Berechtigung meiner Handlungsweise; die öffentliche Meinung war jedoch mit erdrückender Mehrheit auf meiner Seite: Die meisten Amerikaner vertraten den Standpunkt, sowie der Krieg in Europa beendet war, hätten sie ein Recht darauf gehabt, es zu erfahren.

Ich machte mich daran, eine unparteiische Untersuchung herbeizuführen, voller Vertrauen darauf, dass sie nur meine Rechtfertigung ergeben konnte. Ich ersuchte das Kriegsministerium um eine Erklärung, wie die Flensburger Sendung zustande gekommen war. Es dauerte ein Jahr, aber schliesslich bekam ich, was ich wünschte: ein von Bedell Smith, dem Chef des Stabes unterschriebenes Eingeständnis mit folgendem Wortlaut: «Ludwig Schwerin von Krosigk hat offiziell die bedingungslose Kapitulation Deutschlands von Flensburg aus in einer Rundfunksendung an das deutsche Volk und die Welt bekanntgegeben. Diese Bekanntgabe erfolgte gemäss den Anordnungen des Obersten Hauptquartiers, wonach die deutschen Truppen durch jedes ordentliche Mittel von der Kapitulation in Kenntnis zu setzen und anzuweisen seien, den Widerstand einzustellen...»

Das Oberste Hauptquartier selbst hatte also die Veröffentlichung der Nachricht vor dem «offiziellen» Freibetertermin nicht nur genehmigt, es hatte sie sogar befohlen.

General Eisenhower überprüfte nun den Fall noch einmal und gab mir dann meine Beglaubigung als Kriegsberichterstatter zurück.

Die Entwicklung in der Folgezeit zeigte die von den Russen inszenierte Kapitulation in ihrem wahren Licht: Es war Moskaus erster Nachkriegsschachzug gegen die Westmächte gewesen. Die Russen wollten mit ihrer Bitte um Aufschub Zeit gewinnen, um die Posse ihrer Zeremonie in den Ruinen der deutschen Hauptstadt zu organisieren. Die Berliner Kapitulation sollte als die wirkliche erscheinen. Deshalb wollten sie die Bekanntgabe des Ereignisses in Reims sogar bis auf einige Stunden *nach* dem Berliner Schauspiel verzögern. Das wurde ihnen abgeschlagen, doch Truman und Churchill – dieser nur auf Druck von Washington – willigten ein, die Nachricht, die den alliierten Völkern zustand, bis zum Zeitpunkt der Berliner Zusammenkunft zurückzuhalten. Diese politische Konzession hätte die Alliierten noch viele Menschenleben kosten können, wäre sie nicht durch das Oberste Hauptquartier der Alliierten selbst verletzt worden. Es war eine jener Entscheidungen Präsident Trumans, die schwer zu begreifen sind, eine Besänftigungsmassnahme im Geiste der Tage von Jalta und Potsdam.

# **Das Drama in Fernost**

## «Tora, Tora, Tora!»

Hundert Seemeilen vor dem Gros liefen mit hoher Fahrt drei Unterseeboote durch die nachtdunkle Dünung. Sie hielten sich dicht unter der Oberfläche, ganz der Aufgabe hingegeben, jedes geringste verdächtige Zeichen zu entdecken. Weit hinter ihnen schäumten die Zerstörer, Kreuzer, Schlachtschiffe und Flugzeugträger der Angriffsflotte durch die Wogen – ein gewaltiger Verband, auseinandergezogen auf einen Raum fast von der Breite der Adria. In den endlosen Weiten des Stillen Ozeans aber verlor sich die Armada. Unbemerkt hatte sie von Japan aus schon fast 3‘500 Seemeilen zurückgelegt.

Auf den Flugdecks der Flugzeugträger standen Bomber und Jäger startbereit. Mechaniker huschten durch das unheimliche Dunkel, überprüften die Motoren, die Funkanlagen, die Fahrwerke, die Kraftstofftanks. Die Munitionskästen der MGs waren gefüllt; die Bomben und Torpedos befanden sich in ihren Schächten.

Die Luftflotte 1 der Kaiserlich Japanischen Marine hatte den Auftrag, einen Überraschungsangriff auf den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbor zu machen – ein unerhörtes militärisches Hasardspiel, bei dem eine verwegene Nation ihre ganze Zukunft aufs Spiel setzte.

Es war in den Frühstunden des 7. Dezember 1941. Auf den japanischen Kriegsschiffen herrschte düstere Entschlossenheit. Die erfahrenen Piloten, die viele hundert Flugstunden hinter sich hatten, empfanden mehr Kampfspannung als Todesfurcht. Bei den jüngeren Offizieren aber, die gerade erst ausgebildet waren, mischte sich in die Erregung des Augenblicks kalte Angst. Besonders nervös waren die unerprobten Piloten der neuen Flugzeugträger *Schokaku* und *Zuikaku*. Die letzte Mahlzeit, die sie vor dem Einsatz heruntergeschlungen hatten, Reisklöße und grüner Tee, lag ihnen schwer im Magen. Viele verbeugten sich noch einmal in stummem Gebet vor ihren kleinen Schinteschreinen.

Der Oberbefehlshaber der Flotte, Vizeadmiral Nagumo, war schon auf der ganzen Fahrt unablässig in seiner Kajüte auf und ab gelaufen, beklommen und

ohne Schlaf zu finden, überzeugt, dass das Vorhaben scheitern werde. Auch Fregattenkapitän Genda, der die Luftoperationen leiten sollte, fühlte die ganze Schwere der Verantwortung. Der Tag konnte einen glorreichen Sieg bringen, vielleicht aber auch eine fürchterliche Niederlage.

Lange aber hielt diese Stimmung nicht an. Hatte er nicht für den Angriff einen ausgezeichneten Befehlshaber? Waren nicht die meisten seiner Flugzeugführer treffliche Offiziere, die jeder Luftwaffe Ehre gemacht hätten? Mussten jetzt nicht die langen Monate sorgfältiger Planung, spartanischer Schulung und der Entwicklung einer ausgefeilten Taktik ihre Früchte tragen? Die alte Zuversicht strömte mit Macht in ihn zurück.

Da erhob sich über das Brummen der Schiffsturbinen ein schärferer Laut: das Dröhnen von Flugzeugmotoren. Zwei Langstreckenaufklärer starteten zu einem Flug über das Zielgebiet. Der Pfeil war von der Sehne abgeschneilt.

Den Plan des Überfalls auf Pearl Harbor hatte der Oberkommandierende der japanischen Kriegsmarine, Admiral Jamamoto, erdacht und gegen alle Widerstände durchgesetzt – paradoxerweise, denn Jamamoto, ein hervorragender Stratege, war entschieden gegen einen Krieg mit Amerika. Als Harvardstudent und später als Marineattaché in Washington hatte er die industrielle Stärke der Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung kennengelernt. Noch im Herbst 1940 hatte er dem japanischen Ministerpräsidenten erklärt: «Wenn man mir befiehlt, ohne Rücksicht auf die Folgen zu kämpfen, werde ich dem Gegner in den ersten sechs Monaten schwere Schläge zufügen. Für das zweite und dritte Jahr aber sähe ich schwarz. Ich hoffe, Sie werden einen japanisch-amerikanischen Krieg mit allen Kräften zu vermeiden suchen.»

Wie war es möglich, dass er, der die Folgen so klar erkannte, den Plan zu dem verhängnisvollen Überfall entwarf? Die Antwort lautet, dass ihm der von Japan eingeschlagene Kurs gar keine andere Möglichkeit liess. Er war ein Gefangener der Geschichte seines Volkes.

Japan ist landschaftlich ausserordentlich schön, doch konnte sein bergiger Boden weder eine Bevölkerung ausreichend ernähren, die jährlich um Millionen zunahm, noch seiner hochentwickelten und hochstrebenden Industrie die erforderlichen Rohstoffe liefern. So entstand ein unaufhaltsamer Expansionsdrang. Er trieb die Japaner 1910 nach Korea, das sie annektierten, 1931 in die Mandchurei und 1937 nach China. Geblendet von der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft, liessen sie sich zu Eroberungsversuchen hinreissen, die selbstmörderisch waren.

Schon lange hatte Japan davon geträumt, die rohstoffreichen Länder im Süden auszubeuten: die Philippinen, Malakka und Niederländisch-Indien. Als Jamamoto 1939 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine wurde, hatte dieser Traum bereits die Form eines umfassenden Eroberungsplanes angenommen. Dessen Ausführung erschien umso dringlicher, als der fruchtlose Krieg mit China, der schon ins vierte Jahr ging, den Bedarf an Erzen und Erdöl stark erhöht hatte.

Der damalige japanische Asienminister erklärte: «Wenn es uns gelingt, im südlichen Raum binnen drei oder vier Monaten unangreifbare Schlüsselstellungen zu gewinnen, so könnten wir meiner Überzeugung nach schon sechs Monate später über Erdöl, Aluminium, Nickel, Kautschuk, Zinn und anderes verfügen und die Vorkommen etwa vom zweiten Besetzungsjahr an voll ausbeuten.»

Ein solcher Schritt musste unbedingt zum Krieg mit Amerika führen, darüber war sich Jamamoto klar. Der Admiral bedauerte das tief. Diese Tatsache kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass er ein entschiedener Nationalist war, seinem Kaiser und seinem Vaterland verschworen – ein echter Samurai mit dem Wahlspruch: «Über alles die Pflicht!» Wie die meisten Japaner seiner Zeit glaubte er, das japanische Volk sei zu Großem ausersehen.

Was dem Unternehmen im Süden abschreckend entgegenstand, war vor allem die amerikanische Flotte. Sollte das Unternehmen gelingen, so musste man sie zumindest für die kritischen ersten Monate von den südlichen Gewässern fernhalten. Aber wie?

Jamamoto ging dieses Problem so an, wie es seiner militärischen Ausbildung und seiner Natur entsprach. Er verstand sehr viel von der Luftwaffe, dachte in kühnen, ungewöhnlichen Bahnen und liebte das Wagnis. Gern zitierte er Sprichwörter. Eins liebte er besonders: «Wer dem Tiger die Jungen nehmen will, muss ihn in seinem Lager aufsuchen.»

Also richtete sich sein Blick auf das Lager des Tigers: den Flottenstützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii, wo die amerikanische Pazifikflotte lag. Die Frage drängte sich auf, ob man diese Flotte nicht vor Beginn des Südunternehmens vernichten könne.

Im Januar 1941 zog sich Jamamoto eines Tages in seine Kajüte auf dem Flaggschiff *'Nagato* zurück und schrieb seinem Freund Onischi, einem der wenigen luftwaffenfreundlichen japanischen Admirale, einen drei Seiten langen, streng vertraulichen Brief. Darin erläuterte er ihm den Plan eines Überraschungsangriffs auf Pearl Harbor und fragte ihn, ob er einen solchen Angriff für durchführbar halte.

Onischi liess sich Fregattenkapitän Genda kommen, einen sechsenddreissig-jährigen Offizier der Marineluftwaffe, der auf dem Flugzeugträger *Kaga* Dienst tat. Es war ein folgenschwerer Schritt.

Genda galt als der hervorragendste Offizier seiner Waffengattung. Sein aristokratisches Habichtsgesicht mit der starken Nase, den dichten Brauen und dem energischen Kinn wurde von durchdringenden, schwarzen Augen beherrscht. Mit seinen kühnen, phantasiereichen Ideen hatte er auf Taktik und Planung der Marineluftwaffe bereits erheblich eingewirkt.

Er las Jamamotos Brief aufmerksam durch. Das Verwegene des Planes sprach ihn sofort an. Sein Urteil lautete: «Schwierig, aber nicht unmöglich.»

Wie Onischi ihm erklärte, wollte Jamamoto, dass man die Angriffe auf die Schlachtschiffe konzentriere und möglichst viele versenke. Zwar seien Flugzeugträger als Angriffswaffe stärker, doch sähen nun einmal die meisten Amerikaner – wie übrigens auch die meisten Japaner – in den Schlachtschiffen das eigentliche Rückgrat einer Flotte. Eine Vernichtung dieser Schiffe müsse daher eine lähmende psychologische Wirkung haben.

Jamamoto spielte sogar, so unglaublich es klingt, mit dem Gedanken, die Flugzeuge nach dem Angriff nicht auf die Träger zurückkehren zu lassen. Dann könnten die Träger, statt gefährlich weit ins Kampfgebiet vorzudringen, gleich nach dem Abflug der Maschinen umkehren. Die Piloten sollten auf dem Wasser niedergehen und von Zerstörern und U-Booten aufgenommen werden. Der Admiral verband damit die naive Vorstellung, man werde aus dieser Angriffsart in Amerika den Schluss ziehen, die Japaner seien so beispiellos todesmutig, dass es sinnlos wäre, mit ihnen zu kämpfen.

Diesen Ansichten trat Genda sofort entgegen. Vor allem müsse man die Flugzeugträger des Gegners vernichten, denn sie bildeten für die japanische Flotte die grösste Gefahr. Auch sei es für einen durchschlagenden Erfolg unbedingt nötig, dass sich alle japanischen Flugzeugträger dem Ziel, Pearl Harbor, so weit wie möglich näherten. Angriffe ohne Rückkehr müssten auf die Piloten sehr entmutigend wirken, und das Niedergehen in feindlichen Gewässern würde zu einer sinnlosen Vergeudung von vorzüglich geschulten Fliegern und wertvollen Maschinen führen. Zudem wären die Flugzeugträger ohne ihre Flugzeuge im Fall amerikanischer Gegenangriffe in einer hoffnungslosen Lage.

Den Kopf voller Einfälle, kehrte Genda auf die *Kaga* zurück und machte sich sofort an die Arbeit. Zwei Wochen darauf legte er Onischi einen vollständigen Angriffsplan vor. Danach sollten für das Unternehmen sämtliche verfügbaren Flugzeugträger eingesetzt werden. Der Angriff müsse im Morgengrauen beginnen, damit der Anflug grösstenteils im Schutz der Dunkelheit erfolgen könne.

An Maschinen brauche man Sturzkampfflugzeuge, Horizontalbomber, Torpedoflugzeuge und Jäger. Torpedos seien besser als Bomben, weil sie eine viel grössere Zerstörungskraft hätten und bei Tiefangriffen leichter träfen. Dem Einwand, die Gewässer von Pearl Harbor seien für Torpedos zu flach, begegnete Genda mit der Bemerkung, dass dieses Problem eben irgendwie gelöst werden müsse.

Onishi stimmte ihm in fast allen Punkten bei, fügte ein paar eigene Ideen hinzu und übergab den Plan Anfang März dem Oberbefehlshaber Jamamoto. Es war im Wesentlichen der Plan, der später ausgeführt worden ist. Man untermauerte ihn alsbald durch Aufstellung eines Fernkampfverbandes, wie ihn die Marineflieger schon lange gefordert hatten: Fünf Flugzeugträger, die bis dahin verschiedenen Verbänden zugeteilt gewesen waren, wurden mit zehn Zerstörern – je zwei für einen Träger – zur Luftflotte 1 vereinigt. Die Schlachtschiffadmirale, die von dem Pearl-Harbor-Plan nichts wussten (und ihn ohnedies abgelehnt hatten), wandten sich entschieden gegen die Neuerung. Jamamoto aber blieb auf seinem Weg, ohne nach rechts und links zu blicken, und Genda arbeitete an der Vorbereitung des Unternehmens mit dem Eifer eines selbstvergessenen Mönches.

Jamamoto hätte den neuen Verband gern selbst geführt. Da er aber auf seinem Posten unabhkömmlich war, bekam Vizeadmiral Nagumo das Kommando – eigentlich nur deshalb, weil er nach dem Dienstalter an der Reihe war. Er war ein einfallloser Seeoffizier alter Schule, erfahren und ehrenhaft, gross in Navigation und Manövriekünsten, in Fliegerfragen aber völlig ahnungslos. Als er von dem Plan erfuhr, war er entsetzt. Für die Aufgabe, die Schiffe zu einem auf die Minute vorgeschriebenen Zeitpunkt unbemerkt nach Hawaii zu bringen, sah er unüberwindliche Hindernisse, zumal die Schiffe unterwegs Treibstoff aufnehmen mussten – ein Kunststück, das selbst unter günstigen Bedingungen schwierig war. Und da der Erfolg des Überfalls mit dem Überraschungsmoment stand und fiel, konnte eine zufällige vorzeitige Entdeckung der Flotte zur Folge haben, dass Japan zahlreiche Schiffe einbüsste und schon am ersten Tag den Krieg verlor.

Fürs erste tröstete sich der etwas phlegmatische Mann mit dem Gedanken, dass der vermessene Plan wahrscheinlich auf dem Papier blieb. Erstens, so sagte er sich, sei es keineswegs sicher, dass es mit Amerika zum Krieg komme, man verhandle ja noch (Japan setzte die Verhandlungen listig bis zum Fall der ersten Bomben fort), und zweitens überschreite Jamamoto mit der Förderung des Planes seine Kompetenzen. Planung sei allein Sache des Admiralstabs, und falls der nicht zustimme – woran kaum zu denken sei –, verstaube der Plan gewiss bald in einem Geheimentresor.

Entgegen Nagumos Hoffnungen aber ging es unentwegt auf dem Kriegskurs weiter. Ende Juli übernahm Japan im Zuge der «Neuordnung Asiens» die «Schirmherrschaft» über das damalige Französisch-Indochina und besetzte mit seinen Truppen, die den Norden in der Hand hatten, das ganze Land. Wenige Tage darauf liess Präsident Franklin D. Roosevelt die japanischen Guthaben in Amerika einfrieren, verbot das Beladen und Entladen japanischer Schiffe in amerikanischen Häfen und dehnte das im Herbst erlassene Verbot, Eisen und Schrott an Japan zu liefern, auf Erdöl aus. Ähnliche Massnahmen ergriffen England und die Niederlande.

Eine japanische Zeitung schrieb, der Wirtschaftskrieg sei bereits im Gange, und was jetzt komme, könne man sich unschwer ausmalen.

Am 6. September 1941 befahl Kaiser Hirohito die führenden Männer Japans zu einer Lagebesprechung in seinen Palast. Bei der Konferenz sass er oben, etwas erhöht, an einem langen Tisch – statuenhaft, scheinbar unbeteiligt. Ministerpräsident Konoje eröffnete die Sitzung mit einer Verlesung der Richtlinien der japanischen Politik.

1. Japan sei fest entschlossen, zur Durchsetzung seiner wirtschaftlichen Ziele einen Krieg mit Amerika, England und den Niederlanden zu riskieren. Die Rüstung werde Ende Oktober abgeschlossen sein.

2. Bis dahin werde Japan versuchen, seine Forderungen auf dem Verhandlungsweg durchzusetzen.

Schon infolge der japanischen Mindestforderungen aber waren Verhandlungen zum Scheitern verurteilt. Denn ein Nachgeben hätte den Vereinigten Staaten, England und den Niederlanden die Hände gebunden und Japan in Südostasien eine allesbeherrschende Machtstellung eingeräumt.

Ein Konferenzteilnehmer nach dem andern erhob sich und gab seine Meinung ab. Alle betonten, dass grösste Eile not tue. Japan müsse handeln, solange es noch ausreichende Vorräte an kriegswichtigen Materialien habe, denn eine Ergänzung der Vorräte werde durch die amerikanische Handelssperre und die feindselige Haltung Englands unmöglich gemacht. So reiche beispielsweise, wie General Suzuki betonte, der Benzinvorrat höchstens noch ein Jahr.

Zuletzt sprach – im Namen des Kaisers – Baron Hara. Die von Konoje verlesenen Richtlinien hinterliessen, wie er sagte, den Eindruck, dass man den Krieg wolle und die Möglichkeiten der Diplomatie erst in zweiter Linie erwäge. Dürfe er annehmen, dass alles geschehe, die Probleme durch Verhandlungen zu lösen?

Ein kurzes Schweigen entstand. Dann versicherte Marineminister Oikawa hastig, jawohl, es sei so. Doch klang es wenig überzeugend.

Da erhob sich zur allgemeinen Überraschung plötzlich der Kaiser, das lebende Symbol des Reiches, der hundertvierundzwanzigste Tenno. Er streifte das Göttliche ab, das man ihm zuschrieb, und ergriff das Wort, was er noch auf keiner Konferenz getan hatte.

Er zog ein Blatt aus der Tasche, und während alles den Atem anhielt, las er mit tiefem Ernst ein Gedicht seines Grossvaters vor, des Kaisers Meiji. Es hiess: «Die vier Gestade des Meeres».

Wenn doch alle Menschen auf Erden  
Brüder sind,  
Warum wollen die Wogen und Winde  
heute nicht ruhn?

Er habe, sagte Hirohito, das Gedicht wieder und wieder gelesen. Sollte es denn nicht möglich sein, den Weltfriedenstraum seines Grossvaters zu verwirklichen?

In die beklommene Stille fiel die Stimme des Admiralstabschefs. Gewiss erkenne das Oberkommando den Wert von Verhandlungen an. Waffengewalt befürworte es nur als letzten Ausweg. Der Generalstabschef pflichtete ihm bei.

Der Kaiser zeigte sich von diesen Äusserungen keineswegs befriedigt, und so ging man in einer, wie Konoje später schrieb, spannungsgeladenen Stimmung auseinander.

Die Meinung, Hirohito wäre es bei gutem Willen und etwas mehr Charakterstärke sehr wohl möglich gewesen, den Überfall auf Pearl Harbor zu verhindern, geht daran vorbei, dass der Kaiser von Japan eine komplizierte Zwischenstellung einnimmt. Er muss zur Wahrung der fugenlosen Einheit der Nation mit der Regierung übereinstimmen, kann also nur beraten und gutheissen. Hirohito war mit dem Nimbus seines Kaisertums an den Mast des Staatsschiffes gebunden.

Zudem wusste er damals von dem Pearl-Harbor-Plan noch gar nichts.

In dem grossen, grauen Gebäude der Admiralstabsakademie in Tokio fanden alljährlich im November oder Dezember Kriegsspiele mit Modellschiffen auf Seekarten statt. Da die Zeit drängte, setzte man sie diesmal schon auf Mitte September an. Der Admiralstab, der sich mit dem Pearl-Harbor-Plan keineswegs befreunden konnte, liess es nur widerstrebend zu, dass die Luftflotte 1 hierbei einen theoretischen Angriff auf Pearl Harbor probte.

Genda hatte in rastloser Arbeit drei Anmarschwege ausgearbeitet: einen südlichen, einen mittleren und einen nördlichen. Der nördliche war der kürzeste und

am wenigsten befahrene. Dennoch sprach sich Nagumo für den südlichen aus: Auf dem nördlichen sei im Spätherbst das Wetter viel zu schlecht.

«Wenn Sie so denken», erwiderte ihm Genda, «denken auch die amerikanischen Admirale so.» Diesem Argument konnte sich Nagumo nicht verschliessen. Mit seinem Einverständnis folgte die Angriffsflotte bei den Kriegsspielen der Nordroute.

Der erste Angriff ging verhältnismässig ungünstig aus. Die rote Partei (Amerikaner) traf vorsorglich Verteidigungsmassnahmen und entdeckte die Flotte schon frühmorgens. So griffen die japanischen Flugzeuge im Luftraum über Oahu – der Insel, auf der Pearl Harbor liegt – in ein Wespennest von Abfangjägern. Die Schiedsrichter erklärten, Nagumo habe die Hälfte seiner Flugzeuge verloren, und bei dem amerikanischen Gegenangriff seien zwei japanische Flugzeugträger versenkt und andere Schiffe schwer beschädigt worden.

Beim zweiten Versuch aber klappte es. Diesmal lief die japanische Flotte direkt von Norden an und passte die Zeit so ab, dass sie sich bei Tageslicht noch ausserhalb der Reichweite der amerikanischen Aufklärer befand. Sie blieb daher – theoretisch – unentdeckt und konnte tatsächlich überraschend angreifen. Nach dem Urteil der Schiedsrichter erlitten die Amerikaner schwere Verluste, während sich der japanische Flottenverband, abgesehen von einer Anzahl abgeschossener Flugzeuge, unversehrt zurückziehen konnte.

Erstaunlicherweise rief dieses Ergebnis heftigen Widerspruch gegen den Angriffsplan hervor. Einige Kritiker erklärten die ganze Idee für unverantwortlich leichtfertig. Andere meinten, Japan brauche seine Seestreitkräfte bis zur Grenze des Möglichen für das geplante Südunternehmen. Und die Schlachtschiffadmirale nannten es einen schweren Fehler, sich auf so schwach gepanzerte Schiffe wie Flugzeugträger zu verlassen.

Wie hoch die Marine das Schlachtschiff bewertete, zeigte ihr Bauprogramm. Nicht 33'000-Tonner wie Jamamotos Flaggschiff lagen auf der Helling, nicht 35'000-Tonner wie die Schiffe der amerikanischen *South Dakota*-Klasse, nein, Giganten von 62'000 Tonnen wie die *Musashi* und die *Jamato*, die neun 46-Zentimeter-Geschütze trugen. Es waren die grössten Schlachtschiffe der Welt.

Da diese Riesen schon Ende 1941 oder Anfang 1942 schwimmen sollten, blieben die Schlachtschiffadmirale bei ihren hergebrachten Seekriegsdoktrinen und entsprechend misstrauisch gegen die Ideen der Marineluftwaffe eingestellt. Entschlossen, den gefährvollen Pearl-Harbor-Plan zu Fall zu bringen, hielten sie

in den vier Wochen nach den Kriegsspielen mindestens ein halbes Dutzend geheime Besprechungen ab. Doch fanden sie in Jamamoto einen eisernen Gegner.

Ein Foto aus der Zeit seiner grössten Machtfülle zeigt Jamamoto als einen selbst für japanische Begriffe kleinen Mann mit breiten, durch pompöse Achselstücke betonten Schultern und einem mächtigen Brustkasten voller Orden und Medaillen. Er hätte komisch gewirkt, wäre nicht sein Gesicht gewesen. Die vollen Lippen, die kräftige Nase, die grossen Augen, das militärisch kurzgeschnittene, graue Haar und die Willenskraft in den Zügen verrieten den unbeugsamen Mann der Tat.

In seiner Jugend war er von einer wahren Lernwut besessen gewesen. Um sich durch Kälte vor Ermüdung zu schützen, hatte er bei seinen Hausarbeiten oft ein Kleidungsstück nach dem andern abgestreift. In manch einer Frostnacht hatten ihn die Eltern fast nackt über seinen Mathematikbüchern überrascht.

Als er jetzt von dem «Gefasel» gegen Pearl Harbor erfuhr, befahl er am 11. Oktober fünfzig seiner Admirale und Schiffskommandanten auf sein Flaggschiff *Nagato*, angeblich um ihre seekriegstaktischen Ideen mit ihnen durchzusprechen. Nachdem man den ganzen Tag theoretisiert hatte, versammelte er die Offiziere nach dem Abendessen auf dem Achterdeck. Man wolle sich jetzt, sagte er, ausserdienstlich und ganz zwanglos aussprechen, und da sei auch Gelegenheit, etwaige Einwände gegen den Pearl-Harbor-Plan vorzubringen.

Da kam denn ein Admiral nach dem anderen mit seinen Befürchtungen heraus. Für Operationen im Nordpazifik sei die kalte Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten. Schlechtwetter und stürmische See würden eine Brennstoffübernahme unmöglich machen. Auch müsse man Sowjetrussland als Unsicherheitsfaktor betrachten. Selbst Admiral Onischi, den Jamamoto im Januar als ersten eingeweiht hatte, erklärte den Plan jetzt für unklug. Die verfügbaren Flugzeugträger reichten dafür gar nicht aus. Zum Schluss liess sich Admiral Nagumo lang und breit über die Gefahren des Planes aus. Wenn nun – so polterte er – die Amerikaner darauf vorbereitet waren und die Japaner in eine Falle lockten? Was dann?

«Allgemein», erzählte Genda, «herrschte die Ansicht, dass es zu spät sei. Die Verhandlungsatmosphäre habe sich dermassen verschlechtert, dass die amerikanische Marine sicherlich schon auf die Möglichkeit eines Überraschungsangriffs eingestellt sei.»

Als die letzte Abendröte am Horizont verging, erhob sich Jamamoto. Er sprach langsam, aber mit unverkennbarer Entschlossenheit. Gewiss werde er die

Einwände der Herren prüfen; der Angriff aber müsse erfolgen. Er sei im Rahmen der japanischen Grossraumstrategie unbedingt erforderlich, das habe ihm ein eingehendes Studium der Lage gezeigt. Ohne dieses Unternehmen müsse der Vorstoss nach dem Süden misslingen. «Lassen Sie sich also das eine gesagt sein: Solange ich Oberkommandierender bin, bleibt es dabei. Pearl Harbor wird angegriffen!»

Damit war die Luft gereinigt. Jetzt wusste jeder Kommandant, dass es kein Nörgeln und Murren mehr gab. Wenn Japan kämpfte, musste die Flotte zusammenhalten.

Noch aber stand der Admiralstab dem Plan entgegen, und dort hatte es Jamamoto nicht mit Untergebenen, sondern mit den Spitzen der Kriegsmarine zu tun. Ende Oktober entschloss er sich zu einer Kraftprobe. Er schickte seinen rangältesten Stabsoffizier, den Kapitän zur See Kuroschima, zum Admiralstab und gab ihm für den Fall, dass alles Verhandeln fruchtlos blieb, eine Weisung mit, die einer Bombe gleichkam.

Kuroschima sprach zunächst mit dem Chef der Operationsabteilung, Kapitän zur See Tomioka: «Admiral Jamamoto möchte hören, ob der Angriff auf Pearl Harbor nun genehmigt wird oder nicht», sagte er. «Die Zeit drängt. Wir müssen unverzüglich wissen, woran wir sind.»

Tomioka war nicht der Mann, der sich so einfach überfahren liess. Er brachte erneut alle altbekannten Einwände vor. Kuroschima parierte mit Jamamotos besten Gegenargumenten, sah aber bald, dass das zu nichts führte. So löste er denn seine Bombe aus. «Admiral Jamamoto besteht darauf, dass der Plan genehmigt wird. Er ermächtigt mich zu der Erklärung, dass er andernfalls nicht mehr die Verantwortung für die Sicherheit des Reiches tragen könne und mit seinem gesamten Stab zurücktreten werde.»

Tomioka war bestürzt. Er gab seine Einwilligung zu dem Angriff, betonte jedoch, dass er nur für sich sprechen könne. Kuroschima musste von einer Instanz zur andern gehen und überall seine Bombe anbringen. Schliesslich aber war es geschafft; der gesamte Admiralstab hatte den Plan genehmigt. Es war ein grosser Sieg Jamamotos, doch muss man dabei bedenken, was für ein beispielloses Ansehen er in der Marine genoss. Kein Mitglied des Admiralstabs oder sonst jemand wäre auf die Idee gekommen, Japan könne ohne Jamamoto in den Krieg ziehen.

Von da an arbeitete der japanische Geheimdienst auf Hawaii mit Feuereifer. Angaben darüber, welche Kriegsschiffe im Hafen lagen, genügten nicht mehr. Tokio wollte den Liegeplatz jedes einzelnen Schiffes wissen und stellte tausend Fragen hinsichtlich der amerikanischen Luftüberwachung.

Die meisten Informationen dieser Art konnte man sich auf völlig legale Weise verschaffen; man brauchte nur die Augen aufzumachen. Das taten Mitglieder des japanischen Generalkonsulats in Honolulu denn auch mit grossem Erfolg. Meisterspion war der junge Joschikawa, ein ehemaliger Leutnant zur See, der bei dem Konsulat unter dem Namen Morimura im Büro arbeitete.

Joschikawa war Ende März 1941 in Honolulu eingetroffen und hatte sich bei Generalkonsul Kita gemeldet, einem Berufsdiplomaten, der eigens zur Zusammenarbeit mit dem Spion nach Honolulu versetzt worden war. Kita musterte den Ankömmling neugierig. Er sah einen schlanken, sympathischen, jungen Menschen vor sich, der nach seinen Papieren neunundzwanzig war, aber viel jünger aussah. Einen gerissenen Spion hätte niemand in ihm vermutet. Erfahrungen als Geheimagent hatte er noch nicht. Schlimm war, dass ihm am linken Zeigefinger ein Glied fehlte, ein «besonderes Kennzeichen», das einem Spion gefährlich werden konnte. Kita kamen ernste Zweifel, ob das der richtige Mann für ihn sei.

In Tokio aber wusste man, was man tat. Gerade Joschikawas Unerfahrenheit wurde dort als Vorzug angesehen. Und da er nie auf einer Attachéliste gestanden hatte, war kaum zu befürchten, dass der amerikanische Abwehrdienst von ihm Notiz nahm. Im Übrigen brachte er gute Voraussetzungen mit. Als Sohn eines Polizisten kam er aus einfachen Verhältnissen. Er hatte die Marineakademie besucht, etwa ein Jahr als Leutnant Dienst getan und war dann wegen einer Erkrankung entlassen worden. Die Liebe zum Meer hatte ihm die Lust zu einem bürgerlichen Beruf verdorben. Monatelang war er verdrossen herumgelaufen. Dann hatte man ihn gefragt, ob er nicht gern wieder bei der Marine eintreten wolle – allerdings ohne Aussicht auf Beförderung, als Geheimagent. Sogleich hatte er zugestimmt.

Was man zunächst von ihm verlangte, war nicht weiter schwer gewesen. Er musste sich alles Wissenswerte über die amerikanische Pazifikflotte und ihre Stützpunkte Guam, Manila und Pearl Harbor einprägen und sein Englisch verbessern. Vier Jahre büffelte er über amerikanischen Jahrbüchern der Kriegsmarine und der Luftwaffe und las amerikanische Zeitungen, Zeitschriften und technische Werke. Schliesslich kannte er die Namen, Nummern, Umrisse und technischen Daten von allen amerikanischen Kriegsschiffen und Kriegsflugzeugen.

Ende 1940 liess man ihn beim Aussenministerium sein Englischexamen machen, um ihn pro forma in den Konsulatsdienst stecken zu können. So etwas war ganz üblich. Man entliess einen Offizier unter einem Vorwand, stellte ihn beim Aussenministerium an und schickte ihn dorthin, wo er der Marine nützlich sein

konnte. Offenbar war dieses Verfahren – ohne dass er es wusste – auch bei Joschikawa angewandt worden.

Beim amerikanischen Aussenministerium wurde er als Bürovorsteher des Generalkonsulats in Honolulu gemeldet. In dieser Tarnstellung ging er sofort ans Werk. Er las täglich die örtlichen Zeitungen von A bis Z durch und richtete dabei sein besonderes Augenmerk auf die Schiffsnachrichten und gesellschaftliche Notizen, die sich auf Marineangehörige bezogen. Bei täglichen Spaziergängen durch Pearl City, die Stadt am Flottenstützpunkt Pearl Harbor, hatte er einen freien Blick auf den Flugplatz der Fordinsel, der in der Bucht liegt. Zwei- oder dreimal wöchentlich kehrte er in einer japanischen Imbissstube auf dem Hafendamm der Halbinsel von Pearl City ein. Das war der Punkt, wo er am nächsten an Pearl Harbor herankam. Hier konnte er sich über vieles durch direkte Beobachtung informieren: Ob die Flotte bald auslief, ob sie Vorräte übernahm und manches andere. Abends ging er in die Soldatenkneipen und belauschte die Gespräche. Fragen aber stellte er nur selten, um sich nicht verdächtig zu machen.

Stets lebte er in Furcht, entdeckt zu werden, stets lastete der Schatten des FBI auf ihm, des amerikanischen Bundeskriminalamts, vor dessen raffinierten Methoden ihn Kita gewarnt hatte. Ständig war er in Angst, das FBI habe im Generalkonsulat und in den von ihm besuchten Lokalen womöglich Abhörgeräte eingebaut. Dem Generalkonsul erstattete er oft erst nachts Bericht, wenn die anderen Konsulatsbeamten schliefen. Strengvertrauliche Gespräche führten die beiden schriftlich, indem sie Fragen und Antworten auf Zettel schrieben, die sie sofort verbrannten.

Geschickt wusste Joschikawa den Fremdenverkehr für seine Zwecke zu nutzen. Bis zu dem Tag, als Amerika den gesamten Japanhandel unterband, ging er regelmässig auf jedes einlaufende japanische Passagierschiff und lud aussteigende Japaner zu einer Rundfahrt ein. Auf diese Weise konnte er viele Fahrten machen, die sonst vielleicht Verdacht erregt hätten. Ein klares Bild von den Militärflugplätzen Wheeler und Hickam gewann er vom Wasser aus als vermeintlicher Sportfischer oder Schwimmer und von der Luft aus bei einem Rundflug, den er, in sein buntestes Hawaiihemd gekleidet, mit einer befreundeten Geisha machte.

Den besten Blick auf Pearl Harbor hatte man von den Zuckerrohrfeldern bei Aiea. Als Landarbeiter verkleidet, beobachtete Joschikawa von dort aus mehrere Male die amerikanische Flotte. Er wählte jedesmal ein anderes Feld und blieb nie länger als eine halbe Stunde.

Mit Vorliebe ging er ins *Schuntscho-ro* («Zur Springflut»), ein japanisches Teehaus auf der Alewahöhe, das eine prächtige Aussicht auf Pearl Harbor und

den Flugplatz Hickam bot. Manchmal stellte er sich hier sinnlos betrunken und liess sich vom Geschäftsführer für die Nacht in einem Zimmer unterbringen, von wo er den Hafen überblicken konnte.

Als er wieder einmal dort oben auf der Lauer lag, sah er frühmorgens die Flotte auslaufen, ein majestätisches Bild, bei dem jedem Seemann das Herz höher schlagen musste. Er beobachtete alles mit dem geschärften Blick des Spions, stoppte die Zeit, die die Flotte für das Auslaufen brauchte, und merkte sich jedes Manöver und die Position jedes Schiffes. Das war für Tokio eine äusserst wichtige Information, denn wenn die Flotte bei dem japanischen Angriff einen Ausfall versuchte, konnte man die Aktion ihren Bewegungen anpassen.

Am 7. August gab der Flugplatz Wheeler ein Fest, zu dem jedermann herzlich eingeladen war – für Joschikawa ein gefundenes Fressen. Dass Kameras nicht mitgebracht werden durften, störte ihn nicht. Er sah alles und schrieb die Ergebnisse seiner Beobachtungen sofort nach der Rückkehr ins Konsulat auf.

War sich die amerikanische Führung darüber klar, dass ein Angriff auf Pearl Harbor im Bereich der Möglichkeit lag? O ja.

«Sollte es», so schrieb Marineminister Knox am 24. Januar 1941 an Kriegsminister Stimson, «mit Japan zum Krieg kommen, so kann man sich unschwer vorstellen, dass Japan als erstes einen Überraschungsangriff auf die Flotte oder den Flottenstützpunkt Pearl Harbor «unternimmt.»

Drei Tage darauf (kaum zwei Wochen, nachdem Jamamoto den Admiral Onishi in seinen Plan eingeweiht hatte) schickte der amerikanische Botschafter in Japan folgendes Chiffretelegramm nach Washington:

«Mein peruanischer Kollege hört aus vielen Quellen, darunter einer japanischen, dass Japan für den Fall eines Konfliktes mit Amerika einen Überraschungsangriff auf Pearl Harbor plant. So phantastisch ihm die Idee erscheine, wolle er uns diese Information nicht vorenthalten.»

Das Aussenministerium gab den inhaltsschweren Tip an die Marine weiter, die ihn Admiral Kimmel, dem Oberkommandierenden der Pazifikflotte, mit folgender Anmerkung zuleitete:

«Der Abwehrdienst der Marine schenkt diesem Gerücht keinen Glauben. Aus dem, was über Verteilung und Einsatz der japanischen Land- und Seestreitkräfte bekannt ist, lässt sich nicht erkennen, dass ein Angriff auf Pearl Harbor bevorsteht oder für einen absehbaren Zeitpunkt geplant ist.»

Demgegenüber erklärte Kimmel am 15. Februar in einem vertraulichen Rundschreiben an die Führer der ihm unterstellten Einheiten, es sei durchaus denkbar,

dass die Japaner schon vor einer Kriegserklärung einen Überraschungsangriff auf Pearl Harbor machen würden.

Diese Ansicht findet sich auch in drei ausgezeichneten, erstaunlich hellstichigen Berichten zur Lage von 1941. Der letzte, eine Denkschrift über die Luftlage auf Hawaii, stammte von Oberst Farthing, dem Chef des fünften Bombergeschwaders der auf Hawaii stationierten Luftstreitkräfte. Dieses prophetische Dokument, das dem Kriegsministerium am 20. August zugeht, malte einen Überfall auf Pearl Harbor an die Wand, bei dem der Japaner wahrscheinlich sechs Flugzeugträger einsetzen, aus Norden anmarschieren und im Morgengrauen angreifen werde. Zur Abwehr forderte Farthing unter anderm eine ständige Überwachung des gesamten Luftraums um Hawaii bei Tage, wofür hundertundachtzig fliegende Festungen oder andere viermotorige Bomber vom gleichen Aktionsradius erforderlich seien. Alles höchst vernünftige Gedanken.

Die amerikanische Luftwaffe hatte jedoch keine hundertundachtzig fliegenden Festungen. Und diejenigen, die sie hatte, waren für Operationen auf den Philippinen, in England und über dem Atlantik bestimmt: Die amerikanische Politik war bereits auf die Niederwerfung Hitlerdeutschlands eingestellt. Als die Japaner am 7. Dezember 1941 losschlugen, verfügten die Amerikaner auf Hawaii über ganze zwölf fliegende Festungen.

Im Sommer 1940 hatte die amerikanische Abwehr eine Glanzleistung vollbracht: Sie hatte den diplomatischen Geheimcode der Japaner entschlüsselt. Sie konnte jetzt Joschikawas Spionageberichte und Tokios Antworten sowie den gesamten Telegrammwechsel zwischen Tokio und der japanischen Botschaft in Washington lesen.

Doch man hätte diesen so ungeheuer wertvollen Schatz ebensogut ungehoben lassen können. Abgefangene Meldungen von grösster Wichtigkeit blieben manchmal mehr als eine Woche unentschlüsselt liegen, und mit der Weiterleitung der Informationen an die richtigen Stellen, die doch zu den Hauptaufgaben eines Geheimdienstes gehört, lag es sehr im argen. Teils war daran reine Unfähigkeit schuld, teils die Eifersucht einzelner Abteilungen, die ihre Quellen nicht preisgeben wollten. Aus Angst, die Japaner könnten erfahren, wieviel man wusste, und daran merken, dass man ihren Code entschlüsselt hatte, enthielt man vielfach hochwichtige Nachrichten gerade den Stellen vor, die sie am nötigsten gebraucht hätten. Admiral Kimmel versicherte später, ihn habe seinerzeit keine einzige dieser Informationen erreicht.

Verhängnisvoll wirkte sich überdies aus, dass Amerika das begabte japanische Volk total unterschätzte. Für die meisten Amerikaner war der Japaner ein

komischer, kleiner Kerl mit Hornbrille und vorstehenden Zähnen, ein fleissiger, aber lederner, einfallsloser Nachäffer. Sachverständige von eigenen Gnaden wollten wissen, seine Augenstruktur mache ihn zum Fliegen ungeeignet. Man erklärte Japan für einen Papiertiger, seine Flugzeuge für Fehlkonstruktionen, seine Kriegsschiffe für topplastig und minderwertig. Im Fall eines Krieges werde das gebrechliche Kaiserreich auseinanderfallen. Mit seinen Pappmachéstädten sei Japan gegen Luftangriffe anfällig wie kein anderes Land der Erde. Zudem leide es militärisch an perniziöser Anämie, da sein Lebensblut ständig nach China abflüsse. Amerika anzugreifen wäre für Japan glatter Selbstmord.

Und wie fest und sicher stehe doch die mit Milliardenkosten errichtete amerikanische Bastion im Stillen Ozean! Neun Monate vor dem «blutigen Sonntag» schrieb der amerikanische Marineminister: «Pearl Harbor ist heute wohl der beste Flottenstützpunkt der Welt; kein anderer ist so gut gelegen, so gut gesichert, so gut versorgt.» Ähnlich äusserte sich der angesehene Marinekorrespondent Fletcher Pratt. Und ein anderer namhafter Journalist, Clarke Beach, erklärte noch am 6. September: «Ein japanischer Angriff auf Hawaii dürfte äusserst unwahrscheinlich sein. Seine Chancen stünden höchstens eins zu einer Million.»

Und dann liessen die Amerikaner das Thema Pearl Harbor plötzlich fallen und starteten wie hypnotisiert auf den Atlantik, wo sich die Lage mehr und mehr zuspitzte. Der Seekrieg hatte dort am 4. September einen kritischen Punkt erreicht. Bei Island war ein amerikanischer Zerstörer von einem deutschen U-Boot torpediert worden. Die Erregung über den Zwischenfall drängte die japanische Gefahr in den Hintergrund – bis die Schlagzeilen am 7. Dezember die Katastrophe von Pearl Harbor meldeten. Noch am 12. September hatte Admiral Kimmel in einem Brief an den Oberbefehlshaber der Flotte, Admiral Stark, besorgt darauf hingewiesen, dass der Pazifik nach wie vor ein gefährliches Spannungsfeld bilde. Stark hatte darauf beschwichtigend erwidert: «Ich glaube nicht, dass die Japs mit uns anbinden werden.»

Das war auch die Ansicht der meisten Amerikaner gewesen. Man blickte nur noch auf den Atlantik und vergass darüber, dass Amerikas Hintertür offenstand.

Ende September begann Fregattenkapitän Genda, die Luftflotte 1 für den Überfall auf Pearl Harbor zu schulen. Es war eine schwierige Aufgabe, umso mehr, als er den Fliegern im Interesse der Geheimhaltung verschweigen musste, was dahinter stand. Er musste Maschinen verschiedener Typen – Horizontal-

bomber, Sturzbomber, Torpedoflugzeuge und Jäger – zu einem mächtigen Angriffsverband von mehreren hundert Einheiten zusammenschweissen und auf musterhaften Formationsflug trainieren.

Der Befehlshaber einer solchen Luftstreitmacht musste ein vollendeter Flieger sein, ein Mensch, der nie die Ruhe verlor und ungewöhnliche Führereigenschaften besass. Genda wusste dafür den richtigen Mann: Fregattenkapitän Futschida, mit dem zusammen er die Marineakademie besucht hatte. Der neununddreissig jährige Futschida war im Gegensatz zu Genda noch aktiver Pilot. Er hatte in China gekämpft und über dreitausend Flugstunden hinter sich. Er flog, als wäre ihm seine Maschine angewachsen, und galt als der fleissigste Offizier der ganzen Marine. Als er von Genda hörte, dass man Pearl Harbor angreifen wolle, sprach er darauf an wie ein Raubvogel auf den Aufwind.

Die beiden Männer ergänzten einander vortrefflich. Was Genda an gescheiterten, verwegenen Gedanken lieferte, sah er von Futschida in handfeste Wirklichkeit umgesetzt. Auch in der Menschenführung wurde ihm der Freund unentbehrlich. Wie so viele begabte Köpfe sah Genda sein eigenes, hohes geistiges Niveau als Norm an und wurde ungeduldig, wenn ihm andere nicht so rasch folgen konnten. Und da Takt nicht seine Stärke war, fand er eher Bewunderung als Zuneigung; er verstand nicht, sich beliebt zu machen. Futschida dagegen besass von Natur menschliche Wärme und Anziehungskraft. Seine Leute folgten ihm blindlings; sie vergötterten ihn.

Zur Luftflotte 1 waren die Besten der Besten abkommandiert worden, die Verwegenen, die Reaktionsfähigen, die starken Naturen. Mit solchen Männern ist nicht leicht umzugehen. Futschida aber hatte sie von vornherein fest in der Hand. «Genda», sagte er später einmal, «schrieb das Drehbuch, und meine Flieger und ich inszenierten es.»

Das «Drehbuch» sah vor, dass die Sturzbomber ihre Ziele haargenau trafen. Um das zu sichern, senkte Futschida kurzerhand die Abwurfhöhe. Während die Sturzbomber ihre Bomben sonst in 600 Meter Höhe ausgelöst hatten, schrieb er jetzt 450 Meter vor. Bei dieser Angriffstaktik mussten sie sich direkt in den Rachen des Todes stürzen und im allerletzten Moment hochziehen. Das war jedoch ganz nach dem Herzen der Piloten. Und die Kurve ihrer Treffer stieg steil an.

Schwieriger war es schon, die Leistungen der Horizontalbomber zu steigern. Die Bombenschützen hatten kein hochentwickeltes Zielgerät wie die Amerikaner und waren fast ganz auf gutes Augenmass angewiesen. Selbst in China, wo sie fast nie auf Luftabwehr gestossen waren, hatten sie es höchstens auf zehn Prozent Treffer gebracht.

Futschida aber wusste, was wohldurchdachtes, ständiges Üben vermag. Er setzte in jedes Leitflugzeug einer Staffel einen besonders bewährten Bombenschützen, der fortan immer mit demselben Piloten fliegen musste, so dass die beiden sich vollkommen aufeinander einspielten, und liess ihn unermüdlich die richtige Abwurfzeit üben.

Diese Methode hatte glänzende Erfolge. Bei einem Manöver am 24. Oktober erzielten die in Fünferformation fliegenden Maschinen auf einem Zielschiff, das mit hoher Fahrt im Zickzackkurs durch schwere See kurvte, 50 Prozent Treffer. Der Fregattenkapitän schätzte danach, dass sie auf einem vor Anker liegenden Kriegsschiff wahrscheinlich 80 Prozent Treffer landen würden.

Er hatte Japan eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben.

Bei einer Besprechung auf Nagumos Flaggschiff war von Genda auch das Torpedoproblem angeschnitten worden. Die amerikanischen Kriegsschiffe lagen in Pearl Harbor in Doppelreihen am Kai. Die Innenreihe schied für Torpedoangriffe natürlich aus. Aber auch mit der Aussenreihe war es schwierig. Sie lag in der engen Bucht nur 480 Meter vom gegenüberliegenden Ufer entfernt, und dort standen einem Tiefanflug hohe Werftbauten, Krane und Schornsteine entgegen. Überdies besass Japan für solche Angriffsverhältnisse keinen Torpedo. Die Bucht war nur zwölf Meter tief, und der Torpedo sank nach dem Abwurf, bevor er anlief, zwanzig Meter tief. Da musste er in Pearl Harbor wirkungslos im Schlamm steckenbleiben.

Fieberhaft suchte man einen Torpedo zu bauen, der sofort nach dem Abwurf in flacher Bahn loszog. Ein solcher Torpedo musste sich bei einem Angriff auf Pearl Harbor als wirksamste Vernichtungswaffe erweisen. Futschida sollte daher seine Leute schon vorsorglich dafür ausbilden.

Als Übungsplatz wählte er die Bucht von Kagoschima auf der japanischen Südinsel Kiuschu, weil sie der Bucht von Pearl Harbor glich. Überdies ähnelte ihre 1060 Meter hohe Vulkaninsel der Fordinsel von Pearl Harbor, und der grosse Kaufhausbau von Kagoschima entsprach dem Hindernis der Marinewerft von Pearl Harbor.

An einem schönen, klaren Herbsttag liess Futschida die Männer seiner Torpedoflugzeuge antreten und erklärte ihnen, sie sollten jetzt das Torpedieren von Schiffen üben, die in flachem Wasser lägen. Die Männer fanden die schwierigen Zielübungen auf fahrende Schiffe viel wichtiger. Treffsicherheit aber war jetzt gar nicht Futschidas Hauptsorge. Sobald man einen Flachwassertorpedo hatte, waren die am Kai vertäuten amerikanischen Kriegsschiffe ja kaum zu verfehlen.

Die Übungstorpedos, so erklärte er den Männern, seien noch nicht fertig, man wolle daher zunächst den Anflug üben. Was er dann von ihnen forderte, war nicht ohne. Sie sollten sich nördlich der Stadt in 2'000 Meter Höhe sammeln und dann auf die Bucht zufliegen und dabei bis auf eine Höhe von 40 Metern hinuntergehen.

Den Fliegern blieb der Atem weg. In Baumwipfelhöhe über eine Grossstadt fliegen? Und es kam noch besser. Futschida sagte, nach Passieren des Kaufhauses würden sie am Ufer einen Gasometer sehen. Hier sollten sie in Formation bis auf 20 Meter hinuntergehen und bei einer Geschwindigkeit von 270 Stundenkilometern die Torpedoauslösung betätigen, als wollten sie ein 480 Meter vom Ufer entferntes Ziel treffen. Die Männer waren sich darüber klar, dass bei einer solchen Anflughöhe der geringste Fehler den Sturz ins Wasser bedeuten musste.

Nach Auslösung des Torpedos, fuhr Futschida fort, solle jeder nach rechts hochziehen und zur Abflugbasis zurückkehren. Leicht sei die Sache nicht, die Zielstrecke sei ja nur kurz, und bei dem geforderten Tiefflug habe man natürlich mit vielen Hindernissen zu tun. Korvettenkapitän Murata werde ihnen voranfliegen und zeigen, wie man es machen müsse.

Die Einwohner von Kagoshima waren nicht schlecht erstaunt, als sie plötzlich ein Flugzeug nach dem andern dicht über die Dächer hinwegfegen und auf die Bucht niederstossen sahen. Futschida rieb sich die Hände. Kein einziger hatte das Manöver verpatzt.

Tag für Tag jagten die Maschinen von da an über die Stadt. Inzwischen setzte Genda den Wehrtechnikern unablässig zu. Sie sollten sich mit dem Flachwassertorpedo gefälligst beeilen. Nach endlosen Versuchen stiessen die geplagten Männer auf ein Stabilisierungssystem für Flugzeuge, das sich zu ihrer Überraschung auch beim Unterwasserlauf von Torpedos bewährte. Allerdings nur unvollkommen; von den Versuchstorpedos hielt sich nur etwa die Hälfte auf der erforderlichen, geringen Tiefe. Durch Verbesserungen erzielte man schliesslich eine Erfolgsquote von 80 Prozent.

Es war aber auch höchste Zeit. Obwohl die Produktion nach Kräften beschleunigt wurde, waren die ersten dreissig Torpedos des neuen Typs erst Mitte Oktober fertig. Die übrigen hundert wurden erst Ende November geliefert. Ja, die letzten Montagearbeiten mussten noch an Bord der Flugzeugträger gemacht werden, die sich bereits bei den Kurilen, der Inselkette nordöstlich von Japan, sammelten.

Der in Japan hochgeschätzte chinesische Militärklassiker Sun-tsu hat geschrieben: «Lässt der Feind eine Tür offen, so dränge dich hinein.» Amerika hat-

te seine Hawaiiitür leicht offenstehen lassen, und die Japaner drängten sich zu ihrem letzten grossen Spionagestreich hinein.

Im September begann Japan mit Amerika über eine Milderung der Handelsperre zu verhandeln. Nach wochenlangen Besprechungen wurde vereinbart, dass Japan drei Passagierschiffe, sofern sie keine Handelsware geladen hätten, nach Amerika – und Hawaii – schicken dürfe. Die Amerikaner machten das Zugeständnis auf Treu und Glauben, um zur Entspannung beizutragen. Die Japaner aber nutzten es unverzüglich für ihre Zwecke aus.

Als da& erste der japanischen Schiffe, die *Tatuta Maru*, am 23. Oktober in Honolulu festgemacht hatte, ging Generalkonsul Kita an Bord. Der Kapitän händigte ihm eine versiegelte Order des Admiralstabs ein, die unter anderm eine Karte der militärischen Einrichtungen auf Oahu mit genauer Angabe ihrer Lage, Grösse und Stärke anforderte. Man werde die Karte in Kürze durch zwei Sonderbeauftragte abholen lassen, die auch noch weitere dringliche Informationen zu beschaffen hätten.

Die Sonderbeauftragten waren Korvettenkapitän Suzuki, ein Kenner der amerikanischen Luftstreitkräfte im Pazifik, und der U-Boot-Spezialist Korvettenkapitän Maedschima. Die beiden sollten sich von den Verhältnissen in Pearl Harbor ein Bild machen und dem Admiralstab persönlich berichten.

Während die *Tatuta Maru* von Hawaii nach Amerika weiterfuhr, war das zweite japanische Schiff, die *Taijo Mssru*, die Suzuki und Maedschima an Bord hatte, nur nach Hawaii bestimmt. In der Passagierliste waren die Sonderbeauftragten nicht aufgeführt. Suzuki fuhr als zweiter Zahlmeister mit, Maedschima als Schiffsarzt. Sobald das Schiff am 22. Oktober aus Jokohama ausgelaufen und ausser Landsicht war, schwenkte es auf die nördliche Route ein, die für die japanische Angriffsflotte vorgesehen war. Während der ganzen Fahrt suchten die beiden Offiziere umschichtig das Meer ab. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Man begegnete bis Hawaii keinem einzigen Fahrzeug. Das Wetter war im Sinn des geplanten Angriffs durchweg günstig: ein bleierner Himmel und ein dünner Nebel, der gerade ausreichte, das Schiff weithin unsichtbar zu machen. Erst etwa 80 Seemeilen vor Oahu steckte ein amerikanischer Aufklärer die Nase aus den Wolken.

Am Samstag, dem 1. November, früh um 8.30 Uhr lief man in Honolulu ein. Der Zeitpunkt war wohl berechnet. Es war Wochenende und annähernd die Stunde, zu der der Überfall angesetzt war. Das Schiff machte an einem Kai fest, von wo die beiden Offiziere einen guten Blick auf Pearl Harbor und Umgebung hatten. Sie bezogen sofort mit ihren Ferngläsern einen Beobachtungsposten am Heck.

Während des fünftägigen Aufenthaltes in Honolulu blieben sie befehlsge-  
mäss an Bord. Der Admiralstab wollte nicht, dass sie an Land gesehen und wo-  
möglich von amerikanischen Beamten befragt würden. Man musste alles ver-  
meiden, was Verdacht erregen konnte. Generalkonsul Kita kam dreimal an  
Bord, jedesmal in Begleitung zweier Konsulatsbeamter, die Geheimmaterial  
brachten oder abholten.

Den Meisterspion Joschikawa liess Kita wegen der Möglichkeit, dass ihn das  
FBI beschattete, gar nicht an das Schiff heran. Doch stellte ihm Suzuki durch  
Kita einen langen Fragebogen zu. Unter anderm wollte der Admiralstab wissen,  
ob man in Oahu die Augen offenhalte oder schlafe, und ob mit sofortigen Ge-  
genschlägen zu rechnen sei. Joschikawas Antwort lautete für Japans Pläne güns-  
tig.

Der Spion übergab die angeforderte Karte, den ausgefüllten, langen Fragebo-  
gen und seine sonstigen Informationen dem Generalkonsul. Ein Konsulatsbe-  
amter steckte das wertvolle Geheimmaterial zwischen die Blätter einer Zeitung  
und ging damit seelenruhig an Bord der *Taijo Maru*. Es war geschafft. Die Ja-  
paner atmeten auf.

Die Vorbereitungen der Japaner liefen jetzt auf hohen Touren. Am 6. Novem-  
ber machte Futschida eine Generalprobe, bei der alles den Bedingungen des ge-  
planten Angriffs weitgehend entsprach. Sechs Flugzeugträger mit mehr als 350  
Maschinen an Bord griffen Zielschiffe an, die 200 Seemeilen ab lagen. Das war  
die Entfernung zwischen dem geplanten Startpunkt und Pearl Harbor. Zwei  
frühere Proben waren zu Jamamotos Ärger schlecht ausgefallen; bei dieser drit-  
ten aber war das Zusammenspiel vollkommen.

An den Liegeplätzen entfernte man jetzt von den Flugzeugträgern alles, was  
entbehrlich war: kleine Boote, Sofas, überschüssige Stühle, Ausstattungsstücke  
und persönliche Habseligkeiten der Besatzungen. Um Bewegungsfreiheit und  
zugleich Platz für Kraftstoffreserven zu schaffen, warf man rücksichtslos alles  
hinaus, was nicht für die Leistungsfähigkeit und Sicherheit der Schiffe un-  
bedingt erforderlich war. Zwar hatte sich Vizeadmiral Nagumo auf zahlreichen  
Übungsfahrten davon überzeugt, dass eine Brennstoffübernahme auf hoher See  
möglich war, doch hielt er es für sicherer, in jedem verfügbaren Raum, auf je-  
dem Gang, der nicht unbedingt freigehalten werden musste, und auf jedem Deck  
– natürlich mit Ausnahme des Flugdecks – Ölfässer zu stapeln.

Die Bevölkerung sollte vom Auslaufen der Angriffsflotte nichts merken. Zu  
diesem Zweck wandte man alle möglichen Kniffe an. Um zu verschleiern, dass  
es auf Nordkurs ging, gab man nicht nur Wintersachen, sondern auch Tropen-

uniformen aus. Dass auf einmal so viele Trägerflugzeuge verschwanden, glich man dadurch aus, dass man über Flugplätzen und Städten andere Einheiten der Luftwaffe fliegen liess. Und damit sich im Strassenbild nach wie vor viele Blaujacketen zeigten, gab man den Besatzungen der an dem Angriff nicht beteiligten Kriegsschiffe soviel Landurlaub wie nur möglich.

Für die Angriffsflotte wurde völlige Funkstille angeordnet. Natürlich musste sie unterwegs zahllose Meldungen und Anweisungen über Funk bekommen; doch hatte man, damit das nicht auffiel, schon seit Wochen einen starken Scheinfunkverkehr durchgeführt, so dass jetzt keine Erhöhung festzustellen sein würde.

Am 17. November ging Jamamoto mit seinem Stab an Bord der *Akagi*, die in einer Bucht von Kiuschu ankerte, und wünschte den Kommandanten der Angriffsflotte Glück. Als Futschida den harten, schwermütigen Ausdruck in seinen Zügen sah, musste er unwillkürlich daran denken, dass der Admiral einen Krieg mit Amerika nicht gewollt hatte.

In der Nacht löschte die *Akagi* ihre Lichter und lief, von zwei Zerstörern begleitet, leise aus. Zur selben Zeit verliessen andere Einheiten an den Küsten Japans ihre Häfen, alles in allem einunddreissig Schiffe: sechs Flugzeugträger, zwei Schlachtschiffe, zwei schwere Kreuzer, ein leichter Kreuzer, drei U-Boote, neun Zerstörer, acht vollgeladene Tanker.

Treffpunkt war die weltabgeschiedene, felsige Hitokappubucht auf Iturup, eine der Kurilen, der «Rauchinseln», so benannt, weil dort ständig Nebel herrscht. Sie liegt fast tausend Seemeilen nordöstlich von Tokio in kaum befahrenen Gewässern, ein idealer Schlupfwinkel. Von zwei armseligen Fischerdörfern abgesehen, war das ganze Gebiet menschenleer. Zudem hatte man alle Verbindungen – Telefon, Telegraf und Post – vorsorglich abgeschnitten. Hier oben ging die gewaltige Flotte, unter einem dunklen Winterhimmel mit häufigen Schneefällen, vor Anker und wartete in der Abgeschlossenheit auf weitere Befehle.

Vizeadmiral Nagumo nutzte die Zeit. Er setzte für den 22. November, früh um acht, eine Stabsbesprechung in einem scharfbewachten Raum der *Akagi* an. Hier befanden sich massstabgerechte Modelle von Pearl Harbor und Oahu sowie alle Angaben über diese Ziele, die man gesammelt hatte. Korvettenkapitän Suzuki unterrichtete die Offiziere über die Beobachtungen, die er auf Oahu gemacht hatte. Er wies nachdrücklich darauf hin, dass die amerikanische Pazifikflotte regelmässig zum Wochenende zu ihrem Stützpunkt zurückzukehren pflege. Er beschrieb genau die Flugplätze und nannte sogar die Stärke der Hangardächer. Die Zahl der auf Oahu stationierten Flugzeuge gab er mit 455 an –

ums Doppelte zu hoch. Die Amerikaner hatten auf sämtlichen Hawaii-Inseln insgesamt nur 231 Maschinen.

Vizeadmiral Nagumo sass während des ganzen Vortrags unbeweglich da wie ein Götze, nahm aber jedes Wort in sich auf. Als Suzuki geendet hatte, brachte er alles vor, was ihn bedrückte. Wie stehe es mit der Gefahr, unterwegs entdeckt zu werden? Liege der Feind nicht vielleicht schon in Alarmbereitschaft? Mit welchen Vergeltungsschlägen müsse man rechnen? Wie gross sei das Risiko, dass man die amerikanische Flotte gar nicht in Pearl Harbor vorfinde?

Es war nicht leicht, in jedem Falle eine zuversichtliche Antwort zu finden. Suzuki konnte nicht hoffen, all die Dauerängste des Befehlshabers zu zerstreuen. Er konnte nur wiederholen, was er schon vor dem Admiralstab in Tokio gesagt hatte: dass die Umstände für einen Angriff günstig seien.

Ein schwacher Punkt in seinen Ausführungen war der Mangel an Informationen über die amerikanischen Flugzeugträger. Als Genda und Futschida ihn darüber befragten und die Befürchtung äusserten, dass man diese allerwichtigsten Ziele vielleicht gar nicht erwischen werde, wusste Suzuki dazu nichts Beruhigendes zu sagen.

Tags darauf herrschte auf der *Akagi* schon in aller Frühe ein Gesumme wie in einem Bienenkorb. Man hatte die Kommandanten und die wichtigsten Männer sämtlicher Schiffe sowie die Offiziere der fliegenden Verbände zu einer Sonderbesprechung befohlen. Alle waren aufs Höchste gespannt.

Nagumo eröffnete die Sitzung mit den Worten: «Unser Auftrag lautet, Pearl Harbor anzugreifen.» Eine Welle der Erregung durchlief die Reihen, ein unterdrücktes Stimmengemurmel wurde hörbar. Es war die erste offizielle Erklärung über den Zweck des Unternehmens. Viele hatten schon seit Monaten etwas von dem Plan gewusst, andere aber waren völlig überrascht. Manche hatten sich tatsächlich eingeildet, es handle sich nur um ein Manöver.

Nagumo erklärte, es sei noch keineswegs sicher, dass der Angriffsplan ausgeführt werde. Sollten die Verhandlungen mit Amerika gut ausgehen, so werde die Flotte umkehren; sollten sie jedoch weiterhin so aussichtslos verlaufen wie bisher, so bleibe Japan keine andere Wahl als anzugreifen. Das Unternehmen sei natürlich gefahrvoll, im Rahmen des japanischen Kriegsplans aber von grösster Wichtigkeit.

Nachdem Nagumos Stabschef den Plan in grossen Zügen erläutert hatte, sprach ein Stabsoffizier über die erforderlichen Vorsichtsmassnahmen und die Aufgaben der einzelnen Einheiten. Dann hatten die Marineflieger das Wort. Allein Genda redete fast eine Stunde; er gab für jeden denkbaren Verlauf der Kampfhandlungen taktische Anweisungen.

Am Nachmittag erörterten die Fliegeroffiziere sämtliche Angriffsphasen, die sich beim Einsatz der geplanten beiden Angriffswellen entwickeln mochten. Sie liessen dabei keine Möglichkeit ausser Acht; nur allzugut wussten sie, dass es sich bei dieser Operation um ein ausgesprochenes Himmelfahrtskommando handelte.

Die entscheidende Funkmeldung traf am 25. November ein. Jamamoto befahl Nagumo, am nächsten Tag nach Hawaii auszulaufen:

Der erste Angriff erfolgt bei Tagesanbruch am Tag X (der noch bekanntgegeben wird). Sollte es bei den Verhandlungen mit Amerika inzwischen zu einer Einigung kommen, so hat der Kampfverband unverzüglich nach Japan zurückzukehren.

Die verhängnisvolle Fahrt begann am 26. November im Morgengrauen. Wie Geisterschiffe glitten die Einheiten im Frühnebel auf die offene See hinaus.

Das Wetter war für die Japaner ideal: leichter Wind, bleierner Himmel, ein schützender, dünner Nebel. Man passte sich der Fahrt der langsamen Tanker an und fuhr zwölf bis dreizehn Knoten.

Um die vorgeschriebene Funkstille zu sichern, plombierte oder entfernte man die Sendetasten der Geräte. Der Meldedienst zwischen den Schiffen erfolgte tagsüber durch Flaggen- oder Blinksignale. Nachts, wo man völlig abgedunkelt fuhr, benutzte man Richtblinker mit ganz schmalen Lichtkegel. Die Tanker, die gewöhnlich einen dichten, schwarzen Qualm ausstiessen, suchten die Rauchentwicklung mit allen Mitteln herabzusetzen.

Auch die besten Sicherheitsmassnahmen aber konnten Nagumos Befürchtungen nicht zerstreuen. Die mächtige Trägerflotte konnte ihren Auftrag nur erfüllen, wenn ihr Angriff völlig überraschend kam. Und Nagumo wurde die Angst nicht los, ständig von amerikanischen U-Booten beobachtet zu werden. Zudem verfolgte ihn das Gespenst, dass der Funkbefehl zum Umkehren, der für den Fall eines guten Ausgangs der Verhandlungen angekündigt war, nicht durchkam.

Die Piloten und ihre Besatzungen, abgehärtet gegen die Gefahren ihres Berufes und gestählt durch ihre Vaterlandsliebe, liessen sich durch die Sorgen ihres Flottenchefs und die immer nervöser werdende Stimmung nicht stören. Abends sassen sie seelenruhig beim Sake und spielten Go oder Schogi, und am Tage vervollkommneten sie mit unermüdlichem Eifer ihren Ausbildungsstand. Die Piloten der Bomber und Torpedoflugzeuge prägten sich an massstabgerechten Modellen von Oahu und der Fordinsel die Uferlinien und Wahrzeichen sowie

an Schiffsmodellen die Umrisse der amerikanischen Kriegsschiffe ein, bis sie sicher waren, alles auf den ersten Blick erkennen zu können.

Während die japanische Erste Luftflotte, von deren Existenz man in Amerika nichts ahnte, sich unaufhaltsam von Norden her ihrem Ziel näherte, richteten diejenigen Amerikaner, die überhaupt auf den Pazifik blickten, ihre Augen auf den südlichen Teil dieses Meeres. Dort operierten japanische Schiffe und Geleitzüge ohne jedes Versteckspiel, und zur Freude Japans lenkte die amerikanische Presse die allgemeine Aufmerksamkeit prompt auf diesen Raum, indem sie Vermutungen darüber anstellte, gegen wen sich die japanischen Bewegungen wohl richten mochten. So schrieb die *New York Times* am 28. November 1941: «Während Roosevelt mit Tokios Abgesandten spricht, marschieren die Japaner in Indochina auf – möglicherweise zu einem Angriff auf Thailand.»

Ein nicht weniger gerissenes Täuschungsmanöver war es, dass die Japaner am 2. Dezember die *Tatuta Maru* zu der dritten von Amerika bewilligten Passagierfahrt von Jokohama auslaufen liessen. Angeblich sollte das Schiff Amerikaner in ihre Heimat bringen, die aus Ostasien evakuiert waren, und dafür heimkehrwillige Japaner an Bord nehmen. Das klang durchaus glaubhaft, und die amerikanischen Zeitungen berichteten ausführlich darüber. Aus der Angabe, dass die *Tatuta Maru* am 14. Dezember in Amerika eintreffen werde, schloss die *New York Times* am 3. Dezember, dass Japan für die nahe Zukunft offenbar keine feindseligen Absichten habe.

Dass die Fahrt ein durchtriebenes Spiel war, wurde erst offenbar, als die *Tatuta Maru* nach dem Angriff auf Pearl Harbor auf Gegenkurs ging und nach Japan zurückkehrte.

Als die Flotte sieben Tage unterwegs war, am 1. Dezember – für Japan, westlich der Datumslinie, der 2. Dezember, der Tag, an dem die *Tatuta Maru* zu ihrem Täuschungsmanöver auslief –, wurde Admiral Nagumo durch eine Funkmeldung aus Japan aus einer quälenden Ungewissheit erlöst. Sie lautete: *Ersteigt den Niitaka*\*. Das bedeutete verabredetermassen, die Verhandlungen seien gescheitert, der Krieg sei nunmehr gewiss.

Der Kampfverband hatte gerade ein Gebiet durchfahren, das für ihn durch die Nähe des amerikanischen Stützpunkts auf den Midway-Inseln besonders gefährlich war. In dieser Gegend hätte man leicht von einem umherstreifenden amerikanischen Schiff oder Flugzeug entdeckt werden können. Aber nichts dergleichen geschah.

\* Der Niitaka ist der höchste Berg auf Formosa

Botschafter Nomura und Sonderbotschafter Kurusu waren angewiesen worden, die Friedensgespräche in Washington nicht abbrechen zu lassen. Die im vollen Lichtkegel der Öffentlichkeit geführten Verhandlungen sollten dazu dienen, die Amerikaner noch ein paar Tage einzulullen.

Am 6. Dezember wurden die Schiffe bis zur Grenze ihres Fassungsvermögens aufgetankt. Drei Tanker waren bereits nach Japan zurückgeschickt worden. Die übrigen bekamen Befehl, einen bestimmten Punkt anzusteuern und sich dort für die Zeit nach dem Angriff bereitzuhalten.

Am frühen Nachmittag mussten die Mannschaften an Deck antreten. Man verlas ihnen den Kriegserlass des Kaisers und einen Tagesbefehl Jamamotos, in dem es hiess: «Diese Schlacht entscheidet über das Schicksal des Reiches. Tue jeder sein Bestes!»

Die Schiffe schwenkten auf Südkurs und liefen mit höchster Geschwindigkeit der Stelle entgegen, wo die Maschinen starten sollten. Sie waren nur noch 500 Seemeilen vom Ziel entfernt. Die Nervenbelastung wuchs, denn wenn man jetzt, so dicht vor der feindlichen Seefeste, entdeckt wurde, war eine Katastrophe unausbleiblich. Wieder einmal aber war das Glück dem Mutigen hold. Man begegnete keinem Aufklärer, keinem Beobachtungsboot. Und als die Dunkelheit einfiel, löste sich die Spannung ein wenig. In den Stunden, die jetzt noch blieben, konnte sich die anstürmende Armada auf den Schutz der Nacht verlassen.

Kurz vor Mitternacht traf eine von Tokio weitergeleitete Funkmeldung aus Hawaii ein, auf die Genda und Futschida schon ungeduldig gewartet hatten. Die amerikanische Luftwaffe auf den Inseln war mit Sperrballons zur Behinderung etwa anfliegender Bomber ausgerüstet worden. Bis jetzt aber – so besagte die Meldung – habe sie noch keine Ballons aufgelassen. Auch hätten die Schlachtschiffe augenscheinlich keine Torpedonetze ausgebracht. Das war eine gute Nachricht, denn die Frage, ob die Torpedos die starken Stahlnetze durchschlagen würden, hatte den Japanern viel Sorge bereitet.

Nach der letzten Funkmeldung vor dem Angriff lagen auf den Liegeplätzen von Pearl Harbor zur Zeit zwar keine Flugzeugträger, jedoch neun Schlachtschiffe, sieben Kreuzer und neunzehn Zerstörer. Auch ein Bericht über die Wetterlage im Raum von Oahu kam durch, aber den brauchte man gar nicht; die Amerikaner waren selber so nett, alle Stunde einen Wetterbericht zu senden.

Bei den Spitzen der Marine in Japan näherte sich die Erregung dem Siedepunkt. Aller Augen waren auf Pearl Harbor gerichtet. Jamamotos Stabschef Ugaki schrieb in sein Tagebuch: «Hawaii, wir fangen dich wie eine Ratte in unserer

Admiral Isoroko Yamamoto, Oberbefehlshaber der japanischen Marine, war der Urheber des Planes, Pearl Harbor anzugreifen



Falle. Bitte, träume noch einen einzigen Tag deinen Friedenstraum!» In einem ausbrechenden Widerstreit der Gefühle setzte er hinzu: «Wie ungeheuerlich, das Schicksal einer Nation auf solch eine Karte zu setzen!»

Admiral Nagumo war froh, in der nachtdunklen Stunde vor der Dämmerung des 7. Dezember die Last der Verantwortung für dieses Spiel abgeben zu können. «Ich habe», so erklärte er Genda, «den Kampfverband glücklich bis zum Angriffspunkt geführt. Der Rest liegt bei Ihnen.» Jetzt regierten die Flieger die Stunde.

Die beiden vorausgeschickten Langstreckenaufklärer waren um 5.30 Uhr von den schweren Kreuzern *Tschikuma* und *Tone* aus gestartet. Sie hatten den Auftrag, Oahu und die Reede von Lahaina vor der Insel Maui zu überfliegen und einen Späherblick auf die amerikanische Flotte zu werfen. Wurden sie entdeckt, so gab der Feind zweifellos Alarm. Diese Gefahr war jedoch einkalkuliert. Sie

musste hinter der unbedingten Notwendigkeit zurücktreten, noch im letzten Augenblick zuverlässige Informationen zu beschaffen.

Um 5.30 Uhr drehten die Flugzeugträger – 200 Seemeilen nördlich von Oahu – scharf nach Osten gegen den Wind und erhöhten ihre Fahrt auf 24 Knoten. Die See war sehr rau. Die grossen Schiffe stampften heftig, feine Gischtwolken übersprühten die Flugdecks. Das Starten wurde schwierig, doch konnte man es wagen. Auf den Trägern ging der Gefechtswimpel hoch. Bevor die Männer in ihre Maschinen kletterten, band sich jeder ein *Hatschimaki* um die Lederhaube, ein langes, schmales Band, wie es sich einst die Samurai nach alter Tradition vor der Schlacht um den Kopf gewunden hatten. Auf den Hatschimakis der Flieger stand das Wort *Hisscho* – «Sicherer Sieg».

Überall verlief der Start rasch und glatt. Zur ersten Welle gehörten 43 Jäger, 49 Horizontalbomber, 51 Sturzbomber und 40 Torpedoflugzeuge. Fünfzehn Minuten nach dem ersten Start waren sämtliche Maschinen der ersten Welle in der Luft. So rasch war es noch bei keinem Massenstart gegangen. Bei den Übungen auf Kiuschu hatte man unter günstigen Wetterbedingungen dafür durchschnittlich 40 Minuten gebraucht. Bis zum Treffen bei den Kurilen war die Zeit auf 20 Minuten verbessert worden. Und jetzt, vor Oahu, hatte man auch diesen Rekord noch unterboten. Und es gab nur zwei Ausfälle. Ein Bomber hatte Motorschaden, und ein Jäger stürzte von der stampfenden *Hirju* ins Meer und ging verloren.

So rasch wie möglich brachten die Deckmannschaften die übrigen Maschinen auf die Flugdecks, und die zweite Welle stieg auf. Insgesamt vereinten sich 353 Maschinen zu dem Angriff, der stärkste fliegende Verband, der bis dahin von Flugzeugträgern gestartet war.

Noch nie hatte sich die aufgehende Sonne der japanischen Flagge so majestätisch in den Himmel erhoben – das empfanden alle. Die Männer auf den Decks – vielen liefen die Tränen über die Wangen – riefen und winkten den Maschinen nach, bis sie nur noch als Punkte zu sehen waren. Genda stand, von Stolz überwältigt, auf der Brücke. Dann ging er, noch das vielhundertfache, rauhe «Banzai!» in den Ohren, zur Funkstation der *Akagi*, um auf Futschidas erste Meldung aus dem Zielgebiet zu warten.

Auf diese Meldung warteten auch die Kommandanten der japanischen Verbände, die in den Weiten des Stillen Ozeans lauerten: der zweiten, dritten, vierten und fünften Flotte; sie musste das Signal zum Seekrieg an mehreren Fronten werden. Und fern in Japan wartete Admiral Jamamoto darauf, warteten in höchster Spannung die Admiralstäbler in den Räumen des Marineklubs.

Die erste Nachricht aber kam von einem der beiden vorausgeschickten Aufklärer: Die amerikanischen Schiffe lägen noch immer in Pearl Harbor vor Anker, und von einem Alarm sei nichts zu merken.

Und dann, um 7.49 Uhr, meldete sich Futschida über die knatternden Ätherwellen aus dem Luftraum von Hawaii mit dem Ruf: «*To-To-To!*»

Es war die erste Silbe des japanischen Wortes für «Angriff» und bedeutete, dass die erste Welle den Angriff begonnen habe. Über die näheren Umstände sagte Futschida nichts.

Wenige Minuten darauf folgte eine zweite Meldung. Futschida rief seinen hangenden und bangenden Vorgesetzten auf der *Akagi* und in Japan ein zuversichtliches *Tora, Tora, Tora!* zu – «Tiger, Tiger, Tiger!»

Es war die verabredete Botschaft, dass die Amerikaner bei dem Angriff völlig überrascht worden seien.

Auf den Hawaii-Inseln dämmerte der Tag herauf. Man schrieb Sonntag, den 7. Dezember. Viele der amerikanischen Offiziere, die auf Oahu stationiert waren, lagen noch in den Federn. Trotz der drohenden Haltung Japans blieb man in dem herrlichen Südseeparadies bei dem gewohnten, tropischen Tagesrhythmus.

Einer aber war schon, wie immer, früh auf: Admiral Kimmel, der Oberbefehlshaber der Pazifikflotte, ein energiegeladener alter Seemann, der jede Stunde zur Verbesserung der Kampfbereitschaft seiner Schiffe ausnutzte. Heute wollte er mit Generalleutnant Short, dem Kommandeur der Heerestruppen auf Hawaii, erst einmal eine Partie Golf spielen. Das durfte er sich wohl gönnen, denn die Woche war schwer gewesen, und noch am Sonnabend hatte er lange Stabsbesprechungen geführt. Es war darum gegangen, ob man die Flotte in Pearl Harbor belassen oder auf die hohe See hinausschicken sollte.

Starke Teile hatte er bereits auslaufen lassen. Am 27. November war ihm von Washington bedeutet worden, dass Kriegsgefahr bestehe. Tags darauf hatte er den Flugzeugträger *Enterprise* mit drei schweren Kreuzern und neun Zerstörern zur Insel Wake und am 5. Dezember den Flugzeugträger *Lexington* mit drei schweren Kreuzern und fünf Zerstörern zu den Midwayinseln beordert. Beide Verbände sollten den einsamen Flottenstützpunkten im Pazifik eine Sendung Flugzeuge überbringen. Ein dritter Verband machte Landemanöver auf der Johnston-Insel, 700 Seemeilen südwestlich von Oahu.

Da jetzt keiner der drei Flugzeugträger der Pazifikflotte in Pearl Harbor lag – die *Saratoga* war nach Ausbesserungsarbeiten soeben erst von San Diego an der



Fregattenkapitän Genda arbeitete die taktischen Einheiten des Luftangriffs auf Pearl Harbor aus



Vizeadmiral Nagumo, der Oberbefehlshaber der japanischen Angriffsflotte

Unentdeckt fährt die japanische Flotte bis Pearl Harbor. Von links: die Schlachtschiffe «Hiei» und «Kirischima» und der Flugzeugträger «Schokaku»





Befehlsausgabe an Bord eines japanischen Schiffes: Die Piloten erhalten ihre letzten Instruktionen vor dem Angriff

Japanische Piloten eilen zu ihren Flugzeugen



kalifornischen Küste ausgelaufen –, wären die in Pearl Harbor verbliebenen Schiffe draussen ohne Fliegerschutz und somit gefährdeter gewesen als im Hafen. Man hatte daher beschlossen, sie an ihren Liegeplätzen vor der Fordinsel zu lassen, wo sie wenigstens den Schutz der Heeresflugzeuge hatten.

Am Sonnabend hatte Kimmel in Zivil an einem zwanglosen Treffen hoher Marineoffiziere teilgenommen, zurückhaltend wie immer und ohne mehr als ein einziges Glas zu trinken. Um halb zehn hatte er sich verabschiedet und um zehn schlafen gelegt.

Zu seiner Golfpartie am Sonntagmorgen sollte er nicht kommen. Als er kurz nach 7.30 Uhr gehen wollte, klingelte das Telefon. Fregattenkapitän Murphy, Offizier vom Dienst im Stabsgebäude, meldete einen beunruhigenden Zwischenfall. Der Zerstörer *Ward* hatte vor Pearl Harbor ein fremdes U-Boot schallgeortet und, einem Befehl Kimmels entsprechend, als feindlich angesehen und mit Wasserbomben angegriffen. Das musste sofort untersucht werden. Kimmel sagte dem Fregattenkapitän, er komme sofort; bis zum Flottenstab waren es nur fünf Minuten Fahrt.

Während er noch auf seinen Wagen wartete, rief Murphy nochmals an. Die *Ward* habe in den Sperrgewässern einen Fischersampan aufgebracht und bringe ihn zur Küstenwache. Mitten in das Gespräch kam ein Schreiber zu Murphy hereingestürzt und schrie: «Japanische Flugzeuge greifen Pearl Harbor an!» Murphy gab die Meldung, so unglaublich sie ihm auch vorkam, an Kimmel weiter. Den Admiral überlief es kalt. Er warf den Hörer hin und rannte hinaus, um selber zu sehen.

Wie angewurzelt blieb er in seinem Garten auf der Makalapahöhe stehen und starrte zu japanischen Bombern und Jägern hinauf, die über Pearl Harbor dahinfegten, starrte wie betäubt, überwältigt von Schmerz und Entsetzen. Es wird ihm in diesen Augenblicken kaum bewusst geworden sein; doch ging jetzt vor seinen Augen ein Zeitabschnitt zu Ende: die Ära des Schlachtschiffes, und damit auch seine Karriere als Seeoffizier. Eine neue Ära brach an: die der Marineluftwaffe.

Sein Wagen jagte heran, blieb mit quietschenden Bremsen stehen. Kimmel warf sich hinein; der Wagen preschte los. Im letzten Augenblick sprang der Kommandeur eines U-Boot-Geschwaders aufs Trittbrett, um sich zum Hauptquartier bringen zu lassen.

Kurz nach acht traf der Wagen dort ein. Der Angriff war in vollem Gange. Torpedobomber strichen dicht über Pearl Harbor hin, berührten fast das Wasser. Sie warfen ihre Torpedos gegen Kimmels Schlachtschiffe ab.

Sturzkampfflugzeuge stiessen wie hungrige Habichte auf den benachbarten Flugplatz Hickam nieder. Horizontalbomber liessen Bomben regnen, Jäger kurvten durch das Vernichtungsgewebe und nahmen unter Feuer, was ihnen vor die Nase kam.

Das Heulen der Bomben, das Winseln der Geschosse, das Röhren der angreifenden Maschinen, das Bellen der Flak, die überall lebendig wurde – das alles floss zu einem nervenpeitschenden Lärm zusammen.

Der erste, durch den die Welt von dem Angriff erfuhr, war Fregattenkapitän Ramsay, Einsatzleiter beim Marineluftwaffenstab auf der Fordinsel. Auf die telefonische Meldung, ein Pilot habe ein U-Boot gesichtet, war er ins Stabsgebäude geeilt, um Aufklärer auf die Suche zu schicken. Da hörte er das Aufheulen eines niederstossenden Flugzeugs. In der Meinung, es sei ein amerikanisches, rief er dem Offizier vom Dienst aufgebracht zu, er solle die Nummer notieren. Er wolle den Burschen melden; der habe ja mindestens ein Dutzend Sicherheitsvorschriften verletzt. Ramsay lief mit dem Leutnant zum Fenster und drehte den Kopf nach oben. Die Maschine zog dicht über das Gebäude hinweg. «Haben Sie die Nummer?» fragte er.

«Nein», sagte der Leutnant. «Da war etwas Rotes. Muss ein Staffelpilot gewesen sein!» (Die Führermaschinen waren damals durch ein rotes Band gekennzeichnet.)

Das wäre völlig unverzeihlich gewesen. «Stellen Sie fest», sagte Ramsay wütend, «welche Staffelpiloten zur Zeit oben sind!»

«Ich hab' was herausfallen sehen», sagte der Leutnant. «Was Dunkles.»  
Im selben Augenblick hörte man eine Explosion.

In Ramsays Zügen blitzte jähes Begreifen auf. «Das war ein Japaner! Das war eine Bombe mit Verzögerungszünder.» Er stürzte über den Gang zu den Funkern und liess sie in Klartext folgende Meldung in die Welt senden: «Luftüberfall auf Pearl Harbor. Es ist kein Manöver!»

Auch Admiral Kimmels Stab liess bald darauf eine solche Funkmeldung hinausgehen. Ramsays Text aber war es, der Amerika aus seinem tiefen Schlaf riss.

Korvettenkapitän Coe, Planungsoffizier beim Marineluftwaffenstab, dessen Chef Konteradmiral Bellinger war, lag noch im Bett, als er das Heulen eines Sturzkampfflugzeugs und gleich darauf den Einschlag einer Bombe hörte. Er war sofort im Bilde. Mit einem Satz war er draussen. «Steh auf, es ist Krieg!» rief er seiner Frau zu.

Er warf einen Bademantel über und half seiner Frau beim Anziehen der beiden Kinder. Dann liefen alle vier zu Admiral Bellingers Haus, das einen vorzüg-

lichen Luftschutzkeller hatte. Coe eilte wieder zurück, um sich zu Hause anzuziehen. Unterwegs traf ihn eine mächtige Druckwelle. Das Schlachtschiff *Arizona* war in die Luft geflogen. Nach einem ohrenbetäubenden Krachen regnete es Trümmer – Teile von Aufbauten, Panzerplatten, alles Mögliche. Coe streifte sich eine Khakiuniform über den Schlafanzug, hetzte – noch immer in Hausschuhen – zum Stab und meldete sich zum Dienst. Er konnte von Glück sagen, dass er noch lebte.

Die Katastrophe der *Arizona* raubte Kapitän Shoemaker, dem auf dem Flugplatz die Gebäude unterstanden, die letzte Möglichkeit, noch irgendetwas in seinem Zuständigkeitsbereich zu retten. Zwischen Bombenkratern hindurch fuhr er zur Kommandantur. Angesichts furchtbarer Verwüstungen liess er seinen Wagen auf dem Feld vor einer Halle für Seeflugzeuge stehen. Die Flieger hatten nachts um zwei eine Sabotagealarmübung gemacht und ihre Maschinen zum Schutz gegen Anschläge dicht aneinander aufgereiht. Die Übung war so vorzüglich verlaufen, dass man sich gratuliert hatte.

Und nun sah Shoemaker ein Flammenmeer vor sich. «Zieht die Maschinen heraus, die noch nicht brennen!» befahl er den wenigen Leuten, die zur Stelle waren. Mehr war nicht zu tun. Denn als die Feuerwehr anrückte, zeigte sich, dass die Hydranten keinen Druck hatten – die *Arizona* war auf die Hauptwasserrohre gesunken.

Als Kimmels Stabschef, Kapitän zur See Smith, im Hauptquartier eintraf, fand er den Admiral in der Operationsabteilung, wo er den Angriff verfolgte. Neben ihm stand sein Stellvertreter, Vizeadmiral Pye, Befehlshaber der Hochseeflotte, von oben bis unten mit Öl bespritzt – er hatte auf dem Herweg einen Augenblick gehalten und war an Bord der unglücklichen *California* gegangen. Smith rief den beiden Herren zu, sie dürften sich doch nicht im selben Raum aufhalten. Wenn hier eine Bombe einschlug, wäre die Flotte ja ohne Oberkommandierenden. Admiral Pye ging darauf in ein Zimmer am anderen Ende des Gebäudes.

Etwa zwölf Minuten nach Beginn des Angriffs traf der Nachrichtenoffizier, Fregattenkapitän Curts, ein und stellte sich zu Kimmel und Smith ans Fenster. Die drei sahen, wie japanische Maschinen dicht über das Dach hinwegfegten, auf den Hafen niederstiessen und Torpedos abwarfen. Sie hörten das stählerne Donnern der Explosionen, starrten in himmelhoch aufspritzende Wassersäulen und hochquirlende Rauchwolken, die rasch den Himmel verdunkelten. Die Treffer konnten sie von ihrem Beobachtungspunkt aus nicht sehen, doch vermittelten die zügig einlaufenden Meldungen ihnen ein genaues Bild von den Vorgängen.

Dass der Angriff eine so starke Wirkung hatte, überraschte sie. Sie glaubten, es handle sich um Maschinen von einem, höchstens zwei Flugzeugträgern. Was für eine gewaltige Flotte jenseits des Horizonts lauerte, ahnten sie nicht.

Wie Smith später angab, hatten Kimmel und er damals mit noch viel grösseren Verlusten gerechnet; denn da die Flugzeuge auf der Fordinsel zerstört waren, hatten sie keine Möglichkeit gesehen, die Schiffe und die Marinewerft vor völliger Vernichtung zu schützen.

Als Kimmel am Fenster stand, zerschmetterte eine verirrte Kugel die Scheibe, schlug gegen seine Brust, hinterliess auf seiner weissen Uniform einen dunklen Fleck und fiel zu Boden. Der Admiral liebte keine dramatischen Worte. Jetzt aber sagte er leise, mehr zu sich selbst als zu den andern: «Hätte sie mich doch getötet! Das wäre gnädig gewesen.»

An der ersten Welle des japanischen Angriffs waren 183 Flugzeuge beteiligt: 51 Sturzbomber, 49 Horizontalbomber, 40 Torpedo- und 43 Jagdflugzeuge. Ihr Führer war Fregattenkapitän Futschida. Nach heutigen Begriffen waren seine Maschinen primitiv, schwerfällig, schlecht geschützt; sie flogen höchstens 350 Kilometer in der Stunde, trugen nur eine einzige Bombe und hatten weder Panzerung noch selbstdichtende Kraftstoffbehälter. Aber in den Cockpits sassen die hervorragendsten Marineflieger Japans. An diesem Tag waren sie wohl die bestgeschulten der Welt.

Das galt auch für die Jäger. Die berühmte Zero, das gefährlichste japanische Flugzeug des zweiten Weltkriegs, war so gut wie ungepanzert. Doch in den Tragflächen waren zwei 2-Zentimeter-Kanonen, in die Nase zwei 7,7-Millimeter-Maschinengewehre eingebaut. Mit ihrer Schnelligkeit, ihrem Steigvermögen und ihrer Wendigkeit bildete sie für die amerikanischen Flieger eine böse Überraschung.

Die grösste Zerstörungskraft aber besaßen die Torpedoflugzeuge. Ihr Befehlshaber war Korvettenkapitän Murata. Auf der Marineakademie war er keine Leuchte gewesen. Erst bei der Flugausbildung hatten sich seine Fähigkeiten gezeigt. Er war körperlich zum Flieger wie geschaffen, drahtig, in jeder Bewegung harmonisch, flink wie eine Eidechse, mit eisernen Nerven.

Als er jetzt auf die amerikanischen Schlachtschiffe neben der Fordinsel anflug, erfüllte ihn ein grenzenloses Selbstvertrauen. Er hatte das sichere Gefühl, dass ihm der Angriff allen Gefahren zum Trotz gelingen werde.

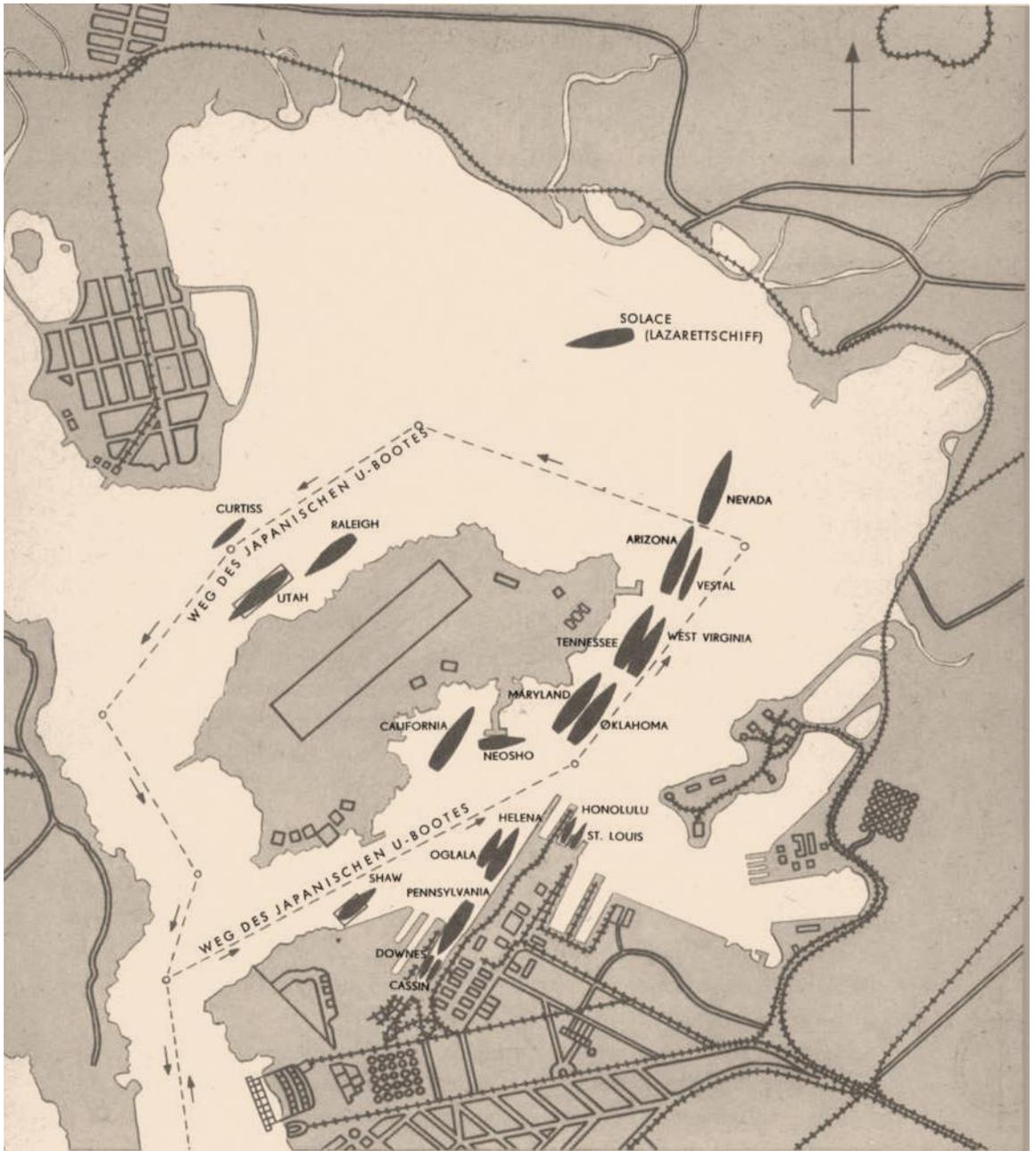
Bei der so oft geproben Abstimmung der Angriffszeiten passierte ein kleines Missgeschick. Da der Aufklärer gemeldet hatte, Pearl Harbor schlafe noch, und da der Sender Honolulu unentwegt Schlagermusik brachte, schoss Futschida ei-



Admiral Kimmel, der Oberbefehlshaber der US-Pazifikflotte in Pearl Harbor

Der japanische Angriff auf die Fordinsel, aufgenommen von einem japanischen Flieger. Man erkennt ein kurvendendes Flugzeug und die Wassersäule nach einer Bombenexplosion beim US-Schlachtschiff «Oklahoma»





## Die amerikanischen Kriegsschiffe auf der Reede von Pearl Harbor am 7. Dezember 1941

Ihre Positionen wurden am Vorabend des japanischen Angriffs von einem japanischen Klein-U-Boot erkundet

ne einzelne Leuchtkugel ab: das verabredete Zeichen, dass die Überraschung gelungen sei und als erste die Torpedoflugzeuge angreifen sollten. (Sie brauchten dann nicht mit Abwehr zu rechnen und hatten ihre Ziele noch unverdunkelt durch Qualm und Geschützrauch vor sich.) Aber der Führer eines Jagdgeschwaders hatte, durch eine Wolke in seiner Sicht behindert, das Signal nicht wahrgenommen. Als seine Bestätigung ausblieb, schoss Futschida für ihn eine zweite Leuchtkugel ab.

Zwei Leuchtkugeln aber waren das verabredete Signal dafür, dass die Überraschung nicht gelungen sei und daher zuerst die Bomber angreifen sollten. Der tatendurstige Führer der Sturzkampfflugzeuge, Korvettenkapitän Takahaschi, sah zwei Leuchtkugeln und formierte seine Maschinen sofort zum Angriff. Murata merkte, dass Takahaschi das Signal missverstanden hatte, und setzte seine Torpedoflieger schleunigst auf die verankerten Schlachtschiffe an.

Dass die Bomber etwas früher als die Torpedoflugzeuge angriffen, machte im Endeffekt nur wenig aus. Die Überraschung war so vollkommen, so lähmend, dass weder die einen noch die andern Verbände zunächst auf nennenswerte Gegenwirkung stiessen. Auf den Flugplätzen standen Jäger und Bomber sauber ausgerichtet wie Spielzeugmodelle. Pearl Harbor lag in den weichen Farben der Morgendämmerung still und friedlich da.

Die 51 Sturzbomber und 43 Jäger der ersten Welle hatten den Auftrag, die amerikanische Luftwaffe auf Hawaii zu zerschlagen. Zum befohlenen Zeitpunkt scherten sie aus dem Kampfverband aus und griffen, kurz bevor die erste Bombe auf die Schiffe fiel, die Flugplätze Wheeler und Hickam, den Marinefliegerhorst auf der Fordinsel und andere Einrichtungen der Luftwaffe an.

Am gefährlichsten war für Futschida der Flugplatz Wheeler, wo die Amerikaner doppelt so viele Jäger hatten wie er. Der Chef des amerikanischen Jagdgeschwaders, Oberst Flood, hatte kurz zuvor zum Schutz seiner Maschinen in aller Eile hundert U-förmige Splitterschutzbunker von drei Meter Höhe bauen lassen. Ausgerechnet heute aber standen die Flugzeuge, von schwerbewaffneten Posten bewacht, in Reih und Glied draussen. General Short hatte es in seiner Furcht vor Sabotageakten ortsansässiger Japaner so gewollt und seinen Willen gegen Floods Proteste durchgesetzt.

Kurz vor acht stiessen 25 Sturzkampfflugzeuge heulend auf den Flugplatz nieder, warfen ihre Bomben, wendeten, kamen zurück und beschossen die Maschinen, die Hallen und die Kaserne. Dann kamen die japanischen Zeros. Sie flogen so tief, dass sie hier und da einen Freileitungsdraht mitnahmen.

Von den getroffenen amerikanischen Maschinen schossen Stichflammen hoch. Das Feuer sprang auf die benachbarten über, und bald stand das ganze Hallenvorfeld in Flammen.

Die meisten japanischen Piloten hatten geglaubt, sie würden in den Tod fliegen, ganz gleich, ob die Überraschung gelang oder nicht. Doch sie sahen keinen einzigen Amerikaner in der Luft, und das Flakfeuer war nur geringfügig. Viermal, fünfmal kehrten die Sturzkampfflugzeuge zum Flugplatz Wheeler zurück, um ihn mit Bordwaffen anzugreifen, und doch wurde keiner abgeschossen. «Es war mehr Manöver als Schlacht», sagte einer der Piloten später.

Brigadegeneral Davidson, Kommandeur des amerikanischen 14. Jägergeschwaders, war bei Beginn des Bombenangriffs beim Rasieren. Er stürzte auf der Stelle zu seinem Gefechtsstand, schrie wie ein Berserker seine Befehle und packte mit an, als seine Offiziere und Mannschaften fieberhaft versuchten, unversehrte Maschinen aus den Flammen zu ziehen und an einen sicheren Ort zu schieben.

Schon vor dem Ende des Angriffs waren von mehreren Flugzeughallen nur noch verkohlte Gerippe übrig. Bomben schlugen in die Kaserne und töteten auf der Stelle mehrere hundert Mann. Schwerverwundete krochen ins Freie, blutüberströmt, stöhnend, halb tot, und dennoch bemüht, einander in einen Unterstand zu helfen.

Trotz allem schlug man zurück. Offiziere und Mannschaften standen Schulter an Schulter im Bombenhagel und kämpften wie die Löwen. Doch es war ein Kampf mit ungleichen Waffen. Und als die Japaner schliesslich abdrehten, war der Flugplatz Wheeler nur noch ein Trümmerfeld, über dem eine durchflammte, brodelnde Rauchwolke himmelwärts stieg und mit dem Wind nach Westen trieb. Überall sah man ausgebrannte Flugzeuge. General Davidson hatte gut ein Drittel seiner Maschinen verloren.

Auch der Flugplatz Hickam mit seinen etwa siebzig Bombern hatte noch geschlummert. Seine neuen viermotorigen Maschinen, die Fliegenden Festungen, waren ihrer Schlagkraft und Reichweite wegen bei den Japanern sehr gefürchtet. Davon gab es hier aber nur zwölf. Wie in Wheeler standen auch in Hickam sämtliche Maschinen dicht beieinander auf dem Hallenvorfeld.

Plötzlich zerriss ohrenbetäubender Motorenlärm die Stille. Von Norden zog eine ganze Wolke von Flugzeugen heran, teilte sich und stob nach allen Richtungen auseinander. Neun Sturzkampfflugzeuge hielten auf Hickam zu. Sie hatten den Auftrag, den Flugplatz zu zerstören.

Generalmajor Martin, Kommandeur der Luftstreitkräfte auf Hawaii, hatte in Wheeler seit Kurzem sein Hauptquartier. Sein Stabschef, Oberst Mollison, war bei den ersten Bombeneinschlägen noch beim Rasieren gewesen. Er zog sich rasch an, lief nach oben in sein Dienstzimmer und rief seinen Kollegen von der Armee an, General Shorts Stabschef Oberst Phillips. Der aber wollte ihm nicht glauben. Zähneknirschend hielt Mollison den Hörer in Richtung zum Fenster, und jetzt hörte Phillips die Einschläge.

In diesem Augenblick stürzte bei Mollison die Decke ein. Rasch liess der Oberst sich zu ebener Erde ein Dienstzimmer herrichten.

Zehn Minuten darauf traf General Martin ein. Er hatte nur den einen Gedanken, die feindlichen Flugzeugträger anzugreifen. Da für die Suche nach den Trägern die Marine zuständig war, rief er über Feldtelefon den Stabschef der Marineluftwaffe an, Konteradmiral Bellinger. Bei dem schweren Bombardement konnten die beiden einander kaum verstehen. Bellinger sagte Martin, er habe keinerlei Anhaltspunkte, in welcher Richtung die Flugzeugträger zu finden seien.

Es hätte aber auch wenig genützt, wenn er es gewusst hätte, denn zum Angriff auf die japanische Armada standen nicht genug Flugzeuge zur Verfügung. Acht Monate vorher, Ende März 1941, hatten die beiden Offiziere in einer gemeinsamen Denkschrift darauf hingewiesen, dass man mit einem japanischen Überraschungsangriff rechnen müsse, und zwar von Flugzeugträgern aus einer Entfernung von etwa 300 Seemeilen aus. Man könne dem aber durch regelmässigen Einsatz von Fernaufklärern vorbeugen.

Die angeforderten Maschinen waren nicht gekommen. Ob die zuständigen Herren jetzt wohl an diese Denkschrift dachten, die alles so genau vorausgesagt hatte?

Schliesslich verebbte der Kampflärm. Bis auf ein paar Nachzügler waren die Angreifer auf dem Rückflug. Sie flogen nicht in Massenformation; vielmehr suchte jede Einheit, wenn sie ihren Auftrag erfüllt hatte, einen verabredeten Treffpunkt etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Oahu auf. Kreisende Bomber warteten dort auf die Jäger, um sie zu den Flugzeugträgern zu leiten. Denn die Jäger mit ihrem schwachen Funkgerät und ohne Navigator hätten sich über der Wasserwüste leicht verfliegen können.

Jede der vier Kampfgruppen konnte zufrieden sein.

Die Torpedoflugzeuge – die als erste unter Jagdschutz den Kampfraum verliessen – hatten ideale Angriffsverhältnisse vorgefunden. Der Ostwind hatte den Rauch der Bombentreffer und des Flakfeuers über die Fordinsel geweht, so dass sie ihre Ziele, die amerikanischen Schiffe, klar sehen konnten.

Bei Westwind wäre ihnen der Rauch ins Gesicht getrieben und hätte die Ziele verhüllt. Als sie abflogen, wussten sie, dass sie der amerikanischen Flotte schwere Verluste zugefügt hatten.

Was die Sturzbomber – bei Verlust von nur einer einzigen Maschine – erreicht hatten, konnte Korvettenkapitän Takahaschi dem Flottenkommando schon kurz nach acht durchgeben: «Haben Fordinsel, Hickam und Wheeler mit Bomben belegt und schwerste Schäden verursacht.»

Die Jäger hatten die amerikanische Luftwaffe schwer getroffen. Auf dem Flugplatz Bellows hatten ihre Zeros die amerikanischen Verfolgungsflugzeuge schon fast beim Start abgeschossen. Ihre Verluste – drei Maschinen – waren gering.

Die Horizontalbomber schliesslich hatten die Treffsicherheit bewiesen, auf die sie Futschida gedrillt hatte. Treffsicherheit war für sie die Hauptsache, denn jede Maschine trug ja nur eine einzige Bombe. «Dass mir keiner aufs Geratewohl abwirft!» hatte Futschida seinen Männern eingeschärft. «Lieber zwei-, drei- oder gar viermal anfliegen!» Sie waren ihm darin getreulich gefolgt. Er selber hatte sein Ziel, das Schlachtschiff *California*, dreimal angeflogen, bevor er seiner Sache sicher gewesen war und die Bombe ausgeklinkt hatte.

Futschida kreiste noch über Oahu, als die anderen Horizontalbomber schon abgezogen waren. Er wollte zuverlässig über den angerichteten Schaden berichten können. Bei dem starken Flakfeuer von den Schiffen und vom Werftgelände und dem dichten Rauch hatte er allerdings kaum noch Bodensicht. Dennoch gelang es ihm durch beharrliches Manövrieren, sich von der Lage ein gutes Bild zu machen.

Der Hafen war nach den Angriffen der Torpedoflieger und Bomber ein Schiffsfriedhof. Auf den Decks liefen Männer hin und her, manche liessen sich an Ketten ins Wasser hinunter, manche sprangen über Bord. Überall suchten Schwimmende verzweifelt, dem erstickenden Öl und den kriechenden Flammen zu entkommen. Fast alle Schlachtschiffe schienen, schwer beschädigt oder brennend, zu sinken.

Um 8.55 Uhr fing Futschida das Angriffssignal der zweiten Welle auf, die bereits über dem Ostteil von Oahu lag. Kurz bevor er abdrehte, um zu seinem Flugzeugträger zurückzukehren, sah er die Bomber der zweiten Welle über der Fordinsel.

In der halben Stunde vor dem Beginn des zweiten Angriffs bereiteten sich die Amerikaner mit verbissener Wut vor. Sie räumten in aller Eile die Startbahnen frei, brachten Flakgeschütze und Maschinengewehre in Stellung, flickten beschä-



Der Marineflugplatz auf der Fordinsel, wo japanische Sturzbomber viele amerikanische Flugzeuge zerstörten. Im Hintergrund ist gerade der Kreuzer «Arizona» in die Luft geflogen

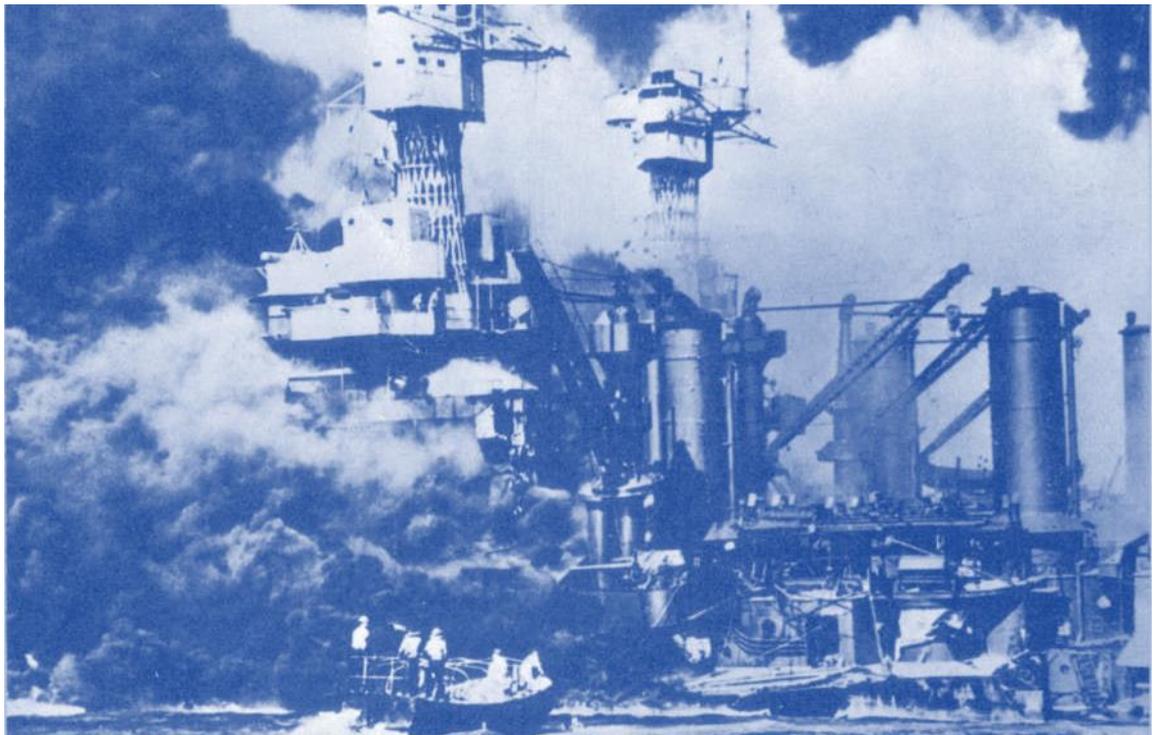
Inferno von Pearl Harbor: Hier die «Arizona», nachdem eine Fliegerbombe ihre Artilleriemunition zur Explosion gebracht hat





Pearl Harbor: Vorn ein gekenterter Minenleger; links der Kreuzer «Helena», auf dem nach einem Torpedotreffer Feuer ausgebrochen ist. Rechts hinten: Qualmwolken über dem Zerstörer «Shaw» im Trockendock

Das amerikanische Schlachtschiff «West Virginia» in Flammen.  
Vorn fischt ein Rettungsboot ein Mitglied der Besatzung aus dem Wasser



digte Flugzeuge zusammen und entfalteteten in allen militärischen Anlagen eine fieberhafte Tätigkeit.

Und dann kam sie, die zweite Welle, diesmal von Norden, 170 Maschinen stark. Und wieder entbrannte die Schlacht von Oahu, krachende Bomben, heulende Maschinen, krachende Kanonen, pfeifende Geschosse, wirbelnde Trümmer. Wieder reihten sich Schreckensbilder aneinander, brennende Hallen, kentende Schiffe, flammenddurchzuckte Gebäude, überall Stöhnende und Sterbende. Überall Explosionen, stürzende Mauern und Qualm, ätzender, schwarzer, dicker Qualm.

Und abermals kämpften die Amerikaner todesmutig auf verlorenem Posten. Bald mussten die Angreifer erkennen, dass der Gegner ihnen – anders als der ersten Welle, die infolge des Überraschungsmomentes fast unversehrt davongekommen war – eine erbitterte Schlacht lieferte. Unaufhörlich hämmerte Flak auf sie ein, und in dem dichten Rauch konnten die Bombenschützen nicht genau zielen.

Ein Jagdstaffelführer von der *Sorju*, Leutnant Iida, sollte an diesem Tag die Sonne zum letztenmal aufgehen sehen. Über dem Marineflugplatz Kaneohe schlugen Flaksplitter in seine Zero und durchlöchernten den Tank. Eine lange, weisse Fahne hinter sich herziehend, verlor seine Maschine stark an Höhe. In diesem Augenblick wird Iida wohl daran gedacht haben, was er seinen Leuten so oft und erst noch diesen Morgen wieder gesagt hatte: «Das wichtigste für einen wahren Samurai ist sein letzter Entschluss. Sollte einmal mein Tank getroffen werden, so würde ich mich mit dem Flugzeug in ein Ziel stürzen, wo es die denkbar grösste Zerstörung anrichten würde.»

Diesem Samuraigeist blieb er jetzt treu. Er gab das Zeichen, die Formation aufzulösen, und stiess mit Vollgas, unentwegt feuernd, auf den Feind hinunter. «Er raste mitten in eine brennende Flugzeughalle hinein – das war das letzte, was ich von ihm sah», erzählt einer seiner Kameraden.

Iida blieb mit seiner Selbstmordtaktik nicht allein. Über dem Flugplatz Hickam folgte seinem Beispiel ein zweiter, vielleicht auch noch ein dritter Flieger. Das waren die Vorläufer der gefürchteten Kamikazeflieger, die sich später mit ihren Maschinen mörderisch und selbstmörderisch auf amerikanische Kriegsschiffe stürzten.

Da die schwerfälligen Torpedoflieger bei der zweiten Welle gegen den nunmehr vorbereiteten Feind keine Aussichten gehabt hätten, setzte man gegen die verankerten Schiffe diesmal nur Sturzbomber, Horizontalbomber und Jagdflugzeuge ein. Sie sollten sich auf die Schiffe konzentrieren, die schon schwer angeschlagen waren, und ihnen den Rest geben. Da über diesen Schiffen jedoch ein

dicker, öliger Qualm lag, konnten die Bomber sie nicht sehen. Sie mussten sich daher andere vornehmen, die noch wenig oder gar nicht getroffen waren.

Mehrere Sturzbomber sahen, dass das 29'000 Tonnen grosse Schlachtschiff *Nevada* auf die offene See zu entkommen suchte, und stürzten sich darauf. Die *Nevada* bewegte sich bereits auf das Aussenfahrwasser zu, sehr langsam, denn bei der ersten Welle hatte ihr ein Torpedo ein fünfzehn mal zehn Meter grosses Loch in die Bordwand gerissen. Für die Angreifer schien es eine lockende Aufgabe, diese Stahlmasse im Hauptfahrwasser zu versenken. Denn damit wäre die Hafeneinfahrt abgeriegelt gewesen. Mit der Beseitigung eines solchen Hindernisses hätten die Amerikaner gewiss Monate zu tun gehabt. Und was von der Pazifikflotte dann nicht eingeschlossen war, das wäre in dieser Zeit ausgeschlossen und könnte keinen Treibstoff und keinen Proviant übernehmen und keine Reparaturen ausführen lassen.

Die Sturzbomber erzielten mindestens fünf Volltreffer und zwei Nahtreffer, doch die *Nevada* sank nicht. Mit Hilfe zweier Schlepper gelang es dem Schiff, sich in Ufernähe auf festen, felsigen Grund zu setzen. Die Schlepper vermochten auch Brände an Bord zu löschen, die durch die Bomben entstanden waren. Das Schiff selber war dagegen machtlos gewesen, weil die Einschläge seine Wasserrohre zerrissen hatten. Die *Nevada* war von den Schwerbeschädigten Schlachtschiffen eins der ersten, das die Amerikaner reparieren und wieder einsetzen konnten.

Um 9.45 Uhr hatte die zweite Welle ihren Auftrag erfüllt und drehte ab. Die Insel unter ihr war ein rauchumwölktetes Flammenmeer. Die Luftstreitkräfte hatten mindestens ebenso grosse Verluste erlitten wie die Seestreitkräfte.

Die Flugzeuge der ersten Welle kamen gegen zehn Uhr, die der zweiten Welle etwa zwei Stunden darauf zu ihren Flugzeugträgern zurück. Das Wetter hatte sich verschlechtert, hoher Wellengang und ein böiger Wind erschwerten das Landen. Manche Piloten flogen in ihrer Aufregung zu steil an und setzten hart auf. Es gab viele Unfälle, und einige Schwerbeschädigte Maschinen mussten ins Meer gestossen werden, um die Decks für andere Piloten freizumachen, die oben ungeduldig kreisten, weil ihnen der Kraftstoff ausging.

Im Funkraum der *Zuikaku* lauschte man den Rufen zweier Bomber, die sich verirrt hatten. Sie forderten die Position der Flotte, doch konnte man ihnen wegen der befohlenen Sendestille nicht antworten. Schliesslich meldeten die Bomber, dass ihnen der Kraftstoff ausgehe und sie ins Meer stürzten – «Banzai, Banzai, Banzai!»

Im Ganzen aber hielten sich die japanischen Verluste in Grenzen. 29 Maschinen waren im Kampf verlorengegangen, einige weitere auf dem Rückflug oder bei der Landung. Über 300 hatten auf ihre Träger zurückkehren können.

Der Erfolg des Überfalls hatte die kühnsten Erwartungen übertroffen, und so kannte der Jubel auf den sechs Flugzeugträgern keine Grenzen. Am höchsten schlugen die Wogen der Begeisterung auf dem Flaggschiff, der *Akagi*. Dort landete gegen elf Fregattenkapitän Futschida mit seiner von Treffern durdisiebten Maschine. Fregattenkapitän Genda, der Leiter der ganzen Aktion, erwartete ihn und drückte ihm die Hände. Nachdem man sich gegenseitig beglückwünscht hatte, eilte Genda auf die Brücke zurück, während Futschida mehrere Geschwaderführer am Lagetisch um sich versammelte.

Man hatte den Lagetisch auf dem Flugdeck neben eine grosse Schiefertafel gerückt, auf der eine Skizze von Pearl Harbor die Liegeplätze der amerikanischen Kriegsschiffe zeigte, soweit sie bekannt waren. Nach den Meldungen der zurückkehrenden Flieger schätzte man die Ergebnisse des Angriffs ab und trug sie auf der Tafel ein. Daraus und aus den herübergeblinkten Meldungen der anderen Flugzeugträger ergab sich ein Bild schwerer Zerstörungen.

Bei all ihrer Sachlichkeit hörte man aus den Meldungen heraus, dass die Flieger ausnahmslos darauf brannten, noch einmal anzugreifen und das Zerstörungswerk zu vollenden. Es war ja auch eine einmalige Gelegenheit – doch blieb sie ungenutzt. Als Futschida zur Berichterstattung auf die Brücke befohlen wurde, riet er dem Flottenchef Nagumo und dessen Stab dringend, mit noch einem Angriff dem amerikanischen Stützpunkt den letzten Stoss zu geben. Allem Augenschein nach habe man mindestens zwei Schlachtschiffe versenkt und vier schwer beschädigt. Die Amerikaner könnten, von ihrem schweren Flakfeuer abgesehen, keine Gegenschläge führen.

Nagumo hörte sich den Bericht freudestrahlend an und entliess Futschida unter Lobeshymnen. Bald aber wurde es klar, dass er nicht gedachte, die Situation voll auszunutzen, sondern nur den Wunsch hatte, die Flotte so rasch wie möglich nach Japan zurückzubringen.

Er war nun einmal der Schlachtschiff admiral alter Schule. Von den Möglichkeiten der Luftwaffe verstand er nichts. Er hatte dem Angriff auf Pearl Harbor keinen Geschmack abgewinnen können und unter Hinweis auf die damit verbundenen Gefahren heftig dagegengeredet. Und obwohl sich seine trüben Ahnungen nicht erfüllt und seine Schiffe keine Schramme abbekommen hatten, wollte er weg. Vielleicht glaubte er, dem japanischen Gesamtplan am besten damit zu dienen, dass er die Flotte, die für weitere Aufgaben dringend benötigt wurde, unversehrt nach Hause brachte.

Admiral Jamagutschi, der die zweite Trägerdivision kommandierte, meldete ihm, dass von seinen Trägern *Sorju* und *Hirju* sogleich ein dritter Angriff in Gang gesetzt werden könne. «*Dai nidschi kogeki dschumbi kansei*» – «Alles ist bereit für einen weiteren Angriff» liess er von der *Sorju* herüberblinken. Er sprach damit aus, was alle Flieger dachten. Und Genda bestürmte Nagumo unablässig mit der Forderung, entweder die amerikanischen Flugzeugträger ausfindig zu machen und anzugreifen oder noch einen Schlag gegen die Anlagen des amerikanischen Stützpunktes zu führen. Als Futschida an Gendas enttäuschem Gesicht merkte, dass dessen Bemühungen erfolglos geblieben waren, wurde auch er bei Nagumo vorstellig. Umsonst.

Einen weiteren Angriff hätte nur Admiral Jamamoto befehlen können, der als Oberkommandierender der Kriegsmarine der unmittelbare Vorgesetzte Nagumos war. Er und sein Stab hatten von Bord der *Nagato*, die bei einer Insel im Japanischen Meer ankerte, mit atemloser Spannung die Meldungen der angreifenden Flugzeuge abgehört, die von einem überwältigenden Sieg sprachen: «Feindliche Schlachtschiffe getroffen und schwer beschädigt» – «Fordinsel in Flammen» – «Keinerlei Jagdabwehr»; ausserdem die aufgeregten amerikanischen Funkmeldungen, die den Kriegszustand verkündeten und alle Schiffe aufforderten, Pearl Harbor zu meiden.

Für Jamamoto war der Überfall auf Pearl Harbor jedoch nur ein Problem von vielen. Im Rahmen des vielschichtigen japanischen Generalplans, der gewaltige Teile des Pazifiks einschloss, waren bereits weitere Flottenoperationen im Gange. So überliess er die taktischen Entscheidungen dem Befehlshaber an Ort und Stelle. Und der war hier übervorsichtig.

Nagumos Bedenken stützten sich zum Teil darauf, dass Japans Krieg der Krieg eines armen Mannes war. Wer es sich – so dachte er – leisten konnte, hatte es viel leichter, verwegen und aggressiv zu sein. Wenn die Amerikaner ein paar Schiffe verloren, konnten sie rasch neue bauen. Ein japanischer Admiral aber müsse sich immer fragen, ob ein verlorenes Schiff ersetzt werden könne. Japans Möglichkeiten, Schiffe zu bauen, waren allerdings begrenzt — nicht nur durch den Mangel an kriegswichtigen Erzen, an Werkzeugmaschinen und Treibstoff, sondern auch durch den Mangel an technischem Wissen und an Facharbeitern.

Nagumo kam sich vor wie einer, der im Spielkasino seine gesamten Ersparnisse auf eine Karte gesetzt und gewonnen hat und der nun keinen andern Wunsch kennt, als zu kassieren und nach Hause zu gehen.

Die Flotte ging auf Heimatkurs. Futschida war über diese Vorsicht so erbittert, dass er mit Nagumo auf der ganzen Fahrt kaum noch ein Wort sprach.

Am Nachmittag dieses verhängnisvollen Sonntags radelte um drei Uhr ein Telegrafenvote zu Admiral Kimmels Hauptquartier und lieferte ein Telegramm aus Washington ab. Es war, zu Kimmels Kenntnis, die Kopie eines Kabels von dem damaligen Generalstabschef General Marshall an General Short. Sie war über den gewöhnlichen Leitungsweg gelaufen und traf nun, fünf Stunden nach dem Angriff, ein. Die Mitteilung besagte, dass Japan um 7.30 Uhr Honoluluzeit ein Ultimatum gestellt habe, und wies die Befehlshaber an, Alarmbereitschaft anzuordnen.

Kimmel überflog das Telegramm wütend und warf es in den Papierkorb; es hatte höchstens noch historisches Interesse.

Die Telegrammgroteske passte gut in das Bild der Verwirrung, die auf Oahu herrschte. Noch immer wusste man nicht, aus welcher Richtung die Angreifer gekommen waren, denn unverständlicherweise war es keinem Piloten gelungen, die japanischen Flugzeuge bis zu der 200 Seemeilen nördlich von Oahu kreuzenden Trägerflotte zu verfolgen. Aus den ersten Meldungen hatte man geschlossen, dass die Angreifer von Süden gekommen seien, und alle verfügbaren Suchflugzeuge in das dortige Gebiet geschickt.

Die Radarstation an der Nordspitze von Oahu arbeitete noch. Eine Auswertung der hier registrierten Impulse hatte deutlich gezeigt, dass die Angreifer nach Norden abgeflogen waren. Die Verantwortlichen aber liessen das sorgfältig erarbeitete Messergebnis unbeachtet – vielleicht, weil sie dem Radar, das damals noch etwas Neues war, nicht trauten. Wie dem auch sei, aller Augen starrten nach Süden.

In verletztem Stolz und mit überreizten Nerven verhielten sich die Verteidiger von Oahu an diesem Tag wie Menschen, die sich durch ein Spukhaus tasten und plötzlich auf irgendetwas losfahren. Flugzeuge, die von der Suche nach den japanischen Trägern zurückkamen, wurden von Kameraden abgeschossen. Und Rettungsschiffe, die noch nach Einbruch der Dunkelheit bemüht waren, Seeleute aus der öligen See zu bergen, sahen sich ständig behindert und bedroht durch nervöse Marinesoldaten, die sofort feuerten, wenn sie auf einen Anruf nicht augenblicklich Antwort bekamen.

Als sechs Jäger von der *Enterprise* im Dunkeln nicht mehr auf dem Flugzeugträger landen konnten, drehten sie befehlsgemäss nach Oahu ab, flogen den Flugplatz Hickam an und schalteten die Landescheinwerfer ein. Nur mit Mühe entgingen sie einem wütenden Flakfeuer. Aber gleich darauf gerieten sie über der Marinewerft und der *Pennsylvania* erneut unter Beschuss. Drei von ihnen gingen brennend nieder. Einer schlug bei Pearl City auf; ein anderer fiel am Fallschirm ins Wasser und wurde herausgeholt, starb aber auf dem Transport ins Lazarett.

Mit der ihm eigenen Objektivität bekundete Admiral Kimmel später: «Der Überfall war hervorragend geplant und hervorragend durchgeführt, das muss man sagen. So heimtückisch er auch war, militärisch haben die Japaner eine grossartige Leistung vollbracht.»

Die Angreifer hatten acht Schlachtschiffe, drei leichte Kreuzer, drei Zerstörer und vier Hilfsschiffe teils versenkt, teils zum Kentern gebracht oder schwer beschädigt – ein Schlag, wie ihn die amerikanische Marine noch nicht erlebt hatte. Zudem hatten sie viele militärische Anlagen auf den Flugplätzen Hickam, Wheeler und anderen zerschlagen und 64 der auf Hawaii stationierten 231 Maschinen der amerikanischen Luftwaffe zerstört. Nur 79 waren unmittelbar startfähig geblieben. Von den Flugzeugen der Marineluftwaffe hatten sie über die Hälfte vernichtet.

Einen vollkommenen Sieg aber hatten die Japaner bei Weitem nicht errungen. Ihre grösste Enttäuschung war es, dass sie keinen der drei auf Hawaii stationierten Flugzeugträger zerstören konnten; die Schiffe waren auf Fahrt gewesen. Beinahe wäre ihnen die *Enterprise* in die Arme gelaufen, doch war sie zu ihrem Glück durch ihre drei Geleitzerstörer, die bei der Treibstoffübernahme in schwerer See Schwierigkeiten gehabt hatten, auf der Heimfahrt von der Insel Wake aufgehalten worden. Immerhin war sie beim Angriff der ersten Welle nur noch 200 Seemeilen von Pearl Harbor entfernt gewesen.

Ferner war es den japanischen Fliegern nicht gelungen, die Marinewerkstätten auf Oahu zu zerstören, so dass die Amerikaner sofort an die Ausbesserung der beschädigten Schiffe gehen konnten. Auch die Öltanks mit Riesenmengen Treibstoff waren unversehrt geblieben.

Glück hatten die Amerikaner auch mit dem Tanker *Neosho*. Dass dieses am Tanklager der Fordinsel verankerte Schiff nicht getroffen wurde, ist ein Wunder. Wäre es in die Luft geflogen, so hätte das nicht nur für die nahebei liegenden Schlachtschiffe *Maryland*, *Tennessee*, *Oklahoma* und *West Virginia*, sondern auch für das Tanklager selber eine unvorstellbare Katastrophe bedeutet. Als das gefährliche Schiff unter seinem mutigen Kommandanten, Kapitän Philips, während des Angriffs auslief, liessen die Japaner, auf grössere Beute erpicht, es ungeschoren davonziehen.

Ein völliges Fiasko erlitten die japanischen U-Boote. Japanische Marinesachverständige können sich das bis heute nicht erklären. Admiral Kimmel hatte am Tag des Überfalls nur 9 U-Boote in Pearl Harbor. Die Japaner dagegen setzten über 25 grosse U-Boote und 5 kleine Zweimann-U-Boote ein, die rechtzeitig rund um Oahu auf der Lauer lagen. Der Plan hatte ihnen eine wichtige Aufgabe zugeordnet. Die grossen sollten notwassernde Flieger aufnehmen und vor allem

amerikanische Schiffe versenken, die Pearl Harbor zu verlassen oder anzulaufen versuchten. Die Zwergboote sollten vor Anker liegenden, beschädigten Schiffen den Rest geben.

Offenbar aber waren die japanischen U-Boot-Besatzungen bei Weitem nicht so gut geschult wie ihre Kameraden von der Luftwaffe. Wohl hatten sie lockende Ziele wie die mit ihren drei Zerstörern heimkehrende *Enterprise* und andere amerikanische Kriegsschiffe, doch vereitelten Kimmels nunmehr alarmierte Schiffe alle Angriffe. Sie versenkten ein grosses U-Boot und vier Zwerg-U-Boote und zwangen ein fünftes, auf Grund zu laufen und sich zu ergeben. So kam es, dass die japanische U-Boot-Flotte so gut wie gar nichts ausrichtete.

Das japanische Volk war von dem Angriff auf Pearl Harbor nicht weniger überrascht als das amerikanische. Nach der ersten Meldung jagten die Zeitungs-jungen unablässig mit neuen Extrablättern durch die Strassen. Trotz aller Warnungen der Staatsmänner und militärischen Führer, dass man noch schwere Tage vor sich habe, wollte der Jubel nicht enden. Schlagzeilen prahlten: «Japan ist jetzt kein Habenichts mehr!» – «Ein Volk von hundert Millionen Helden!» Die *Nitschinitschi Schimbun* sprach aus, was alle empfanden: «Die kaiserlichen Streitkräfte sind unüberwindlich!»

Die Marine, die dem Heer gegenüber lange eine Aschenbrödelrolle gespielt hatte, feierte Triumphe. Man hob ihre glorreichen Flieger in den Himmel. Und als die Flotte am 22. Dezember von ihrer siegreichen Fahrt heimkehrte, jagte ein Fest das andere.

Nur einer hielt sich auffällig abseits – Admiral Jamamoto. Zwar war auch er erfreut und guten Muts, doch sah er ab wägend in die Zukunft. «Ihr habt», sagte er zu den Kämpfern von Pearl Harbor, «einen glorreichen Sieg erfochten. Hütet euch aber vor Hochmut! Vor euch liegen noch viele schwere Kämpfe.»

Der Held des Tages war Fregattenkapitän Futschida. Er wurde interviewt, gefeiert, von einer Gesellschaft zur andern herumgereicht. Der Kaiser zeichnete ihn mit der höchsten Ehre aus, die es für einen Schintoisten gibt: Er äusserte den Wunsch, von Futschida persönlich einen Bericht über den Angriff zu hören.

Der auf eine Viertelstunde berechnete Empfang dehnte sich auf drei Viertelstunden aus. Hirohito erkundigte sich auch sehr besorgt, ob nicht womöglich Nichtkämpfer zu Schaden gekommen, etwa Lazarettsschiffe zufällig getroffen oder Verkehrsflugzeuge oder unbewaffnete Übungsflugzeuge abgeschossen worden seien. Futschida konnte ihn in diesem Punkt beruhigen.

So zog über dem Pazifik das siebzehnte Jahr der Regierung Hirohitos herauf – einer Regierung, die sich ausgerechnet das Leitwort *Schowa* gegeben hatte, «Glänzende Harmonie». Japan hatte einen Gipfelpunkt erreicht. Von einem Gipfel aber geht es nach allen Seiten nur abwärts.

Bergab ging es nicht sofort und nicht gleichmässig, aber doch unaufhaltsam. Das Wagnis des Angriffs auf Pearl Harbor hatte den Japanern den grössten Sieg ihrer Geschichte beschert. In dem langen Krieg, der darauffolgte, kämpften sie mit einem Können und einem Todesmut, der ihnen Ehre, allerdings auch mit einer Brutalität, die ihnen Schande machte. Niemals wieder aber erreichten sie eine Höhe wie bei ihrem ersten Angriff. Es blieb ihnen einfach keine Zeit mehr, die Vorzüge ihres Nationalcharakters – die geschickte Hand, die weitplanende Organisationskunst und die unendliche Geduld – voll für ihre Zwecke einzusetzen.

Nach der Schlacht von Pearl Harbor jagten die japanischen Kriegsschiffe wie hungrige Schwertwale durch den Pazifik. Doch schon sechs Monate darauf gingen vier ihrer kostbaren Flugzeugträger in der Schlacht bei den Midway-Inseln unter: die *Akagi*, die *Kaga*, die *Sorju* und die *Hirju*. Und damit änderte sich das Bild im Pazifik von Grund aus. Nach den Schlachten von Saipan und im Leytegolf in den Philippinen blieb von der japanischen Marine nicht mehr viel übrig. Bei Kriegsende war das grosse, rote Gebäude des japanischen Admiralstabs nur noch ein rauchgeschwärzter Trümmerhaufen, und das stolze Schlachtschiff *Nagato*, auf dessen Decks Jamamoto so manchen Kriegsplan ausgearbeitet hatte, lag hilflos, von Bomben zerschlagen, im Hafen von Jokosuka – Symbol einer vernichtenden Niederlage.

Genda überlebte den Krieg. Er wurde Stabschef der neuen japanischen Luftwaffe und Parlamentsmitglied. Futschida, beim Untergang der *Akagi* an beiden Beinen durch Splitter schwer verwundet, wurde Pastor einer presbyterianischen Gemeinde.

Die meisten aber, die am Überfall auf Pearl Harbor teilgenommen hatten, sind im Krieg umgekommen. Admiral Jamaguschi, der Jamamotos Angriffsplan so eifrig unterstützt hatte, blieb in der Schlacht bei den Midway-Inseln nach alter Kapitänstradition an Bord der sinkenden *Sorju* und ging mit seinem Schiff unter. Nagumo, der ewig Besorgte, fiel als tapferer Soldat bei Saipan. Jamamoto schliesslich, der Grossadmiral, fand sein Ende bei einer Inspektionsfahrt im April 1943 auf Bougainville. Der amerikanische Geheimdienst hatte den japanischen Kode entschlüsselt und wusste nun, wann Jamamoto an einem bestimmten Punkt der grossen Salomoninsel sein musste. Seine gewohnte Pünktlichkeit spielte Jamamoto einen Streich. Amerikanische Flieger schossen ihn über dem Urwald ab.

Genda hat nie aufgehört, darüber zu klagen, dass Admiral Nagumo den Fliegern nicht erlaubte, einen dritten, einen entscheidenden Schlag gegen Pearl Harbor zu führen. Rückblickend sagt er: «Hätten wir noch einmal angegriffen und vielleicht den Flugzeugträger *Enterprise* oder den Flugzeugträger *Lexington* oder beide versenkt, so hätte sich der Krieg im Pazifik völlig anders entwickelt. Wir hätten nicht einmal und nicht zweimal, wir hätten immer wieder angreifen müssen!»

Viele amerikanische Marinesachverständige stimmen ihm bei, so Admiral Nimitz, Kimmels Nachfolger auf Hawaii. «Wer sich», schrieb er, «mit der Geschichte des Seekriegs im Pazifik befasst, muss unbedingt zu der Erkenntnis kommen, dass der Chef der japanischen Angriffsflotte, indem er den Angriff auf einen einzigen Tag beschränkte und dabei wichtige Ziele ausser Acht liess, eine einmalige Gelegenheit verpasst hat.»

Sieht man von dem schmerzlichen Verlust an Menschenleben ab, so war Pearl Harbor für die Amerikaner keineswegs eine so furchtbare Katastrophe, wie die Japaner gedacht hatten. Hohe Marineoffiziere meinen sogar, die Japaner hätten den Amerikanern einen Gefallen getan, indem sie «überalterten Schrott» versenkten und damit die Flugzeugträger zum Rückgrat der amerikanischen Flotte machten.

Der Kardinalfehler der Japaner war es, eine Neutralität aufzugeben, die ihnen nur von Vorteil sein konnte, und sich mit Amerika in einen Krieg einzulassen. Mit dem Überfall auf Pearl Harbor schmiedeten sie die amerikanische Nation, die so bedenklich uneinig und isolationsfreudig geworden war, zusammen. Admiral Hara, der Befehlshaber der fünften japanischen Trägerdivision, erklärte damals säuerlich: «Eigentlich hätte Präsident Roosevelt uns Orden verleihen müssen.»

# Fünf verpasste Gelegenheiten

Deit dem 7. Dezember 1941 wird in den Vereinigten Staaten darüber diskutiert, wer nun eigentlich daran schuld sei, dass der japanische Überfall auf Pearl Harbor gelingen konnte. Denn dieser Angriff durch 353 japanische Flugzeuge war einer der billigsten militärischen Erfolge der Geschichte.

Zahlreiche Sachkenner haben die militärischen Aspekte dieser Katastrophe inzwischen gründlich untersucht. Der Laie dagegen wird ein anderes Problem viel interessanter finden, nämlich: in welchem Masse rein menschliches Versagen daran schuld war. Denn abgesehen davon, ob Washington den Flottenstützpunkt ausreichend informiert hatte oder ob die Führung auf Hawaii darauf richtig reagierte, boten sich noch in den letzten Stunden fünf Gelegenheiten, das Unglück abzuwenden. Aber da Menschen eben nur Menschen sind, blieben diese fünf Gelegenheiten ungenutzt.

Die erste bot sich am Vorabend des Unglückstages, um 18.30 Uhr, als die japanische Flotte noch 430 Seemeilen entfernt war. Da kam der Chef der Nachrichtenabteilung, Oberstleutnant Bicknell, mit einer hochinteressanten Meldung zum Kommandeur, General Short. Das FBI hatte ein Telefongespräch zwischen Tokio und einem japanischen Arzt in Honolulu abgehört. Der Teilnehmer aus Tokio erkundigte sich nach Flugzeugen, Flakscheinwerfern, Schiffen und dem Wetter – und fragte, wie es mit den Blumen stehe. «Augenblicklich», hatte der Japaner in Honolulu geantwortet, «blühen die wenigsten Blumen im ganzen Jahr; immerhin sind jetzt Hibiskus und Poinsettia in Blüte.»

Die beiden Offiziere überlegten: Weshalb in aller Welt gab jemand viel Geld für ein Ferngespräch aus, um von Blumen zu reden? Andererseits, wenn es Spionage war, wer würde dazu ein Telefon benutzen, das sich ohne Mühe abhören liess?

Man weiss bis heute nicht, was dieses Gespräch zu bedeuten hatte, obwohl es

nachträglich sehr verdächtig wirkt. Damals aber kamen die beiden Offiziere nach einer Stunde zu einem menschlich sehr verständlichen Entschluss: Sie wollten darüber schlafen und die Sache am nächsten Morgen noch einmal besprechen.

Am nächsten Morgen, um 3.42 Uhr, als die japanische Flotte nur noch 240 Seemeilen entfernt war, sichtete der kleine Minensucher *Condor* vor der Hafeneinfahrt von Pearl Harbor ein Periskop. Er alarmierte den Zerstörer *Ward*, der Küstenwache fuhr, und die *Ward* suchte eine Stunde lang die verdächtige Stelle ab, konnte aber nichts finden.

Die *Condor* meldete nichts ans Hauptquartier, weil der Kapitän meinte, da sie nach einer Stunde Suchen nichts entdecken konnten, werde er sich wohl geirrt haben. Die *Ward* meldete ebenfalls nichts, weil es die *Condor* nicht tat, die schliesslich als einzige etwas gesehen haben wollte. Und die Marinefunkstation, die alle Gespräche mitgehört hatte, machte ebenfalls keine Meldung, weil *Ward* und *Condor* es nicht taten; das war deren Sache. So wurde eine zweite Chance verpasst: Die *Condor* hatte wirklich ein japanisches Periskop gesehen, von einem der Klein-U-Boote, die den Luftangriff unterstützen sollten. Während *Condor* und *Ward* die letzten Funksprüche wechselten, starteten 200 Seemeilen weiter die ersten japanischen Flugzeuge von den Flugzeugträgern.

Um 6.45 Uhr war die japanische Luftflotte nur noch 160 Seemeilen von Pearl Harbor entfernt. Da bemerkte die *Ward* – noch immer auf Patrouille – unmittelbar vor der Hafeneinfahrt den Kommandoturm eines fremden U-Bootes. Sie fuhr sofort heran, feuerte, warf Wasserbomben und versenkte es. Ein Marineflugzeug beteiligte sich an diesem Angriff. Beide funkten zur Küste, sie hätten in verbotenen Gewässern ein U-Boot versenkt. An Land reagierte man wieder menschlich durchaus verständlich: Stimmt die Meldung? Stimmt sie nicht? Man einigte sich, die *Ward* habe möglicherweise nur ein Rundholz oder eine Boje beschossen. Oder sie habe, was der Himmel verhüten möge, irrtümlich ein amerikanisches Unterseeboot versenkt. Man beschloss – so menschlich –, das Weitere abzuwarten.

Um sieben waren die japanischen Flugzeuge bis auf 120 Seemeilen herangekommen. In der Radarstation von Opana sahen zwei amerikanische Soldaten mehr Leuchtpunkte auf ihrem Bildschirm, als sie je zuvor gesehen hatten: Eine Unzahl von Flugzeugen kam auf die Insel zu. Die beiden riefen die Nachrichtenzentrale an und gerieten an einen jungen Leutnant. Der hatte bisher erst einmal dort Dienst getan und verstand so gut wie nichts von Radar. Seine Vorgesetzten waren im Urlaub und seine Untergebenen beim Frühstück.

Also hing alles an einem jungen Offizier, der so hilflos war, wie ein Soldat nur sein kann; weder bei Vorgesetzten noch bei seinen Untergebenen konnte er nachfragen, und Sachkenntnis hatte er keine. Er erinnerte sich aber, dass er auf dem Weg zum Dienst im Autoradio hawaiische Musik gehört hatte. Und er wusste, dass diese Station die ganze Nacht durchspielte, wenn Flugzeuge aus Kalifornien erwartet wurden, um ihnen die Navigation zu erleichtern. Deshalb kam er zu dem Schluss, es müsse sich um amerikanische Flugzeuge handeln. Das war menschlich ebenso begreiflich wie seine Antwort für die Männer am Radarschirm: Kümmern Sie sich nicht darum. Die beiden Soldaten beobachteten also ruhig weiter, wie die Flugzeuge herankamen: 7.15 Uhr: 80 Seemeilen; 7.25 Uhr: 54 Seemeilen. Um 7.39 Uhr verschwanden sie vom Radarschirm, weil sie bereits zu nahe waren.

Etwa zu gleicher Zeit verliess in Honolulu ein junger Telegrafentelegrafist, Tadao Fuchikami, mit einem Telegramm für den Kommandierenden General das Gebäude der Telegrafengesellschaft. Das Telegramm war anderthalb Stunden zuvor in Washington von General George Marshall aufgesetzt worden. Marshall hatte erfahren, dass die Japaner alle diplomatischen Verhandlungen mit den USA abbrechen wollten und dass ihre diplomatischen Vertreter den Auftrag hatten, dies um ein Uhr mittags bekanntzugeben. Um ein Uhr Washingtoner Zeit würde also sicherlich irgendwo irgendetwas passieren. Wie man rasch feststellte, war es dann in Pearl Harbor 7.30 Uhr früh – der ideale Zeitpunkt für einen Überraschungsangriff aus der Luft.

Der General musste eine Warnung abschicken. Er schrieb sie sofort nieder, griff aber nicht nach dem Telefon auf seinem Schreibtisch, das ihn über eine Alarmleitung direkt mit Honolulu verband. Dass er das nicht tat, war verständlich: Er fürchtete Abhörtanlagen. Die Mitteilung sollte also über Funk durchgegeben werden; das ging fast genauso schnell. Aber an diesem Morgen waren die atmosphärischen Störungen so stark, dass ein Nachrichtenoffizier befürchtete, diese wichtige Mitteilung werde vielleicht verstümmelt ankommen. Deshalb liess er sie über das gewöhnliche Seekabel hinausgehen.

Das Kabeltelegramm erreichte Honolulu also erst anderthalb Stunden später; um 7.33 Uhr. Trotzdem erhielt der Umschlag keinen Eilvermerk, und Tadao Fuchikami vertrödelte noch ein paar Minuten mit seinen Freunden im Park gegenüber. Dann setzte er sich auf sein Motorrad und fuhr los – zu spät: Der Angriff hatte bereits begonnen.

Was auch immer das Oberkommando in Washington im Falle «Pearl Harbor» getan oder unterlassen haben mag – niemand sollte vergessen, dass es mindestens fünf Gelegenheiten gab, die Katastrophe zu verhüten.

# Der Silberschatz in der Manilabucht

Im Spätsommer 1942, als die Japaner schon einige Monate im Besitz der Philippinen waren, verlor das Besatzungsgeld plötzlich immer mehr an Kaufkraft. Bald bekamen die japanischen Soldaten für eine Monatslöhnung nicht einmal mehr ein Glas Bier. Die Ursache waren philippinische Silberpesos, die in immer grösseren Mengen auf den Märkten von Manila auftauchten und deren Herkunft rätselhaft blieb.

Auf irgendwelchen Schleichwegen gelangte das Silber sogar in die Gefangenenlager. Amerikanische Kriegsgefangene bestachen japanische Wachtposten damit und beschafften sich Lebensmittel, Medikamente und Zivilkleidung. Wenn das so weiterging, erkaufte sie sich womöglich noch die Freiheit! Die Quelle dieses Silberstroms musste schnell gefunden werden, sonst konnte er das ganze Gebäude der japanischen Herrschaft unterhöhlen.

Woher kam das Silber?

Die Japaner wussten, dass die Soldaten von General MacArthur vor ihrer Kapitulation südlich der Inselfestung Corregidor Millionen von Pesos versenkt hatten. Für achteinhalb Millionen Dollar Silbergeld lag dort unten, in 36 Meter Tiefe. Ein Tauchertrupp von sieben amerikanischen Kriegsgefangenen war zur Hebung dieses Schatzes eingesetzt worden – er sollte ein Geschenk der Armee an den Tenno sein. Die japanische Sicherheitspolizei überwachte die Taucher sorgfältig und liess keinen der geborgenen Pesos aus den Augen. Es schien unvorstellbar, dass auch nur eine Handvoll dieser Silbermünzen nach Manila geschmuggelt werden konnte. Trotzdem wurde die Überwachung der Amerikaner verschärft. Aber nachzuweisen war ihnen nichts.

Die ganze Sache hatte in den ersten Monaten des Jahres 1942 begonnen, als klar wurde, dass die Philippinen nicht mehr zu halten waren. Philippinische Regierungsbeamte und amerikanische Offiziere kamen rasch überein, den philippi-

nischen Staatsschatz zu retten. Im Februar wurden für über zwei Millionen Dollar in Goldbarren und 360'000 Dollar in Silber nach San Franzisko verfrachtet, in den Ballasttanks des U-Bootes *Trout*. Doch schon drängte die Zeit, der Feind rückte schnell näher. Es war nicht mehr möglich, den Rest des Staatsschatzes wegzuschaffen: 17 Millionen Silberpesos (jeder einen halben Dollar wert) lagen immer noch, in Holzkisten verpackt, in einer Stahlkammer auf Corregidor.

Am 20. April zogen amerikanische Offiziere auf einer Karte zwei gerade Linien, die bekannte Landmarken der Manilabucht miteinander verbanden. Der Schnittpunkt dieser Linien lag in der Caballobucht; dort war das Wasser tief und unruhig genug, den Feind von Bergungsversuchen abzuschrecken, und dort sollte der Silberschatz versenkt werden.

Korvettenkapitän Harrison, dem die Hafenfahrzeuge in der nahe gelegenen Marivelesbucht unterstanden, stellte einen Arbeitstrupp zusammen – ein Dutzend Maate und Matrosen von dem U-Boot-Tender *Canopus* und dem U-Boot-Bergungsschiff *Pigeon*, die beide in der Manilabucht versenkt worden waren. Die meisten der Männer waren Taucher. Harrison sagte ihnen, Corregidors Tage seien gezählt; die Sache müsse rasch erledigt werden, und zwar nachts.

Die schweren Kisten, jede mit 6'000 Pesos vollgepackt, wurden auf zwei flachbordige Leichter verladen, und ein Schlepper zog sie dann zur Versenkungsstelle in der Bucht. Dort warfen die Seeleute die kostbare Fracht über Bord. Zehn Nächte brauchten sie, um die 425 Tonnen Silber auf den Grund der Caballobucht zu versenken. Als sie es endlich geschafft hatten, entliess Korvettenkapitän Harrison die abgekämpften Männer mit der Warnung: «Wenn die Japaner euch gefangennehmen, lasst sie ja nicht merken, dass ihr Taucher seid.»

Am 6. Mai kapitulierte Corregidor. Unter den Gefangenen waren auch die Taucher.

Sechs Wochen später liess der japanische Kommandant des Gefangenenlagers Cabanatuan, 150 Kilometer nördlich von Manila, Oberbootsmann Moe Solomon kommen. «Wir wissen, dass Sie Taucher sind», sagte er. «Der Hafen von Manila ist durch versenkte Schiffe blockiert. Er muss freigeräumt werden.»

Die Japaner besaßen einen ausgezeichneten Spitzeldienst. Ausser Solomon hatten sie bereits die Bootsmannsmaate Jughead Sauers, Punchy Barton, Slim Mann und drei weitere erfahrene Taucher ausgesiebt.

Vor ihrem Abtransport nach Manila gingen die sieben zu Korvettenkapitän

Davis, der auf der *Pigeon* ihr Kommandant gewesen war. «Ihr wisst», sagte Davis ihnen, «worauf die Japaner in Wirklichkeit scharf sind. Seht zu, dass sie's nicht kriegen!»

Den Männern war klar, wenn die Japaner sie zwangen, nach dem Silber zu tauchen, mussten sie wenigstens etwas davon heraufbringen – oder sie würden erschossen. Deshalb beschlossen sie, so viel abzuliefern, dass ihre Wachen einigermaßen zufrieden waren. Sie wollten aber soviel wie möglich beiseite schaffen und an Land schmuggeln, damit andere amerikanische Kriegsgefangene sich dafür Lebensmittel und Medikamente besorgen konnten. Eines allerdings schien ziemlich sicher: Früher oder später würde man sie erwischen und wegen Sabotage an die Wand stellen. Aber es war Krieg, und hier bot sich eine Chance, dem Feind empfindlichen Schaden zuzufügen.

Während der Fahrt nach Manila waren die sonst nicht gerade lebenswürdigen Japaner wie umgewandelt. Lächelnde Wachtposten verteilten belegte Brote und Zigaretten. In Manila wurden die Amerikaner in ein Gebäude am Hafen geführt, wo man ihnen einen sauberen Aufenthaltsraum zuwies, mit einem Spind und einer Koje für jeden. Sie waren plötzlich sehr wichtige Persönlichkeiten.

Ein japanischer Zivilist in ziemlich schäbigem Anzug kam herein. «Mein Name ist Yosobe», sagte er. «Wir werden zusammenarbeiten. Ich bin schon etwas zu alt zum Tauchen, aber ich habe zwanzig Jahre auf Bergungsschiffen gearbeitet. Kommen Sie mit zu Hauptmann Takiuti, der die Aktion leitet.»

Takiuti, ein sympathischer jüngerer Mann, begrüßte sie auf der Pier und sagte ihnen, sie bekämen ein geräumiges Wohnschiff in Corregidor und sollten sich's dort gemütlich machen.

Am nächsten Morgen zeigte Yosobe den Männern die amerikanischen Taucherausrüstungen, die die Japaner gefunden hatten: mehrere Flachwasserhelme und zwei Dutzend Garnituren langer, dicker Taucherunterkleidung. Es würde gefährliche Arbeit sein. Sobald man den beschwerten Helm um mehr als 45 Grad zur Seite neigte, lief er voll und der Taucher musste ertrinken. Die Flachwasserausrüstung war nicht dafür konstruiert, dem würgenden Druck in über elf Meter Tiefe standzuhalten. Ausserdem waren die Luftschläuche mindestens zehn Jahre alt und drohten zu brechen, während der Taucher auf dem Grund arbeitete.

Den Männern gefiel diese Ausrüstung gar nicht. Und auch das 18 Meter lange Wohnboot nicht, auf dem sie hausen sollten: ein alter Kasten, der am Nordpier von Corregidor vertäut lag. In der Kajüte wohnten schon sechs Filipinos, das Pump- und Hilfspersonal für die Filipinotaucher, die seit Ende Mai für die Japa-

ner Silberkisten heraufgeholt hatten. Achtzehn Kisten – 54'000 Dollar in Silber – waren geborgen worden. Aber die Filipinotaucher hatten, wie die Amerikaner hörten, noch nie vorher in tiefem Wasser gearbeitet: sie waren zu lange unten geblieben und zu rasch nach oben gekommen. Zwei von ihnen starben deshalb an der Taucherkrankheit. Und als ein dritter unten seinen Helm verlor und nicht wieder heraufkam, weigerten sich die übrigen weiterzutauchen. Die Japaner steckten sie ins Gefängnis.

In der Nacht besprachen die Amerikaner ihre Lage. Die ersten achtzehn Kisten bewiesen, dass auch die andern geborgen werden konnten. Offensichtlich hatte die Armee den Ehrgeiz, den ganzen Silberschatz allein zu heben, sonst hätte sie Taucher von der Kaiserlichen Marine angefordert. Die Armee war also auf die Mitarbeit der Amerikaner angewiesen. Vielleicht würde sie ihnen deshalb noch mehr Vergünstigungen zugestehen.

Als Takiuti erschien, beschwerten sich die Taucher, ihr Wohnschiff sei ein Schweinestall. Es müsse gründlich gesäubert, frisch gestrichen und renoviert werden. Männer, die so gefährliche Arbeit zu leisten hätten, brauchten ein besseres und angenehmeres Quartier. «Nehmen Sie, was Sie auf der Insel finden», antwortete Takiuti den verblüfften Gefangenen, «nur beeilen Sie sich.»

In den Ruinen von Corregidor machten die Seeleute reiche Beute. Nach wenigen Tagen sah der Kahn, sauber geschrubbt und frisch gestrichen, fast wie eine Lustjacht aus. Die Taucher zogen Lichtleitungen zu einer Dieselkraftanlage in der Nähe des Piers, bauten eine Wasserleitung und Waschbecken ein, stellten einen Herd, einen Arzneischrank und Bücherregale auf. Sie teilten sich Einzelkabinen ab, richteten sie luxuriös ein und legten einen Teppich aus. Dieser Teppich war für Kriegsverhältnisse nicht übel. Er hatte zuletzt das Dienstzimmer von General MacArthur geziert.

Die Taucher fingen gerade an, ihr gemütliches Heim zu genießen, da erschien eines Morgens Yosobe mit zwei japanischen Soldaten und führte die Amerikaner und das Filipinopersonal auf ein kleines Fischerboot. Um die Ostspitze von Corregidor herum nahm es Kurs auf die Caballobucht. Und dort sahen die Amerikaner einen flachbordigen Taucherprahm, der genau über der Stelle verankert lag, wo sie vor drei Monaten den Silberschatz versenkt hatten.

Wenig später setzte eine Motorbarkasse auf dem Taucherprahm einen vier-schrötigen, unangenehm aussehenden Japaner ab. Seine Uniform zeigte, dass er ein *Kempei* war – ein Angehöriger der geheimpolizeiartigen Elitetruppe des Heeres. Einen gewöhnlichen Soldaten konnte man schmieren, aber ein Kempei, das

wussten die Amerikaner, war unbestechlich, intelligent und niemandem für sein Tun verantwortlich. Er konnte jeden von ihnen, ohne lange zu fragen, auf der Stelle niederschliessen.

Gleich als erstes machte er Schluss mit dem Märchen, es handle sich um die Bergung gesunkener Schiffe: «Sie sollen das Silber heraufholen, das vor der Kapitulation hier versenkt worden ist.» Die Taucher hatten ihm eigentlich weismachen wollen, sie wüssten von dem Silber nichts. Aber ein Blick auf den Kempei hielt sie davon ab.

Längsseits des Prahms lag ein kleiner, flachbordiger Leichter. Über sein Deck lief, von einer Handwinde aus, eine dicke Trosse ins Wasser, an deren Ende ein gurtähnlicher Lastenstropp hing. Wenn ein Taucher eine Silberkiste fand, sollte er den Stropp um sie festmachen; zwei Filipinos würden sie dann hochhieven.

Sauers sollte als erster tauchen. Er stülpte sich den Helm auf, führte Luftschlauch und Rettungsleine unter seinem rechten Arm durch, griff nach dem Stropp und liess sich ins Wasser hinab.

Die See war warm und ruhig. Vorsichtig hangelte Sauers am Abstiegseil hinunter, einem verankerten, dicken Manilatau. Bald stand er auf dem festen, sandigen Grund – und riss die Augen auf.

Ein Berg von Kisten türmte sich vor ihm, wenige Meter entfernt. Wenn die Japaner die geringste Ahnung hatten, dass das Silber so auf einem Haufen lag, würden sie keine Verzögerung mehr dulden. Tüchtige Taucher konnten den ganzen Schatz in ein paar Wochen nach oben schaffen.

Sauers überlegte: Die Filipinos hatten schon achtzehn Kisten geborgen; die Japaner wussten also, dass sie an der richtigen Stelle suchten. Das Beste war es wohl, gleich ein paar Kisten hinaufzuschicken, um zu beweisen, dass die Taucher zur Mitarbeit bereit waren, und um Zeit zu gewinnen. Er legte den Stropp der Hebetrosse um eine Kiste und ruckte dreimal – das war das Signal für die Filipinos, die Trosse einzuholen.

Fünfzehn Minuten später kletterte Sauers an Bord des Prahms zurück. Als er seinen Helm herunter hatte, musste er lächeln: Yosobe und der Kempei kümmerten sich gar nicht um ihn. Beide standen aufgeregt auf dem kleinen Leichter, über die schwitzenden Filipinos gebeugt, und befahlen ihnen, die Silberkiste nach achtern zu schaffen. Der *Kempei* pflanzte sich neben ihr auf, als wollte er sagen: Nur über meine Leiche!

Als nächster tauchte Solomon und liess ebenfalls eine Kiste heraufholen. Punchy Barton ging als dritter hinunter, schickte aber keine hinauf. «Konnte nichts da unten finden», erklärte er. «Die andern müssen alles geschnappt haben, was da herumlag.»

«Wir wollen es trotzdem weiter versuchen», sagte Yosobe.

Hauptmann Takiuti begrüßte später die Taucher an der Nordpier mit einem Schinken und einer Flasche amerikanischen Whiskys. Zwar hatten sie nur 12'000 Pesos geborgen, aber das war ein vielversprechender Anfang.

Auf ihrem Wohnboot kochten die Amerikaner sich etwas zu essen und besprachen die weitere Taktik. Die beiden Kisten, die sie hinaufgeschickt hatten, waren voll Wasser gewesen und hatten schon zu faulen begonnen. Künftig wollten sie die Kistenwände lockern, so dass beim Hochwinden die schweren Silbersäcke die Seitenbretter wegbrachen und ihren Inhalt verschütteten. Dann liessen sich die losen Münzen leicht sammeln und beiseite schaffen.

Moe Solomon zerschnitt mehrere Arbeitshosen und nähte aus den Hosenbeinen schmale Säcke. Jeder hatte Bänder zum Zuschnüren und einen Strick, mit dem man ihn um die Taille binden konnte – und zwar unter der Taucherkombination. Am Meeresgrund sollte er mit Pesos gefüllt werden, und wenn der Taucher an Bord kletterte, sollten seine Kameraden ihm den Sack abnehmen und unter Regenmänteln an Deck verstecken.

Slim Mann ging am nächsten Morgen als erster in die Tiefe. Unter seiner Taucherkombination hatte er einen Marlspieker zum Aufbrechen der Kisten verborgen. Damit machte er die Bandeisen von einer Silberkiste los und stocherte so lange an den Seitenbrettern herum, bis sie einigermaßen locker waren. Dann gab er das Signal und sah zu, wie die Kiste hinaufschwebte.

Auf halbem Wege zur Oberfläche brach sie auseinander, und die Silbersäcke kamen wieder herunter. Die Filipinos, die merkten, dass ihre Last immer leichter wurde, liessen die Hebetrosse wieder hinab. Slim Mann hängte eine zweite präparierte Kiste ein, und auch die barst auseinander. Dann rammte er den Marlspieker in den Boden und machte sich auf den Weg nach oben.

Dort herrschte ziemliche Aufregung. Yosobe war ausser sich. Was war mit den Silberkisten passiert? Der Kempei stand stumm daneben und starrte finster vor sich hin. «Das ist eine schöne Schweinerei!» rief Sauer mit gespielter Wut. «Die Kisten da unten sind verrottet. Fallen auseinander, wenn man sie bloss anfasst.»

«Aber die beiden Kisten gestern sind doch heil nach oben gekommen», sagte Yosobe.

«Gestern haben wir eben Glück gehabt», erwiderte Mann. «Sehen Sie sich doch die Kisten an, die waren ja halb verfault.»

Yosobe rannte auf dem Deck hin und her, rang verzweifelt die Hände und murmelte: «Wir müssen besser arbeiten! Wir müssen besser arbeiten!»

Barton tauchte als nächster. Er stopfte so viel Pesos, wie er tragen konnte, in den Sack unter seiner Kombination und schickte dann, um Yosobe zu beruhigen, eine unbeschädigte Kiste nach oben. Als er an die Oberfläche kam, wurde die Silberkiste gerade an Bord des kleinen Leichters gehievt. Während die Japaner sie genau untersuchten, band Solomon seinem Kameraden den Geldsack ab und liess ihn unter einem Regenmantel verschwinden.

Danach ging Moe Solomon auf Tiefe und schickte noch eine zweite heile Kiste hinauf. Dann brach er etwa ein Dutzend Kisten auf und kippte das Silber auf den Sandboden. Das würde den nächsten, die herabkamen, das Einsammeln der Pesos erleichtern.

Abends zählten die Amerikaner ihre Beute: 1'500 Pesos. Um jedem argwöhnischen Japaner den Mund zu stopfen und eine Verteilerorganisation aufzuziehen, die das Silber den amerikanischen Kriegsgefangenen auf Corregidor und in Manila zuschmuggelte, brauchten sie bedeutend mehr. «Gentlemen, wir müssen besser arbeiten!» sagte Punchy Barton.

Und das taten sie. In den folgenden zwei Wochen verstaute die Amerikaner 20'000 Silberpesos ganz unten in den Bilgen ihres Wohnschiffes. Die Japaner bekamen 110'000 Pesos, aber damit war Yosobe keineswegs zufrieden. Ihm ging das alles viel zu langsam. Es gab nur eines: Er musste noch mehr Taucher einsetzen.

Die Japaner holten sich also aus dem Gefangenenlager Cabanatuan drei weitere erfahrene Marinetaucher: Torpedomechaniker Sheats, Bootsmannsmaat Chopchick und Zimmermannsmaat Anderson – alles alte Bordkameraden der Mannschaft, die in der Caballobucht arbeitete.

Als sie an Bord des Wohnschiffs kamen, klärten die andern sie darüber auf, was hier gespielt wurde, und zeigten ihnen dann ihre Luxuskabinen. Den Neuen verschlug es die Sprache. Alle Ecken und Winkel waren vollgestopft mit Tabak, Süßigkeiten, Erdnüssen, Salz, Zucker und Pfeffer, mit Eiern, Kaffee und Rum.

Begeistert zählten Sheats, Anderson und Chopchick den Silberhaufen: 2'430 Pesos waren es an diesem Tag gewesen. Hinterher halfen sie, das Geld durch eine Falltür auf ein tieferliegendes Deck zu bringen. Dort holten die Taucher durch die Bilgenluken lange Leinen ein, und Eimer voll Silbermünzen kamen zum Vorschein.

«Die Verzinsung ist natürlich miserabel», sagte Jughead Sauers. «Aber wir haben zu den Banken hier kein rechtes Vertrauen.»

Die 2430 Pesos wurden hineingeschüttet und die Eimer wieder weggefiert. Dann erklärten die alten Silberräuber den drei Neuen, wie das Ganze funktionierte. Die Filipinos an den Luftpumpen durften ab und zu ihre Angehörigen in

Manila besuchen. Die Amerikaner hatten sie lange beobachtet, mit verfänglichen Bemerkungen über den Tenno auf die Probe gestellt und ihnen schliesslich, überzeugt von ihrer Zuverlässigkeit, gesagt: «Wir stehlen hier Silber. Wollt ihr uns helfen, es in Umlauf zu bringen?» Das Pumpenpersonal machte schnell ein paar chinesische Geldwechsler in Manila ausfindig, die nur zu gerne das Besatzungsgeld gegen blanke philippinische Silberpesos tauschten – zu einem Schwarzmarktkurs, der den Jen ruinierte. Schliesslich war in Manila so viel Silber in Umlauf, dass der Wechselkurs auf 30 zu 1 sank und niemand mehr japanisches Papiergeld annehmen wollte. Die Filipinos behielten zwar hohe Provisionen für sich, doch die Amerikaner fanden, das verdienten sie auch: Sie riskierten schliesslich ihr Leben.

Einen Tag nach der Ankunft der Neuen an Bord liess/Yosobe, um die Bergungsarbeiten zu beschleunigen, das Wohnschiff an die Südpier schaffen – etwas näher an die Stelle heran, wo der Silberschatz lag. Die Amerikaner freuten sich gar nicht darüber, denn nun waren sie nicht mehr unter sich. Direkt hinter ihrem Heck machte ein Schlepper fest und dicht vor dem Bug ein Seeleichter. Die japanischen Matrosen konnten jederzeit auf dem Wohnboot herumschnüffeln. An diesem Tag kamen sie allerdings nicht dazu, denn der Himmel verdunkelte sich und die Wellen gingen immer höher – auf allen Schiffen traf man Vorbereitungen für den heraufkommenden Sturm.

Am andern Morgen wütete ein ausgewachsener Taifun. Die japanischen Seeleute verliessen ihren Schlepper und suchten Schutz in den Tunnelbunkern an Land. Die Amerikaner aber mussten ihr Wohnschiff unbedingt retten. Und wie durch ein Wunder schafften sie es. Als der Taifun schliesslich abflaute, war Corregidor ein Trümmerhaufen. Kein Baum stand mehr. Den japanischen Leichter hatten die Brecher mit sich gerissen. Dutzende von Silberkisten waren, als er auseinanderbrach, weit draussen in der Bucht hochgespült und am Südufer der Insel zerschmettert worden, wo Filipinos sich eifrig die Taschen füllten. Aber das Wohnschiff lag immer noch an der Pier.

Zwei Wochen hatten die Japaner zu tun, um die Schäden zu beseitigen, und das erhöhte die Chancen der Taucher, ihr Silber den anderen amerikanischen Kriegsgefangenen zustecken. Nach dem Sturm wurden nämlich Arbeitstrupps aus Gefangenen zum Aufräumen eingesetzt. Diese Kommandos waren nicht sehr scharf bewacht, und die japanischen Soldaten konnten einen Taucher nicht von einem anderen Gefangenen unterscheiden. Zu zweit oder zu dritt schmuggelten sich die Taucher in einen solchen Trupp und drückten, wenn die Wachtposten gerade nicht hinsahen, ihren verblüfften Kameraden Silbertaler in die

Hand. Bald hatten sie Tausende von Pesos an den Mann gebracht. Trotzdem hielten sie es für besser, ihr Glück nicht zu lange auf die Probe zu stellen, und das war gut so. Denn eines Morgens kam Hauptmann Takiuti an Bord.

Er hatte einen kleinen, unangenehm aussehenden Offizier bei sich. Keiner der beiden sagte ein Wort. Langsam gingen sie durch die Kajüten, stocherten an den Matratzen herum, schauten unter die Stapel von Taucherkombinationen, in den Arzneischränk, in den Herd, in die Bücherregale. Die Japaner hatten also Verdacht geschöpft. Schliesslich blieb Takiuti genau auf der Falltür stehen, die vom Teppich verdeckt ins untere Deck führte. Takiuti kannte natürlich den Laderaum da unten. Und es waren immer noch Tausende von Pesos in den Bilgen verborgen. Die Taucher dachten, nun sei alles aus.

Doch zu ihrer Verblüffung blieb Takiuti auf dem Teppich stehen. «Sie müssen sich mit der Bergung des Silbers mehr beeilen», sagte er barsch. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging von Bord.

«Er muss den Laderaum vergessen haben», flüsterte einer.

«Er hat ihn nicht vergessen», sagte Sauer, «die kommen zurück. Wir müssen das Zeug unbedingt wegschaffen!»

Es gab nur eine Möglichkeit: Sie mussten den Schatz wieder versenken. Einen Eimer voll Silber nach dem anderen holten sie aus den Bilgen herauf. Aber es war nicht so einfach, die Dinge unauffällig ins Wasser zu bugsieren. Überall auf der Pier standen neugierige japanische Soldaten. Deshalb bildeten die Amerikaner, den Rücken den Japanern zugewandt, jedesmal einen engen Halbkreis um einen Taucher, bis er im Wasser war. Dann reichte man ihm die Münzen hinab. Zehn Eimer Silber gingen so im Laufe des Tages auf den Grund des Hafengebckens zurück.

Am Tag darauf durchsuchten Takiuti und drei schwerbewaffnete Soldaten jeden Winkel des Wohnschiffes. Die Taucher folgten ihnen entrüstet von Raum zu Raum und spielten die Gekränkten.

«Wir haben schwer für Sie gearbeitet, Herr Hauptmann», sagte Moe Solomon bitter. «Jetzt tun Sie so, als ob wir Diebe wären oder sonst was.»

«Ich halte es durchaus für möglich», antwortete Takiuti, «dass Sie wirklich Diebe sind – oder sonst was!» Er war rot vor Wut, als er nach dieser Durchsuchung das Wohnschiff mit seinen Leuten verliess. Sie hatten nichts gefunden.

Den Amerikanern war klar, dass sie ihn keineswegs überzeugt hatten. Er wusste, dass sie Silber beiseite schafften, und wollte es finden. Und wenn er es fand, wurden sie an die Wand gestellt.

Am nächsten Morgen bestätigten sich ihre Befürchtungen. Als sie gerade zum Tauchen fertig waren, erschien plötzlich der Kempei auf dem Prahm.

«Er will selber tauchen», sagte Yosobe, «und nachsehen, was Sie da unten gemacht haben. «

Die Taucher warfen sich rasche Blicke zu: Das bedeutete für sie alle das Ende. Sie durften den» Kempei nicht lebend nach oben kommen lassen. Aber damit waren sie selbst auch erledigt; denn beim Tod eines Kempeis würden die Japaner keine Ausrede gelten lassen.

Der Kempei bekam einen Helm aufgepasst und kletterte ins Wasser. Sheats führte die Rettungsleine, Barton den Luftschlauch. Sobald der Kempei unten angekommen war, wollte Sheats ihm den Helm vom Kopf reißen.

Der Kempei griff nach dem Abstiegseil und liess sich langsam hinunter. Aber kaum war er einen oder zwei Meter tief getaucht, kam er schon wieder zurück. Nachdem man ihn von dem Helm befreit hatte, redete er aufgeregt auf Yosobe ein.

«Dem Kempei wird schwindlig», dolmetschte Yosobe. «Er kann es in dem Helm nicht aushalten. Und er ist jetzt überzeugt, dass Sie da unten keine krummen Sachen gemacht haben, sonst hätten Sie nicht mitgeholfen, ihn hinabzulassen.» Der alte Mann war sichtlich erleichtert. Die Amerikaner hatten weiche Knie.

Das Tauchen ging bis zum Spätherbst weiter, dann wurden die Bergungsarbeiten eingestellt. Den Japanern war inzwischen klargeworden, dass das Silber aus der Caballobucht kam. Aber sie hätten nicht einmal sich selbst eingestanden, dass die amerikanischen Taucher es gestohlen hatten.

Die Sicherheitspolizei gab offiziell bekannt, das im Umlauf befindliche Silber stamme aus den Kisten, die während des Taifuns an Land gespült wurden. Damit war der Fall erledigt.

Fast alle Silbertaucher haben den Krieg überstanden. Keiner von ihnen war ein reicher Mann. Sauer rettete als einziger wenigstens einen Silberpeso zur Erinnerung.

Und der Rest des Silberschatzes? Die amerikanische Marine barg nach dem Krieg Pesos im Wert von rund zweieinhalb Millionen Dollar und gab die Sache dann auf. Infolge der Fäulnis und der Beschädigungen durch die Taucher zerfielen immer mehr Kisten. Die Unkosten überstiegen allmählich den Wert des heraufgeholt Silber.

Im Jahre 1947 erwarben zwei Amerikaner von der philippinischen Regierung eine Bergungslizenz, konnten aber nur noch Pesos für etwa 250'000 Dollar heraufholen. Für über vier Millionen Dollar Silber liegt weiterhin auf dem Grund der Caballobucht. Verstreut, überspült und übersandet von den Strömungen und Stürmen fast zweier Jahrzehnte, wird es wohl dort unten bleiben.

## Die Kamikaze-Flieger

Am 17. Oktober 1944 – die Philippinen waren noch in japanischer Hand – landeten am Eingang des Golfs von Leyte amerikanische Streitkräfte. Von Flugzeugträgern aus griffen Bomber ohne grossen Widerstand Ziele von Luzon bis Mindanao an. Die japanische Flotte hatte im Philippinischen Meer eine vernichtende Niederlage erlitten; ihre Marineluftwaffe war sehr geschwächt.

Am 19. Oktober besuchte Admiral Takijiro Onishi, der Oberbefehlshaber der Ersten Japanischen Luftflotte, den Flugplatz Mabalacat auf Luzon und liess die Stabsoffiziere des 201. Luftgeschwaders zu einer Besprechung zusammenrufen. Er erklärte ihnen, das endgültige Schicksal des Kaiserreichs hänge von der erfolgreichen Verteidigung der Philippinen ab. Eine Flotteneinheit unter Admiral Kurita werde deshalb in Kürze die feindlichen Überwasserstreitkräfte im Golf von Leyte angreifen. Die Erste Luftflotte habe den Auftrag, diese Operation dadurch zu unterstützen, dass sie die amerikanischen Flugzeugträger für mindestens eine Woche ausser Gefecht setze. Der Admiral schloss: «Aber mit den herkömmlichen Methoden wird uns das nicht gelingen. Nach meiner Ansicht kann der Feind nur aufgehalten werden, wenn Zero-Jäger sich, mit 250-Kilo-Bomben beladen, auf ihre Flugdecks stürzen.»

Alle hörten wie gebannt zu. Der Zweck seines Besuches war es also, zu Selbstmordangriffen aufzurufen.

Als Onishi geendet hatte, bat der Geschwaderführer, Fregattenkapitän Tamai, über eine so ernste Frage mit seinen Staffelführern beraten zu dürfen. Er war allerdings sicher, dass die meisten seiner Piloten bereit sein würden, sich als menschliche Geschosse zu opfern.

«Sie sagten nur wenig», berichtete er später, «aber aus ihren Augen sprach die Bereitschaft, für ihr Vaterland zu sterben.»

Am 20. Oktober, kurz nach Sonnenaufgang, rief Admiral Onishi die vierundzwanzig *Kamikaze*-Piloten zusammen (*Kamikaze* heisst: «Götterwind») und sagte zu ihnen: «Es geht für Japan um Sein oder Nichtsein.

Die Rettung unseres Vaterlandes liegt nicht mehr in der Macht der Minister, des Generalstabs oder untergeordneter Kommandeure, wie ich einer bin. Sie liegt jetzt in den Händen kühner junger Männer, wie Sie es sind.» Mit Tränen in den Augen schloss er: «Ich bitte Sie, Ihr Äusserstes zu geben, und wünsche Ihnen Erfolg.»

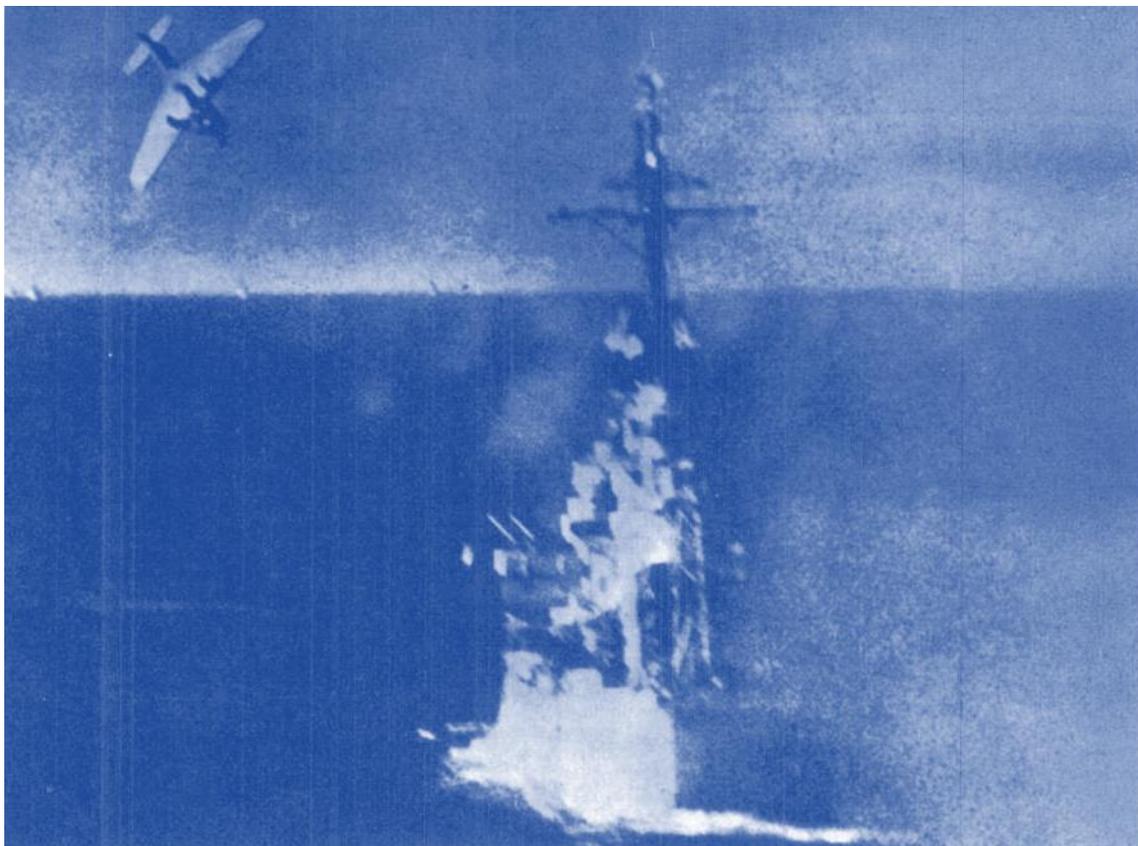
Zur selben Zeit wurden auch auf anderen Luftstützpunkten *Kamikaze*-Piloten angeworben. In Cebu versammelten sich am 20. Oktober um sechs Uhr früh alle Besatzungen. «Wer sich für diese besondere Aufgabe freiwillig melden will», sagte der Kommandeur, «schreibt Namen und Dienstgrad auf ein Blatt Papier und steckt den Zettel in einen Umschlag. Wenn Sie sich nicht melden wollen, legen Sie ein leeres Blatt hinein. Sie haben drei Stunden Zeit, sich die Sache ernsthaft zu überlegen.» Pünktlich um neun Uhr sammelte der dienstälteste Feldwebel die Umschläge ein und brachte sie dem Kommandeur: Nur zwei von über zwanzig Piloten hatten leere Blätter abgegeben.

Der erste erfolgreiche Angriff einer *Kamikaze*-Einheit wurde am 25. Oktober geflogen: Sechs Maschinen starteten in der Morgendämmerung von Davao im Süden der Insel Mindanao und beschädigten mindestens drei amerikanische Flugzeugträger. Am selben Morgen stieg auch Leutnant Seki von Mabalacat zum Angriff auf.

Der Führer eines der vier Begleitflugzeuge schrieb in seinem Bericht: «Als Leutnant Seki einen feindlichen Geleitzug entdeckte, der aus vier Flugzeugträgern und sechs anderen Schiffen bestand, stürzte er sich sofort auf einen der Träger und traf ihn schwer. Ein zweiter Pilot liess sich auf dasselbe Schiff fallen, und eine grosse Rauchwolke stieg auf. Auch zwei andere griffen mit Erfolg an – der eine einen weiteren Träger, der andere einen leichten Kreuzer.»

Die Nachricht über die Erfolge der *Kamikaze-FVieger* machte in der japanischen Marine schnell die Runde. 93 Jäger und 57 Bomber hatten an diesem Tag konventionelle Angriffe geflogen, ohne dem Gegner Schaden zuzufügen. Die Überlegenheit der Selbstmordangriffe war also offensichtlich. Admiral Onishi plädierte dafür, man solle diese unmenschliche Taktik beibehalten. Und tatsächlich, die *Kamikaze*-Kriegführung wurde nun zum anerkannten Kampfmittel. Überall meldeten sich junge Freiwillige, um die Gewalt des «göttlichen Windes» zu erhöhen, und auch aus der Heimat kamen Verstärkungen, die sich zum Sturz auf feindliche Kriegsschiffe bereitfanden.

Aber es war schon zu spät; die Lage um die Insel Leyte wurde von Tag zu Tag hoffnungsloser. Mit dem zunehmenden Druck der Invasion vergrösserte sich zwar die Anzahl und Wucht der *Kamikaze*-Angriffe; doch schon wurden die

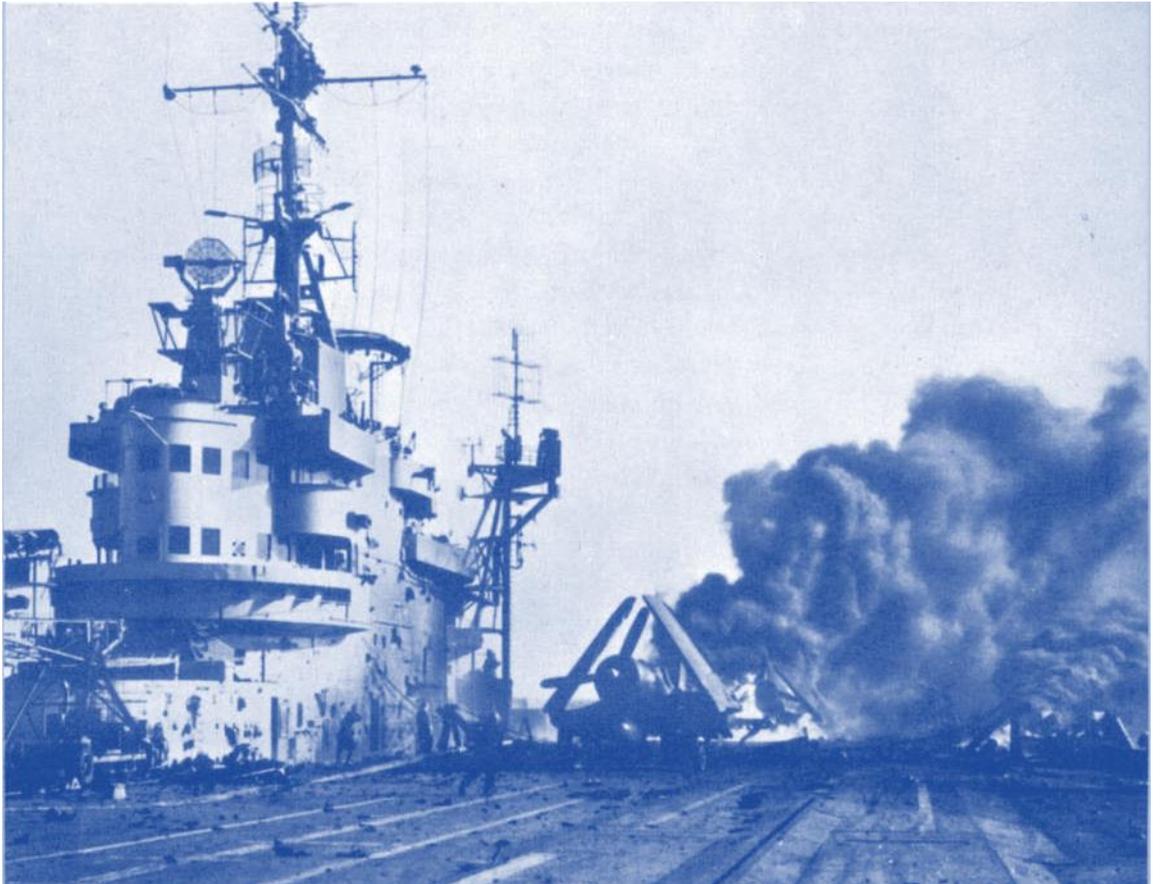


Ein Kamikazeflugzeug stösst auf einen amerikanischen Kreuzer herab

Ein japanisches Selbstmordflugzeug hat → sich auf einen Flugzeugträger der britischen Pazifikflotte gestürzt. Feuerlöschtrupps eilen herbei, um den Brand zu löschen



Ein Kamikazeflieger greift ein amerikanisches Schlachtschiff an. Im Vordergrund Soldaten in einem Geschützstand



Flugzeuge knapp. Am 5. Januar kam es zur letzten grossen Selbstmordattacke im Golf von Lingayen. Fünfzehn *Kamikaze-Bomber* griffen die Invasionsflotte an und beschädigten zwei Kreuzer, einen Flugzeugträger, einen Zerstörer und vier Transporter.

Auf den Fall der Philippinen folgten weitere japanische Niederlagen. Eine amerikanische Übermacht landete im Februar 1945 auf Iwo Jima, und im April auf Okinawa. Japan befand sich im Griff einer tödlichen Zange.

*Kamikaze*-Angriffe in bisher ungekanntem Ausmass waren die Antwort; sogar Schulflugzeuge wurden nun eingesetzt. Ausserdem hatten die Japaner eine neue Selbstmordwaffe entwickelt: 1'800 Kilo schwere Raketengeschosse, die von einem «Mutterbomber» in die Nähe des Zieles getragen, dort ausgeklinkt und von einem Selbstmordpiloten auf das feindliche Schiff zugesteuert wurden.

Die für diese Waffe ausgebildeten Piloten nannte man *Jinrai Butai* (Gruppe «Göttlicher Blitz»). Zum erstenmal wurden sie bei dem grossen Angriff auf Okinawa am 12. April eingesetzt. Der Pilot des Geschosses, das dann den ersten Treffer erzielte, war erstaunlich gelassen. In seinen freien Stunden war er Leiter eines Offiziersquartiers. Seine letzten Worte, bevor er in den Mutterbomber stieg, lauteten: «Passt auf, dass ihr die neuen Strohmatten bekommt, die ich bestellt habe.» Auf dem Weg nach Okinawa schlief er so fest, dass man ihn zu seinem Flug in die Ewigkeit wecken musste.

Allein im Kampf um Okinawa gab es über 1'800 Selbstmordflüge. Und als Japan die Waffen streckte, hatten sich insgesamt 2'519 Soldaten und Offiziere der Kaiserlich Japanischen Marine geopfert.

Wenige Stunden nach der Kapitulation am 15. August 1945 wählte der Kommandeur der Fünften Luftflotte, Admiral Ugaki, denselben Tod, den er so vielen seiner Piloten bereitet hatte. Er riss die Rangabzeichen von seiner Uniform und erklärte den versammelten Offizieren und Soldaten: «Ich starte jetzt zu einem Sturzangriff auf Okinawa. Wer mitkommen will, hebe die Hand.» Es meldeten sich mehr Freiwillige, als Flugzeuge verfügbar waren. Von den elf Leuten, die starteten, meldeten sieben – darunter Admiral Ugaki –, sie stürzten jetzt ins Ziel.

Am Abend desselben Tages schrieb Admiral Onishi in Tokio sein Testament: «Den Seelen meiner toten Untergebenen höchstes Lob für ihre heldenhaften Taten. Im Tod bitte ich diese tapferen Männer und ihre Familien um Verzeihung.» Dann stiess er sich ein Samuraischwert in den Unterleib. Ärztliche Hilfe oder einen Gnadenschuss wies er zurück; er starb nach langen Qualen am folgenden Abend. Offensichtlich wollte er so lange leiden, um seine Mitschuld an einer unmenschlichen Kampffart zu sühnen.

# Japan's Ballonoffensive gegen die USA

Der grosse amerikanische Luftangriff auf Tokio am 1. April 1942 traf das Selbstgefühl der Japaner schwer. Sie sann auf ein Mittel zur Vergeltung und entschlossen sich zu einem Überseeangriff mit unbemannten Ballons – dem ersten, den die Geschichte kennt. Zwei Jahre brauchten sie zur Vorbereitung; dann aber liessen sie in den sechs Monaten, die auf den 1. November 1944 folgten, neuntausend sinnreich konstruierte Gasballons aufsteigen, die Brand- und Splitterbomben über amerikanischen Waldungen, Bauernhöfen und Städten abwerfen sollten.

Die Ballons, die einen Durchmesser von zehn Metern hatten, sollten den Stillen Ozean in neun- bis elftausend Meter Höhe überqueren, weil dort Luftströmungen von 150 bis 300 Stundenkilometern in Richtung Amerika vorherrschen. Obwohl sie nach dem Aufstieg weder von Menschenhand noch durch Funk gesteuert wurden, erreichten nach vorsichtiger Schätzung neunhundert bis tausend den nordamerikanischen Kontinent. Fast zweihundert mehr oder weniger unversehrte Ballons gelangten bis in die Staaten an der amerikanischen Pazifikküste und ins westliche Kanada. Überreste von weiteren fünfundsiebzig wurden teils an Land entdeckt, teils aus den Küstengewässern aufgefischt. Blitzartiges Auf lodern am Himmel zeigte an, dass mindestens hundert Ballons in der Luft explodierten.

Man hat versucht, die Tragweite dieses Angriffs zu bagatellisieren. Doch bleibt die Tatsache bestehen, dass dieses Unternehmen in der Geschichte der Kriegskunst eine bedeutsame Weiterentwicklung darstellt: Zum ersten Male wurden Flugkörper über den Ozean geschickt, die nicht von Menschenhand gesteuert waren, und die Gefahr, dass sie grossen Schaden anrichteten, war erheblich. Zum Glück kam es, dank der Jahreszeit, nicht zu Waldbränden. Hätten jedoch die Ballonangriffe bis in den trockenen Sommer angedauert, als die Wälder im Westen der USA trocken wie Zunder waren; hätten die Japaner weiterhin – wie im März 1945 – durchschnittlich hundert Ballons am Tage aufsteigen las-

sen; und hätten sie diese mit Hunderten von kleinen Brandladungen ausgestattet und nicht mit wenigen grossen – oder gar mit Bakterien-Kampfstoffen, dann wären die Verheerungen zweifellos enorm gewesen.

Die ersten Ballonversuche grossen Stils machten die Japaner im Frühjahr 1944. Dabei liessen sie gleich zweihundert Ballons aufsteigen, aber keiner erreichte die Küste der USA. Die ersten Ballons, mit denen die Überquerung des Ozeans gelang, wurden am 1. November 1944 gestartet – und am 4. November erhielt ich Meldung darüber. An diesem Tage hatte ein Patrouillenfahrzeug der Kriegsmarine eine verdächtige Masse im Meer gesichtet, die wie ein grosses Stück zerfetzten Leinens aussah. Ein Matrose versuchte, den Stoff an Bord zu holen, merkte aber, dass etwas Schweres daran hing. Da er es nicht hochziehen konnte, schnitt er es mit einem Messer ab und liess auf diese Weise das Traggestell mit den Apparaten und Sprengkörpern absacken. Geborgen wurde nur die Hülle. Sie trug indes japanische Kennzeichen, und damit wussten wir, dass unsere Gegner ein neues, geheimnisvolles Kampfmittel einsetzten.

Wir waren uns vom ersten Augenblick an über die Möglichkeiten dieser neuen Waffe klar. Daher wurde sofort die Unterstützung aller staatlichen Stellen angefordert. Der Marine und der Bundespolizei empfahlen wir verschärfte Wachsamkeit und unterrichteten die Forstbehörden, dass wir über etwaige Ballonlandungen und die Bergung irgendwelcher Ballon- oder Traggestellteile ausführliche Berichte wünschten.

Nachdem die erste Ballonhülle gefunden war, mussten wir zwei Wochen warten, bis wieder ein Bruchstück aus dem Meer gefischt wurde. Kurz darauf stürzte ein weiterer Ballon, angebrannt und halb zerstört, in Montana, also mitten im Lande, ab. Auf Grund zahlreicher unvollständiger Nachrichten hatten bis Mitte Dezember unsere technischen Sachverständigen die Prinzipien der Waffe rekonstruiert, und Zeichner hatten danach Skizzen angefertigt. Wir waren später sehr stolz, als sich herausstellte, dass diese Rekonstruktionen in allen wesentlichen Einzelheiten stimmten.

Die aufgefundenen Teilstücke wurden in der Marine-Forschungsstelle in Washington und an der Technischen Hochschule von Kalifornien untersucht. Dort stellte man fest, dass die Hülle aus mehreren, mit einem Pflanzenleim zusammengeklebten Lagen Japanpapier bestand und – dass dieses Material für Wasserstoffgas weit weniger durchlässig war als der beste gummierte Ballonstoff.

Fachleute untersuchten den Sand aus den Ballastbeuteln und ermittelten die Namen von fünf Orten in Japan, von denen der Sand herkommen musste. Die

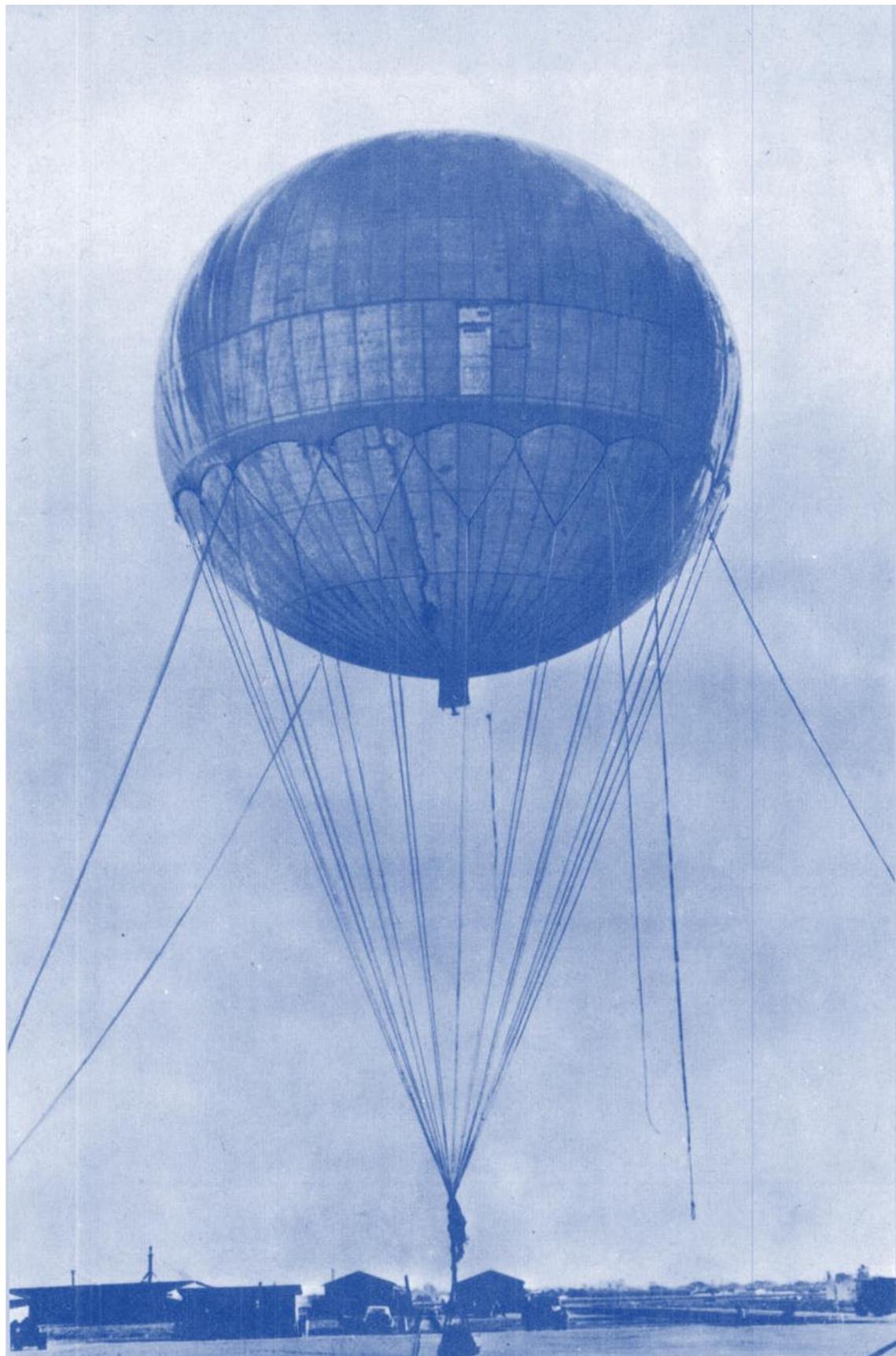
Luftwaffe wurde daraufhin beauftragt festzustellen, was an diesen Stellen vor sich ging. Bald darauf erhielt meine Dienststelle einen Bericht mit Luftbildern von einem der Orte. Die Aufnahmen zeigten eine Fabrikanlage und davor eine Anzahl perlgrauer Kugeln, offensichtlich Ballons, die für den Flug nach Amerika mit Gas gefüllt wurden.

Wenig später wurde einer dieser perlgrauen Gasballons nahe bei einer grösseren Stadt im Westen der Vereinigten Staaten in der Luft gesichtet. Der Pilot eines Flugzeugs der Luftwaffe bekam Befehl, aufzusteigen und den Ballon unbeschädigt herunterzuholen. Er drängte ihn durch wiederholte Luftstösse seines Propellers über freies Feld; dabei geriet das Untergestell des Ballons ins Schwanken, der Gasverschluss öffnete sich und der Ballon schwebte sanft zu Boden. Zum Glück versagte seine automatische Selbstzerstörungsladung, er fiel unversehrt in unsere Hände.

Wie wir später erfuhren, kostete die Herstellung eines Ballons rund achthundert Dollar. Jeder trug etwa dreissig Sandbeutel von gut fünf Pfund Gewicht, die durch ein Barometer ausgelöst nacheinander abgeworfen wurden, sobald der Ballon unter 9'000 Meter sank. Ein anderer Barometer-Auslöser öffnete ein Ventil und liess Wasserstoff ausströmen, wenn der Ballon über 11'000 Meter stieg. Jeder Ballon trug drei oder vier Bomben: mindestens eine Brandbombe und fünfzehn Kilo schwere Splitterbomben gegen lebende Ziele. Die Bomben wurden nach Abwurf des letzten Ballastbeutels automatisch ausgeklinkt; dann musste der Ballon, nach der Schätzung der Japaner, über dem amerikanischen Kontinent angekommen sein. Schliesslich gab es noch eine Vorrichtung, die den Ballon zur Explosion bringen sollte, nachdem alle Bomben ausgelöst waren. Da sie bei mindestens zehn Prozent der gelandeten Ballons versagte, konnten wir mehrere so gut wie unbeschädigt bergen.

Mit jedem Schwarm von bombentragenden Ballons liessen die Japaner jeweils einen aufsteigen, der Funksignale abgab und es ihnen ermöglichte, den ganzen Schwarm auf seinem Flug über den Ozean zu verfolgen. Um sicher zu gehen, dass diese Funkballons bestimmt am Ziel ankamen, verwandten die Japaner für die Hülle gummigetränkte Seide statt Papier – offenbar in der Annahme, dass diese Spezialseide den Wasserstoff besser hielt. Doch gerade das Gegenteil traf zu. Nur drei der Seidenballons erreichten die USA.

Schon nach der Bergung einiger weniger Ballons wussten wir, dass die Gefährdung durch die Explosivbomben gering war; dagegen stellten die Brandbomben in den Monaten Juli bis September, der Zeit der Waldbrände, eine ernste Bedrohung dar. Daher wurden aus Fallschirmtruppen Feuerschutz-



einheiten gebildet, die mit den Forstbehörden und den privaten Waldfeuerwehren zusammenarbeiten sollten.

Um zu verhindern, dass die Japaner etwas über den Erfolg ihrer Angriffe erfuhren, unterwarfen sich Presse und Rundfunk in den USA und in Kanada freiwillig einer Zensur, die beispielhaft für vorbildliches Verhalten im Kriege war. Leider erschwerte diese Zensur jedoch eine ausreichende Warnung der Bevölkerung. In Oregon fanden zum Beispiel Kinder bei einem Ausflug einen der Ballons. Anscheinend haben sie an ihm herumgezerrt und dadurch die Bomben zur Explosion gebracht; fünf Kinder und eine Frau wurden getötet.

Durdi hervorragende Mitarbeit der Schulbehörden, Lehrer, Polizeichefs und Forstbeamten gelang es trotzdem, Millionen von Kindern vor dieser Gefahr zu warnen und gleichzeitig Landwirte und Forstleute im Westen der USA zu verständigen, dass ihre Meldungen dringend gebraucht wurden – ohne dass dabei etwas nach Japan durchsickerte.

Ende April hörte der Einflug der Ballons plötzlich auf. Hatten die Japaner den Angriff abgeblasen, weil sie ihn für einen Fehlschlag hielten? Oder war es nur eine List, um uns vor einem heftigeren Überfall in Sicherheit zu wiegen? Wochen und Monate verstrichen ohne neuen Einflug.

Die Lösung des Rätsels erfuhr ich drei Jahre später, als ich in Japan mit General Kusaba sprach, der die Ballonoffensive geleitet hatte. Er sagte mir, er habe insgesamt neuntausend Ballons aufsteigen lassen und damit gerechnet, dass mindestens jeder zehnte die Vereinigten Staaten und Kanada erreichen würde. Tatsächlich gelangte eine Nachricht von der ersten Ballonlandung in Montana nach Japan. Danach jedoch schwiegen sich Presse und Rundfunk in Amerika aus. So blieb diese Nachricht die einzige Meldung über eine Ballonlandung auf dem amerikanischen Kontinent, und General Kusaba hatte einen schweren Stand beim japanischen Generalstab. Man warf ihm vor, sein Unternehmen sei ein Fehlschlag, er vergeude damit nur die knappen Materialreserven des Landes.

Ende April erhielt er schliesslich den Befehl, alle Operationen einzustellen. Das Urteil des Generalstabs war: «Ihre Ballons kommen überhaupt nicht bis Amerika. Täten sie es, so stände darüber etwas in den Zeitungen; so lange können die Amerikaner unmöglich den Mund halten!»

← Einer der bombentragenden Ballons, die die Japaner über den Pazifik nach Amerika schickten

# Meine letzte Wache auf der «Jamato»

**Am** 1. April 1945 lag das Superschlachtschiff *Jamato* der Kaiserlich Japanischen Marine im Kriegshafen Kure an der Bucht von Hiroshima, wo es repariert und überholt werden sollte. Wie ein riesiger Fels, der alles um sich beherrschte, ragte der silbergraue Koloss von 75'000 Tonnen aus dem Wasser. Ich war als jüngster Radaroffizier an Bord.

Da unterbrach der Alle-Mann-Lautsprecher die Morgenstille: «Seeklarmachen ab 8.15 Uhr. Ankeraufgehen 10 Uhr.»

Amerikanische Streitkräfte waren auf Okinawa gelandet! Sollten wir sie angreifen – vielleicht die entscheidende Schlacht des Pazifikkrieges schlagen?

Pünktlich um 10 Uhr ging die *Jamato* in See. Abends ankerten wir vor Mitajiri, wo ein Verband sich sammeln sollte.

Die Besatzung wurde an Deck gerufen. In khakifarbenem Gefechtsanzug standen 3'000 von uns straff ausgerichtet, als Kapitän zur See Ariga in einer kurzen Ansprache seiner Überzeugung Ausdruck gab, dass wir uns voll einsetzen würden. Dann rief der Erste Offizier, Fregattenkapitän Nomura: «Möge die *Jamato* gleich den *Kamikazes* ihrem Namen Ehre machen!» (*Jamato* ist ein symbolischer Name für Japan, *Kamikaze* – zu deutsch: Götterwind – die Bezeichnung für einen Selbstmordflieger.)

Am andern Morgen wurde eine B 29 gesichtet. Sie warf eine Bombe mittleren Kalibers, die zwar keinen Schaden anrichtete, aber unsere Hoffnung, unbemerkt zu bleiben, war dahin.

Ich hörte, wie ein höherer Offizier sagte, unser Unternehmen solle mit *Kamikaze*-Angriffen im Raum von Okinawa gekoppelt werden. Die Schläge der überlegenen amerikanischen Jäger gegen unsere unbeholfenen, schwer mit Sprengstoff beladenen Selbstmordflugzeuge waren vernichtend gewesen. Die feindlichen Geschwader mussten unbedingt durch einen Köder abgelenkt werden, damit unsere *Kamikazes* erfolgreicher operieren konnten. Dazu brauchte man ein

Objekt, das möglichst viele amerikanische Maschinen auf sich ziehen und ihren Angriffen möglichst lange standhalten würde.

Die *Jamato* mit ihrer Sicherungeskorte war ohne Zweifel der verlockendste Köder. Zogen wir mit unserm Verband den Hauptdruck der feindlichen Luftstreitkräfte auf uns, so hatten unsere Selbstmordflieger freie Bahn.

Überstanden wir diese erste Phase, sollten wir mitten hinein in den Ring um Okinawa vorstossen und die grösstmöglichen Zerstörungen anrichten. Zu diesem Zweck war die *Jamato* vollgepackt mit Munition aller Kaliber. In ihren Bunkern aber hatte sie nur Öl für die Hinfahrt. Das war Selbstmord – Selbstmord aus Verzweiflung.

Am Spätnachmittag des 5. April dröhnte es aus dem Lautsprecher: «Klarstehen zum Safe-Empfang. Kantine öffnen!» Wir Fähnriche wurden aufgefordert, an einem letzten Umtrunk teilzunehmen. Doch als der Navigationsoffizier sein Glas erhob, entglitt es seinen zitternden Fingern und ging an Deck in Scherben. Beschämt senkte er den Kopf, und ein Kreuzfeuer verächtlicher Blicke traf ihn. Jeder wusste: Am Ende unserer Fahrt wartete der Tod; vermutlich kam er bald. Und kam er, hatte man ihm festen, freudigen Herzens entgegenzugehen.

Am folgenden Nachmittag flatterte die Gefechtsflagge der *Jamato* im Frühjahrswind. Alles an Bord war in Bereitschaft. Um 16 Uhr ging der letzte Verband der einst so mächtigen Flotte Nippons nach Okinawa in See: die gewaltige *Jamato*, begleitet von dem leichten Kreuzer *Jahagi* und acht Zerstörern – doch ohne Luftsicherung.

Um 18 Uhr liess man uns antreten, und der Erste Offizier verlas den feierlichen Tagesbefehl des Flottenchefs: «Macht dies Unternehmen zum Wendepunkt des Krieges!» Dann erklang die Nationalhymne, Märsche und drei Banzais auf Seine Majestät den Kaiser folgten.

Ich hatte Brückendienst. Meine Aufgabe bestand darin, die Meldungen der Ausguckposten aufzunehmen und sie an den Kommandanten und seine Offiziere weiterzugeben. Links von mir stand Vizeadmiral Ito, der unsere Kampfgruppe befehligte, und rechts von mir sein Chef des Stabes, Konteradmiral Morishita. Ich war glücklich und sehr stolz.

Am 7. April fingen wir im Morgengrauen feindliche Funksprüche auf, die Kurs und Geschwindigkeit der *Jamato* genau angaben. Minute für Minute wurde unsere Position gemeldet. Bald darauf erschienen zwei Aufklärer. Sie kreisten knapp ausserhalb der Reichweite unserer Flak und beschatteten uns weiter.

Unser Mittagessen war einfach und trist: Reis und hinterher heisser schwarzer Tee, den wir kannenweise hinunterkippten.

Um 12.20 Uhr fasste unser Radargerät einen grösseren Flugzeugverband auf. Die Spannung stieg: Angestrengt suchte jeder Ausguckmann den Himmel nach den anfliegenden Maschinen ab. Da brachen sie donnernd aus den Wolken und umkreisten uns in weitem Bogen. «Über 100 Flugzeuge!» rief der Navigationsoffizier.

«Feuer eröffnen!» befahl der Kommandant. Das Krachen und Rattern von 24 Flakgeschützen und 150 MGs dröhnte auf. Die Batterien der Begleitzerstörer fielen ein.

Neben mir wurde ein Maat von einem Granatsplitter getötet. Mitten im Getöse ohrenbetäubender Detonationen hörte ich das dumpfe Aufschlagen seines Schädels auf das Deck, roch ich frisches Blut im Rauch des Flakfeuers.

Links von uns war der Zerstörer *Hamakaze* getroffen worden und sank. Hoch hob sich sein Heck in die Luft, und in dreissig Sekunden war er in den Wellen verschwunden. Nichts blieb als ein Strudel quirlenden weissen Schaumes.

Von allen Seiten jagten silbrige Torpedolaufbahnen lautlos auf uns zu. Mit Höchstkraft, mit 26 Knoten, durchpflügte die *Jamato* die See und lief verzweifelt zickzack. Das Rollen und Vibrieren des Schiffes war fürchterlich. Bomben und Bordwaffen der Flugzeuge deckten die Brücke ein.

Torpedo für Torpedo konnten wir ausmanövrieren, oft nur um Haaresbreite. Bis uns – um 12.45 Uhr – einer vorn an Badebord traf. Kurz darauf bekamen wir achtern zwei Bombentreffer. Dann drehte die erste Welle der Angreifer ab.

Ein Befehl wurde mir gebracht: «Radarraum achtern durch Bomben ausgefallen. Sofort nachsehen!»

Ich hastete durch die Rauchschwaden nach hinten. Trotz seiner schweren Stahlschotten war der Radarraum in zwei Teile zerrissen und seine obere Hälfte zerschmettert. Ein paar Körperteile hier und da – das war alles, was von meinen acht Kameraden übrig war. Hätte ich nicht gerade Brückendienst gehabt, wäre ich bei ihnen gewesen.

Ein donnerndes Dröhnen kam näher. Ich blickte auf und sah die zweite Angriffswelle. Hier möchtest du nicht sterben, dachte ich und lief wieder zurück auf die Brücke. Eben als ich die Leiter hochentern wollte, gab es einen schmetternden Schlag. Ich blickte mich um. Dort, wo der Feuerleitturm gestanden hatte, stieg eine weisse Rauchwolke hoch. Ich kletterte die Leiter hinauf, während MG-Kugeln auf die Stahlplatten neben mir aufschlugen.

Diese zweite Angriffswelle brachte uns drei Torpedotreffer an Backbord bei, dicht am achteren Mast. Selbst die mächtige *Jamato* konnte diese Schläge nicht ohne Wirkung nehmen.

Unsere gewaltige Feuerkraft schien so gut wie nutzlos zu sein. Hatten die Flugzeuge ihre tödliche Last abgeworfen, kurvten sie weg, um unserm Flakfeuer zu entgehen, und kämmtten dann die Brücke mit ihren MGs ab. Ab und zu wurde zwar eine der Maschinen abgeschossen und stürzte brennend ins Wasser, doch ihren Auftrag hatte sie schon erfüllt. Die Präzision und Kaltblütigkeit, mit der diese Piloten wieder und wieder anfliegen, bewies einen Kampfgeist, den wir unsern Feinden nicht zugetraut hätten.

Die Geschütztürme der *Jamato* wurden einer nach dem anderen durch Volltreffer hoch in die Luft geschleudert. Dicht vor unserm Bug schlugen Bomben ein und detonierten in mächtigen Wassersäulen, durch die wir hindurchpreschten.

Die zweite Welle der Angreifer drehte ab. Doch im Nu war wie ein Gewittersturm die dritte über uns. Sie erzielte fünf Treffer an Backbordseite. Der Kränkungsmesser zeigte leichte Schlagseite an.

«Alle Mann zum Trimmen einsetzen!» befahl der Kommandant über die Lautsprecher. Wir mussten die Schlagseite um jeden Preis ausgleichen, und der Befehl kam durch, Seewasser in die Steuerbord-, Maschinen- und Heizräume zu pumpen. Rasch rief ich diese Abteilungen an, um sie zu warnen – doch es war schon zu spät. Von den Torpedotreffern und aus den Flutventilen stürzte das Wasser herein und löschte das Leben der Männer aus, die dort unten auf ihrem Posten standen; es waren mehrere hundert.

Rund 3'000 Meter voraus lag jetzt der Kreuzer *Jahagi* gestoppt im Wasser. Eine Flugzeugstaffel, die aus den niedrighängenden Wolken eben auf uns herabstossen wollte, schwenkte auf den Kreuzer ab und durchlöcherte ihn mit über zehn Torpedos. Grauer Schaum quirlte um ihn, als er in die Tiefe ging. Vom Zerstörer *Isokaze*, der ebenfalls manövrierunfähig dalag, stieg schwarzer Qualm auf. Nur zwei Zerstörer, *Fujutzuki* und *Jukikaze*, blieben von unseren neun Begleitschiffen intakt. Die übrigen sieben lagen gestoppt und mit bedenklicher Schlagseite im Wasser oder waren gesunken.

Da erschien Badebord voraus die vierte Angriffswelle – über 150 Maschinen! Torpedos rissen neue Löcher in unsere linke Seite, während der achtere Mast und das Achterdeck Bombentreffer bekamen. Unsere schweren Geschütze waren jetzt sämtlich zum Schweigen gebracht, und nur ein paar MGs ratterten noch. Feuerlöschgruppen versuchten verzweifelt, auf dem Achterdeck einen Brand einzudämmen.

Plötzlich kam eine erregte Stimme über den Gefechtsfernsprecher: «Müssen sofort fluten! Müssen sofort fluten!» Unmittelbar darauf dröhnte eine Detonation von achtern durchs ganze Schiff. Die Meldungen verstummten.

Aus dem Heck schossen Flammensäulen empor. Einen Augenblick lang schien es sich hoch aufzubäumen. Neben dem Schornstein quoll schwarzer Qualm heraus. Die Schlagseite nahm jäh zu, bis auf 35 Grad; die Fahrt ging auf sieben Seemeilen herunter.

Der Feind kam im Sturzflug aus den Wolken, um uns den Fangstoss zu geben.

Ich lag platt an Deck und spannte alle Kräfte an, um bei den Erschütterungen der Bombeneinschläge nicht wegzurutschen. Der Zeiger des Krängungsmessers muss noch weitergeklettert sein, denn ich hörte die Meldung des Ersten Offiziers: «Schlagseite ausgleichen hoffnungslos!»

Auf dem immer steiler ankippenden Deck wurden Offiziere und Matrosen in wirrem Knäuel zusammengeworfen. Eine Gruppe von Admiralstabsoffizieren machte sich daraus frei und kroch zum Oberkommandierenden hinüber. Sein Chef des Stabes salutierte. Der Oberkommandierende gab seinen Offizieren gelassen die Hand und ging in seine Admiralskajüte. Das war das letzte, was man von dem Befehlshaber der Zweiten Flotte, Vizeadmiral Ito, gesehen hat.

Vom Brückenpersonal waren keine zehn Mann mehr am Leben. Der Navigationsoffizier und sein Stellvertreter banden sich am Kompassgehäuse fest, um der Schande zu entgehen, den Untergang des Schiffes zu überleben. Wir wollten das gleiche tun. Doch der Chef des Stabes befahl uns, ins Wasser zu springen. Er versetzte jedem einen gehörigen Stoss ins Kreuz, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Als ich durchs Ausguckluk nach draussen kroch, legte sich das todwunde Schiff unwahrscheinlich weit über – bis auf 80 Grad.

Langsam begann die *Jamato* zu sinken. Während sie immer tiefer hinabglitt, drang aus dem Innern das Krachen explodierender Munitionskammern und durch den Luftdruck berstender Abteilungen. Ich wurde durch den Sog hinabgezogen, wurde nach oben geworfen, herumgewirbelt und wieder hinabgerissen. Halb erstickt kämpfte ich mich dem schwachen Lichtschein entgegen, den ich sehen konnte – einen graugrünen Schimmer nur, hoch über mir. Dann, fast schien es mir ein Wunder, wurde ich wieder ans Tageslicht gespien.

Als das gekenterte Schiff in den Fluten verschwand, schossen riesige Stichflammen wie Raketen zu den dunklen Wolken empor. Die Augen brannten mir vom Öl aus den geborstenen Bunkern. Ich wischte es mir vom Gesicht und

schnappte gierig nach Luft. Um mich herum Gruppen von Schwimmenden, treibende Leichen, Splitter und verkohlte Trümmer. Das war alles, was von dem gewaltigsten Schlachtschiff der Welt übriggeblieben war.

Ein feiner Regen sprühte herab, als der Kampf zu Ende war. Nun begann ein anderer, der Kampf gegen Wunden, Öl und kaltes Seewasser. Schwerverwundete stöhnten vor Schmerz, wenn auch das schwarze Heizöl das Verbluten verlangsamte.

Da kam mit einem Male die *Fujutzuki* auf uns zugebraust. Sie schwang mit dem Heck weit nach links heraus und blieb 200 Meter vor uns gestoppt liegen. Immer noch hämmerten ihre Geschütze vergeblich auf die herabstossenden feindlichen Flugzeuge ein. Unendlich lange dauerte es, bis wir uns durch das schwarze Öl, das zäh wie Sirup war, an den Zerstörer herangearbeitet hatten. Nur wenige schafften es.

Von der Back oben rief man: «Los, los – beeilt euch!» Ich warf mich vorwärts und bekam eine Strickleiter zu fassen. Blut- und ölverschmiert pendelte ich an der Bordwand hin und her, während die Leiter langsam hochgezogen wurde. Dann packten mich zwei Mann an den Handgelenken und zogen mich hinauf. Völlig erschöpft lag ich an Dede.

Man zog mir die Uniform aus und steckte mir einen Finger in den Hals, damit ich das Öl erbrach, das ich geschluckt hatte. Jemand sagte: «Sie sind am Kopf verwundet, Fähnrich.» Ich hatte gar nicht gemerkt, dass meine Kopfschwarte einen klaffenden Riss hatte. Taumelnd suchte ich mir meinen Weg in den Verbandsraum, der mit Toten gefüllt war.

Als ich am 8. April morgens aufwachte, hatte der Schlaf meine Lebensgeister wieder aufgefrischt. An Deck leuchtete mir die Frühlingssonne entgegen. Das vergebliche Opfer der *Jamato* war Vergangenheit; wir befanden uns auf dem Heimmarsch. Bald kamen Japans Berge in Sicht. Ihre Schönheit nahm mir den Atem, und ich seufzte tief auf vor Freude.

Noch zu leben ist *doch* herrlich.

# Die grösste Land-, See- und Luftschlacht der Geschichte

Ustersonntag, der 1. April 1945, ein strahlender Frühjahrs- tag im Ostchinesi- schen Meer. Die See ist ruhig, die Sonne schon voller Kraft. Schattenhaft am Horizont ducken sich die Befestigungsanlagen von Okinawa – jener Insel, deren Name schon bald für immer im Buch der Geschichte aufgezeichnet werden soll.

Um Okinawa zu erobern, ist die gewaltigste Armada der Seekriegsgeschichte auf dem Marsch: über 40 amerikanische Flugzeugträger, 18 Schlachtschiffe, 200 Zerstörer, Hunderte von Transportern, Tross- und Tankschiffen, Minen- räumbooten und Landungsfahrzeugen. Mit insgesamt 1'321 Schiffen und 183'000 Mann Invasionstruppen an Bord ist diese Riesenflotte tief in die japa- nischen Gewässer vorgestossen.

In weitem Bogen um Okinawa auseinandergezogen, kreuzt draussen vor der Küste der Verband 58 unter Admiral Mitscher, während dicht unter Land die Transporter und Landungsschiffe mit kaum glaublicher Gemächlichkeit und fast ungestört ihre Sturmeinheiten an die verschiedenen Strandabschnitte brin- gen. Von See her kommt das Donnern und Aufblitzen der schweren Schiffsgeschütze. Am Himmel kurven amerikanische Flugzeuge; sie stossen hinab und werfen ihre Bomben ab. Die Japaner sind merkwürdig ruhig.

Okinawa ist etwa hundert Kilometer lang, zwischen drei und dreissig Kilo- meter breit und sieht wie eine grosse Eidechse aus. Eine Landenge schnürt ihren Rumpf, den bergigen und dicht bewaldeten nördlichen Teil der Insel von dem welligen Hügelland im Süden ab, das ihren Kopf bildet. Die Hauptverteidi- gungslinien der Japaner liegen in diesem «Kopf», der von Befestigungen und Schluchten eingefasst ist.

Der Zugriff auf Okinawa ergibt sich als zwingende Folge aus der alliierten

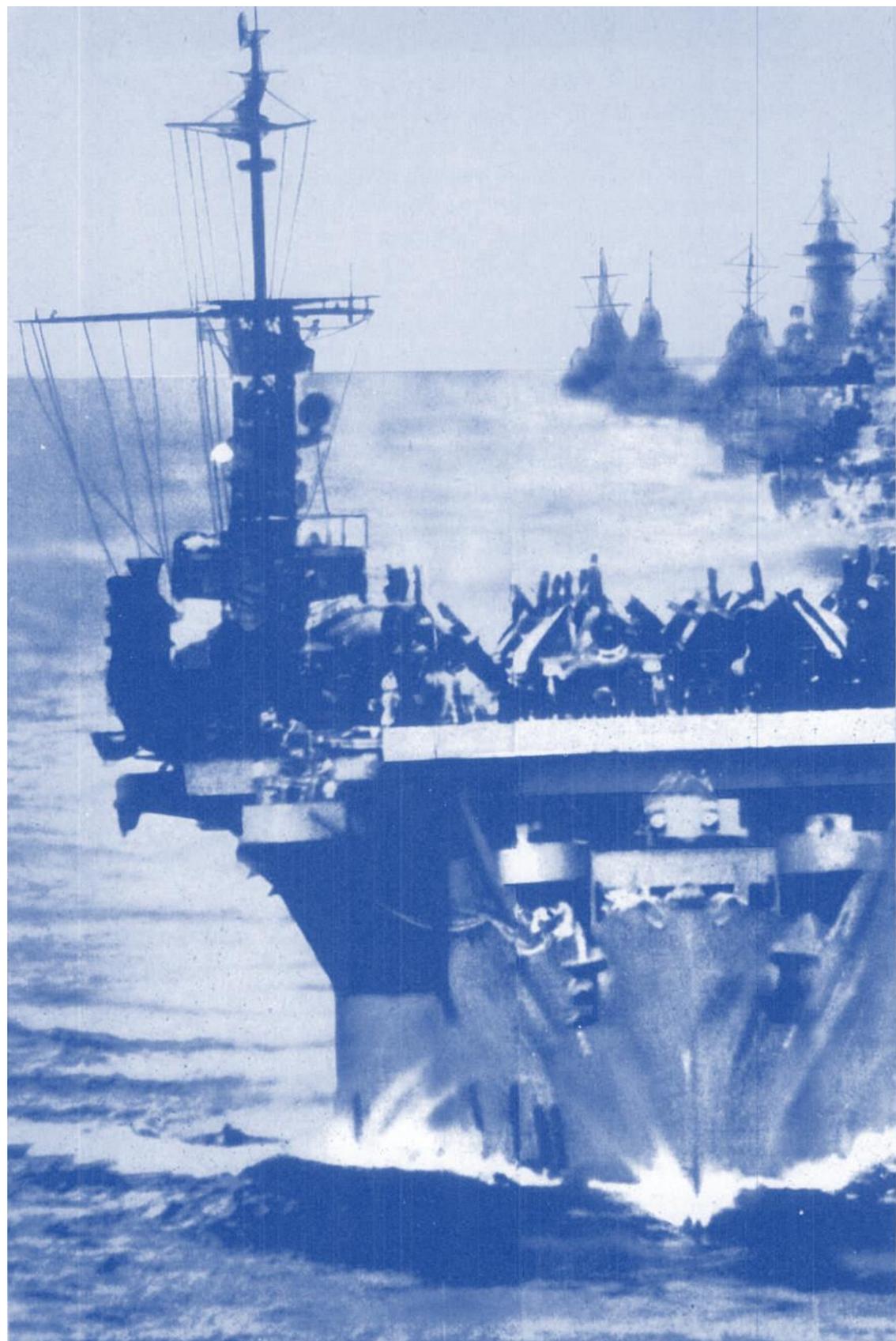
Pazifikstrategie. Auf der Insel können mittelschwere Bomber stationiert werden, um die Angriffe auf das eigentliche Japan zu intensivieren, die bis dahin nur mit Langstreckenbomben von den Marianen aus geflogen werden. Von Okinawa aus ist im Prinzip der Verkehr auf sämtlichen japanischen Schifffahrtsrouten zu unterbinden. Darüber hinaus wird es als Stützpunkt gebraucht für die zum 1. November 1945 vorgesehene Invasion von Kyushu, der drittgrössten und südlichsten Insel des japanischen Mutterlandes.

Das Unternehmen Okinawa wird allgemein für eine «rasche» Operation gehalten, die in vier Wochen oder noch schneller beendet ist. Nach Schätzungen des amerikanischen Nachrichtendienstes hat der Gegner etwa 60'000 Mann und 198 Geschütze schwereren Kalibers auf der Insel.

Doch der Nachrichtendienst soll sein blaues Wunder erleben, und die Hoffnung auf einen raschen Sieg wird bald auf den Nullpunkt sinken. Über 110'000 Japaner müssen erst fallen und 7'400 sich ergeben, über 49'000 Amerikaner werden getötet, verwundet oder bleiben vermisst, ehe diese Schlacht geschlagen ist. Denn das japanische Oberkommando ist entschlossen, Okinawa zu halten und das Gros der ihm verbliebenen Luft- und Seestreitkräfte einzusetzen, um die amerikanische Flotte zu vernichten. Es verlässt sich dabei hauptsächlich auf die Kamikaze-Flieger, die im Sturzflug Maschine und Bombenlast direkt ins Ziel steuern und sich selbst dabei opfern.

Einen Vorgeschmack dessen, was sie bei Okinawa erwartet, hat die Invasionsflotte schon vor der eigentlichen Landung bekommen. Die *Indianapolis*, das Flaggschiff der Armada, ist von einem Kamikaze-Flugzeug getroffen worden; desgleichen die *Adams*. Die *Murray* wurde von einem Torpedo ausser Gefecht gesetzt, die *Skylark* durch eine Mine hochgejagt. Bereits am 3. April drängen sich auf den geschützten Ankerplätzen bei Keramaretto die angeschlagenen Schiffe dicht an dicht.

Am 6. April wird es lebhaft. An Land tobt um eine Höhe, *The Pinnacle* genannt, eine er-bitterte Schlacht – die erste in dem verbissenen Bemühen der Amerikaner, die stark befestigte Schuri-Linie des Feindes einzudrücken. Auf See fahren Kreuzer und Schlachtschiffe hin und her. Sie beschiessen japanische Stellungen, während Jäger und Bomber von siebzehn kleinen Flugzeugträgern den Erdtruppen Luftunterstützung geben und für die Schiffe Sperre fliegen. Transporter und Frachter liegen in dichten Rudeln vor ihren Strandabschnitten und halten den Nachschub von Menschen und Material aufrecht, der durch die Brandung und über die Korallenriffe an Land strömt. Und in einem grossen Kreis rings um die Insel, fünfzig Seemeilen weit draussen, halten Zerstörer, Schnellboote und kleine Spezialfahrzeuge Wacht: die Radar-Vorpostenkette.



Amerikanischer Flottenverband  
mit Flugzeugträgern im Pazifik



Noch vor Tagesanbruch melden sie heftige Luftangriffe. Neun feindliche Maschinen werden über der Nachschubzone durch Flakfeuer heruntergeholt. Am Nachmittag kurven die japanischen Flugzeuge aus allen Himmelsrichtungen heran: zwischen dreizehn und achtzehn Uhr 182 Maschinen in 22 Angriffswellen. Viele werfen Bomben oder Torpedos, doch rund zwei Dutzend stossen mit samt ihrer Sprengstofflast im Sturzflug direkt auf die amerikanischen Schiffe herab. Die Opfer sind meist Wachfahrzeuge der Radarkette. Ein grosser Minensucher und zwei Zerstörer werden versenkt, neun Begleitschiffe schwer beschädigt. Ein Landungsfahrzeug brennt vom Bug bis zum Heck aus. Zwei Munitionsdampfer gehen unter; der eine zerbirst in einem furchtbaren Feuerwerk, nachdem sich zwei Kamikazes auf sein Deck gestürzt haben.

Doch die japanischen Verluste sind hoch; allein am 6. April und in den frühen Morgenstunden des 7. betragen sie fast 400 Flugzeuge. 300 davon werden schon an der Radar-Vorpostenkette abgefangen – unter Verlust von nur zwei amerikanischen Jägern. Und am gleichen 7. April kentert und explodiert das grösste Schlachtschiff der Welt, der letzte Stolz der japanischen Marine, die 70'000 Tonnen grosse *Jamato* mit ihren riesigen 46-Zentimeter-Geschützen. Trägerflugzeuge vom Verband 58 fassen sie mit Bomben und Torpedos, als sie auf Okinawa zusteuert.

Am 11. stossen die «Söhne des Himmels» wiederum in dichten Schwärmen aus den Wolken herab. Die *Enterprise*, einer der schlachterprobtesten Flugzeugträger des Pazifikkrieges, wird durch zwei haarscharf neben der Bordwand aufschlagende Kamikazes erheblich beschädigt. Auch der Flugzeugträger *Essex* wird ausser Gefecht gesetzt, und die Zerstörer und ihre Begleitboote bekommen ebenfalls ihr Teil.

Am nächsten Tag, dem 12. April, greifen 175 Feindflugzeuge in 17 Wellen Okinawa an. Um 13.58 Uhr holt die *Cassin Young* vier Jäger herunter, aber ein Kamikaze-Flugzeug bohrt sich krachend in ihren vorderen Maschinenraum: Ein Toter, 54 Verwundete. Um 14 Uhr erhält die *Jeffers* einen Treffer und gerät in Brand. In der gleichen Minute wird der neue Zerstörer *M.L. Abele* so zugerichtet, dass er sinkt. Sechs Tote, 34 Verwundete, 74 Vermisste. Das Schlachtschiff *Tennessee* wird beschädigt. Die Aussenschotten des Schlachtschiffes *Idaho* laufen voll Wasser. Ihr Schwesterschiff, die *New Mexico*, wird von der Granate einer Küstenbatterie durchschlagen.

In der Zwischenzeit sind die Seesoldaten auf verhältnismässig schwachen Widerstand gestossen und haben den Nordteil der Insel gesäubert. Doch die nach Süden angesetzte Infanterie trifft auf den «eisernen Wall» des Feindes.

Der 17. April ist wieder ein schwarzer Tag. Der Flugzeugträger *Intrepid* wird

getroffen, ein Zerstörer versenkt, und viele kleine Wachboote draussen werden beschädigt. Die neuralgischen Punkte der Radar-Vorpostenkette, an denen am häufigsten «dicke Luft» ist, erhalten einen ständigen Jagdschutz von je zwei Flugzeugen. Überdies wird jeder dieser Brennpunkte durch zwei Zerstörer gesichert. Doch Admiral Spruance, der die Fünfte Flotte kommandiert, meldet seinem Oberbefehlshaber im Stillen Ozean, Admiral Nimitz: «Das fliegerische Können und die Durchschlagskraft der Kamikaze-Verbände, der Prozentsatz versenkter und beschädigter Schiffe sind so gross, dass alle zur Verfügung stehenden Mittel eingesetzt werden sollten, um weitere solche Angriffe zu verhindern. Empfehle, mit allen verfügbaren Bombern die Flugplätze auf Kyuschu und Formosa anzugreifen.»

Die Angriffe werden geflogen. In rücksichtslosem Einsatz zertrommeln die Amerikaner die japanischen Flugplätze mit Bomben und Raketen. Doch die Kamikaze-Formationen sind weit verstreut stationiert und gut getarnt; ihre selbstmörderischen Attacken gehen weiter. Die beschädigten Schiffe verstopfen den Ankerplatz bei Keramareto; ein langer Zug lahmer Krüppel kriecht über den weiten Pazifik den Weg zurück. Aber unablässig strömt Nachschub an Soldaten, Schiffen und Fahrzeugen aus den Vereinigten Staaten zum Kampfplatz.

Begraben ist die Hoffnung auf einen raschen Sieg. Die amerikanischen Streitkräfte richten sich auf eine lange, schwere Belastungsprobe für Mann und Material ein. Über vierzig Tage hintereinander – bis Schlechtwetter eine kurze Atempause bringt – fliegt die japanische Luftwaffe Tag und Nacht ihre Angriffe. Schlaf wird zum Wunschtraum. Köpfe sinken ermattet über MG-Läufe; überreizte Nerven versagen; Bootskommandanten stehen mit entzündeten Augen auf der Brücke, todmüde und abgekämpft. «Magic», das Spezialesystem, mit dem die Marine den japanischen Geheimcode entschlüsselt, macht es der Flottenleitung möglich, Tage mit voraussichtlich schweren Angriffen vorher bekanntzugeben. Lautsprecher weisen manchmal die Besatzungen in der Nacht zuvor an, sich klar zu halten. Aber das muss eingestellt werden. Die nervenzerreissende Spannung des Wartens, die Vorstellung des kommenden Hexensabbats, aus zurückliegenden Tagen noch zu frisch im Gedächtnis, macht viele Leute hysterisch; sie drehen durch.

An Land werden die japanischen Verteidigungsstellungen blutig zerhämmt. Meter um Meter fressen sich die Amerikaner in die Schuri-Linie ein. Aber die feindlichen Verteidigungswerke sind noch intakt, und am 22. Mai meldet der Kommandierende General des Dritten Landungskorps, die Marineinfanterie sei in das verheerendste Artilleriefeuer geraten, das bis dahin im Pazifikkrieg beobachtet worden sei. Dazu überschwemmt jetzt sintflutartiger Frühjahrsregen die



US-Marineinfanterie auf Okinawa im Gefecht mit den Japanern

Amerikanische Fallschirmjäger springen auf Okinawa ab





Drama auf dem Stillen Ozean: Im Abwehrfeuer eines amerikanischen Flugzeugträgers stürzt ein japanischer Sturzbomber brennend ins Meer

Insel. Felder werden zu Sümpfen; Panzer versacken im Morast. König Schlamm triumphiert; Munition und Treibstoff müssen in Amphibienfahrzeugen an die Front geschafft werden. Klein-U-Boote und Einmann-Torpedos gesellen sich zu den Kamikazes und halten die US-Flotte dauernd in Unruhe.

Dann bombardieren die Japaner die amerikanischen Rollfelder und fassen mit einer Luftlandung nach. Fünf Bomber versuchen ihr Glück. Vier werden vorher abgeschossen. Der fünfte macht eine Bauchlandung. Zehn Japaner springen heraus und schießen alles ringsum zusammen. Ehe ihre durchsiebten Leichen die Rollbahn säumen, haben sie 7 Maschinen zerstört, 26 beschädigt und 265'000 Liter Benzin in Brand geschossen.

Am 27. Mai greifen wieder Schwärme von Kamikazes an. 115 Feindmaschinen werden an diesem Tag heruntergeholt. Der Zerstörer *Drexler* geht auf Grund, und eine lange Reihe weiterer Schiffe hat Treffer abbekommen.

Ende Mai liegen 50'000 Mann, die Blüte der japanischen 32. Armee, tot in den von Granaten zerwühlten Trümmern ihrer Befestigungen. Generalleutnant

Mitsuru Ushijima nimmt den Rest seiner Truppen nach Süden zurück – zu einem letzten Widerstand «mit dem Rücken zur See». Die amerikanische Flagge flattert nun über der Stelle, wo vor Kurzem noch die Schuri-Zitadelle stand, der stärkste Punkt der japanischen Verteidigungslinie. Die Mauern des alten Schlosses, sechs Meter dick, sind nur noch Schutt. Über dem Trichterfeld ringsum hängt der Gestank verwesenden Menschenfleischs.

Aber das ist noch nicht das Ende. Am 3. Juni kommen die Kamikazes in 18 Wellen mit 75 Flugzeugen. Am 4. Juni verbünden sich die Naturgewalten mit den Japanern: Ein Taifun wirbelt die Invasionsflotte durcheinander wie Papierschiffchen in den Strudeln einer Stromschnelle. Er reisst dem Kreuzer *Pittsburgh* den Bug weg, beschädigt den Flugzeugträger *Hornet* und acht weitere Schiffe. Am 5. Juni werden das Schlachtschiff *Mississippi* und der Schwere Kreuzer *Louisville* von Kamikazes getroffen.

Wohl ist der Sieg in Sicht; doch viele, die in jenen ersten Junitagen noch kämpfen, werden ihn nicht mehr erleben – auch die verantwortlichen Befehlshaber auf beiden Seiten nicht. Generalleutnant Buckner, der die amerikanische Zehnte Armee kommandiert, fällt am 18. Juni durch eine japanische Granate. Und am 21. Juni sterben General Ushijima und sein Stabschef, Generalleutnant Isamu Cho, den traditionellen Tod durch Harakiri.

In derselben Nacht noch erfährt die Welt, dass der organisierte Widerstand auf Okinawa aufgehört hat. Am nächsten Morgen hisst unter den Klängen der amerikanischen Nationalhymne eine Fahnenkompanie das Sternenbanner über der blutgetränkten Insel.

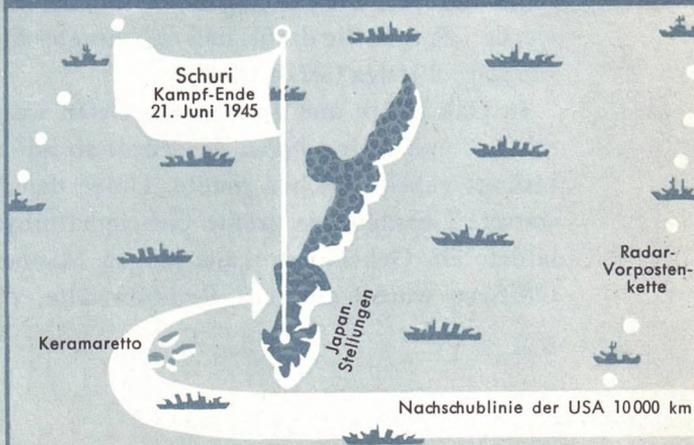
Es hat räumlich ausgedehntere Landschlachten, hat zeitlich längere Luftwaffen-Grosseinsätze als die von Okinawa gegeben. Doch Okinawa hatte als kombinierte Operation an Ausmass, Bedeutung und erbarmungsloser Härte nicht ihresgleichen.

Die Japaner verloren ausser ihren 110'000 Toten 16 Kriegsschiffe, einschliesslich der *Jamato*. Zehntausende von Handelsschiffstonnen wurden durch Patrouillen-Flugzeuge versenkt. 7'830 Flugzeuge wurden zerstört; weitere 2'655 gingen durch Motordefekte und andere Schäden verloren.

Die amerikanischen Flugzeugverluste – einschliesslich der schweren Langstreckenbomber der Luftwaffe, die über japanischen Flugplätzen abgeschossen wurden – betragen 768 Maschinen. Von den 12'281 amerikanischen Gefallenen gehörten 5'000 der Marine an. Die Schiffsverluste der US-Marine beliefen sich auf 36 versenkte und 368 ausser Gefecht gesetzte Einheiten. Davon kamen 26 Totalverluste und 164 beschädigte Schiffe auf das Konto der Kamikazes. Insgesamt teilte also «die Flotte, die kam, um dazubleiben», weit mehr Schläge aus, als sie nehmen musste.



### DER KAMPF UM OKINAWA



# Sechshunderttausend Menschen schwiegen

Die Entwicklung der Atombombe wurde von einem einzigartigen Geheimdienst bewacht. Fast vier Jahre lang schützte er die Bombe davor, von schwatzhaften Amerikanern verraten oder von neugierigen Ausländern entdeckt zu werden.

Im Januar 1942 informierte Dr. James B. Conant einen Offizier des militärischen Nachrichtendienstes streng vertraulich über das grosse Experiment und seine Bedeutung. Das «Amt für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung» mache sich Sorgen, fügte er hinzu. Es könnte sein, dass einige Arbeiter zuviel reden. Er solle doch einmal nach Berkeley fahren und sich die Sache ansehen.

Der spätere Oberstleutnant John Lansdale, damals noch Major, zog also Zivilkleider an und legte sich eine plausible Geschichte zurecht. Er begann an der Universität von Kalifornien mit «Forschungsarbeiten», traf mit mehreren Atomwissenschaftlern zusammen, die ihm freimütig über ihre Tätigkeit erzählten, drang bis in ein Laboratorium vor, besuchte das neue Zyklotron und hörte von ähnlichen Arbeiten in Chicago. Dann legte er wieder Uniform an und rief den Mitarbeiterstab zusammen. Vorwurfsvoll stellte er ihnen die peinliche Frage: «Und wenn ich nun ein Spion gewesen wäre?»

«Wiederholen Sie das in allen Forschungszentren», befahl ihm Generalmajor Groves, der im September mit der Leitung des Projekts beauftragt wurde. «Sorgen Sie dafür, dass unbedingtes Stillschweigen beim ‚Manhattan-Projekt‘ oberstes Gebot wird!»

In Oak Ridge und an anderen Orten waren Zehntausende von arbeitseifrigen und gesprächigen Amerikanern mit einer Tätigkeit befasst, die unbedingt geheim bleiben musste. Unter dem Motto «Schützt das Projekt!» startete Lansdale die grösste Geheimhaltungskampagne der Geschichte. Er bildete ein Geheimkorps aus jungen Männern und Frauen. Die leitenden Offiziere waren meistens Rechtsanwälte, die vom Kriegsministerium in Sicherheitsfragen ausgebildet

worden waren. Die Agenten des Korps kamen vom Abwehrdienst des Heeres und von der Militärpolizei. Ihre Arbeit war so erfolgreich, dass es in der gesamten Atomforschung der USA zu keinem einzigen Fall von feindlicher Sabotage kam.

Lansdale erliess ein Verbot, Atome, Uran und Geheimwaffen auch nur zu erwähnen. Alle Mitarbeiter des Projekts, die «Einschleicher» eingeschlossen, mussten verschiedene Codes benutzen, die immer wieder gewechselt wurden. Atome hiessen zum Beispiel «Kreisel», die Bombe war ein «Boot». Die «Einschleicher» überprüften ständig die Direktoren und Aktionäre aller Firmen, die am «Manhattan-Projekt» mitarbeiteten, und Hunderte von Bauunternehmen. Und um die Forschungsstätten sicherer vor Spionen und Bombenangriffen zu schützen, verteilte man sie über das ganze Land. Sie befanden sich in Oak Ridge, in Los Alamos, Hanford und an vielen anderen Orten.

Jedes Dokument, das irgendjemand verlegt hatte, musste wiederaufgespürt werden – selbst wenn eine Woche darüber verging. Jeder Durchschlag wurde registriert. Jeden Abend kontrollierte das Korps in den Büros, ob nicht noch Papiere herumlagen und ob die Schreibtische abgeschlossen waren. Für alle Mitarbeiter wurde Schweigen zum obersten Grundsatz. Präsident Roosevelt erhielt die schriftlichen Berichte über den Fortgang der Arbeiten von Kriegsminister Stimson persönlich ins Weisse Haus gebracht. Dieser sah zu, wie der Präsident sie las, und nahm sie dann wieder mit.

Alle 600'000 Personen, die irgendwann einmal für das «Manhattan-Projekt» gearbeitet hatten, mussten sich schriftlich zur Geheimhaltung verpflichten. Im Laufe von fast vier Jahren wurden ungefähr 2'000 Personen entlassen, weil sie zuviel geredet hatten: Heeresangehörige versetzte man auf Posten, wo sie nicht in Gefangenschaft geraten konnten; und den Zivilisten kündigte man so taktvoll wie möglich, damit sie nicht aus Verärgerung zum «Auspacken» verführt wurden.

Die heikelsten Probleme ergaben sich jedoch durch die Wissenschaftler. Wenn der deutsche Geheimdienst in Erfahrung gebracht hätte, wo sich Amerikas prominente Atomphysiker aufhielten, wäre es ihnen leicht gewesen, daraus alles andere zu schliessen. Die Wissenschaftler erhielten deshalb Decknamen: Dr. Arthur H. Compton hiess nun A.H. Comas, Dr. Enrico Fermi Henry Farmer. Und jeder von ihnen hatte eine Leibwache. Die meisten Wissenschaftler hielten sich an die Schweigepflicht. Aber einer von ihnen platzte in einer Vorlesung mit Forschungsergebnissen heraus, die geheim waren. Ein anderer liess eine Aktentasche mit wichtigen Unterlagen im Zug liegen. Sechs Agenten waren eine ganze Nacht damit beschäftigt, sie wieder aufzutreiben.

Schon kurz vor Kriegsausbruch schickte der deutsche Geheimdienst zwei führende Wissenschaftler in die USA; sie sollten in Erfahrung bringen, womit die Atomforscher dort sich beschäftigten. Und als 1942 das «Manhattan-Projekt» angelaufen war, wurden Mitteilungen an deutsche Spione abgefangen, die mit amerikanischen Wissenschaftlern Fühlung aufnehmen sollten.

Von Kanada aus versuchten Spione mehrmals, hinter die Geheimnisse der amerikanischen Atombombenproduktion zu kommen. Der britische Physiker Alan Nunn May übergab dort an Agenten des russischen Nachrichtendienstes Uranproben und Teilberichte über die Arbeiten im kanadischen Chalk-River-Werk und in den Chicagoer Laboratorien, die er dreimal besucht hatte. May wollte noch häufiger nach Chicago kommen, aber die «Einschleicher» schöpften Verdacht, und General Groves gab keine Erlaubnis mehr. Als May später von den britischen Behörden verhaftet wurde, bekannte er sich schuldig und wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Die alliierten Regierungen befürchteten, dass zu Hitlers «Geheimwaffen» auch Atombomben gehören würden. Deshalb wurden die Arbeiten am «Manhattan-Projekt» sehr beschleunigt und Wissenschaftler aus mehreren Nationen zur Mithilfe in die USA geholt. Der britische Nachrichtendienst sorgte dafür, dass der weltberühmte Atomphysiker Niels Bohr aus Dänemark fliehen konnte; als «Nicholas Baker» arbeitete er zwei Jahre lang mit an der Entwicklung der Atombombe.

Seit Februar 1944 bemühten sich der amerikanische und der britische Geheimdienst gemeinsam um Informationen über das deutsche Atomprojekt.

Im Sommer 1944 stellte Oberst Boris T. Pash eine Gruppe von etwa hundert ausgesuchten Soldaten zusammen, die den Code-Namen «Alsos» erhielten. Diese Soldaten dienten einer Reihe von Wissenschaftlern unter Leitung von Professor Samuel A. Goudsmit gewissermassen als Kommandotruppe. Mit den vordersten alliierten Streitkräften kämpften sie sich bis nach Paris vor. Dort erklärte ihnen der führende französische Atomwissenschaftler, Frédéric Joliot-Curie, zwei deutsche Wissenschaftler hätten sein Laboratorium für atomphysikalische Arbeiten benutzt. Sie wüssten allerdings nicht, wie man eine Atombombe herstelle. Die «Alsos» rückten darum mit den Invasionstruppen nach Deutschland vor. In Tailfingen fanden sie Professor Otto Hahn, der als erster das Uranatom zertrümmert hatte. Er war in Gesellschaft mehrerer anderer deutscher Wissenschaftler.

Sie alle bestritten energisch, die Herstellung einer Atombombe auch nur versucht zu haben. Zunächst erklärten sie, ihre schriftlichen Unterlagen seien zerstört worden. Einer jedoch begrüßte die Amerikaner gleich mit dem Satz:

«Ich habe Sie bereits erwartet», und übergab ihnen zusammenfassende Darstellungen seiner Arbeit. Weitere wertvolle Unterlagen wurden aus einer Senkgrube gefischt, wo man sie in einer Öltonne versteckt hatte. Und schliesslich siegte die Vernunft: Die deutschen Forscher gaben ihre Laboratoriumsbestände bekannt: kleinere Mengen von Schwerem Wasser, die in einer alten Mühle versteckt waren, Uranoxyd, das man vergraben hatte – und schliesslich, in einem Felsentunnel bei Haigerloch, auch ihren Atommeiler.

Aber dieser Meiler konnte eine Kettenreaktion weder auslösen noch aufrechterhalten. Die Deutschen waren also noch nicht in der Lage, Plutonium herzustellen, und sie glaubten auch nicht, dass man Uran 235 von Uran 238 trennen könne. In den USA waren inzwischen drei Methoden dafür entwickelt worden. Und die Deutschen besaßen ein einziges Zyklotron, die USA dagegen mehr als dreissig. Erst hier, bei Kriegsende, wurde es klar: Die besten Atomwissenschaftler Deutschlands waren, mangels einer grosszügigen staatlichen Förderung, über das Experimentierstadium nicht hinausgekommen. Und von den amerikanischen Fortschritten wussten sie nichts. Die Geheimhaltungskampagne der «Einschleicher» war ein voller Erfolg gewesen.

## Die furchtbarste aller Waffen

Vor den Toren Tokios lag, in einem Rettichfeld versteckt, ein Bunker, der 181 starke Funkempfänger barg. Japanische Marinefunker nahmen hier Tag und Nacht alles auf, was von amerikanischen Sendern kam. Am Morgen des 6. August 1945 empfingen Männer der Nachtschicht ein Rufzeichen, das sie zum erstenmal drei Wochen zuvor gehört hatten. Es stammte, wie sie auf Grund von Peilungen wussten, von der Marianeninsel Tinian, und Ende Juli war es jeden Tag zu hören gewesen. In Tokio hatte man die Funksprüche zwar nicht entschlüsseln können. Aber die erfahrenen Abhörmänner erkannten den Tinian-Sender immer sofort an der «Handschrift» des amerikanischen Funkers.

Jetzt war Tinian wieder da, und die Japaner konnten nicht mehr tun, als diese Beobachtung notieren und weitermelden. Keiner von ihnen ahnte, dass sie hier Funksprüche der amerikanischen 509. Bombergruppe empfangen, die unter strengster Geheimhaltung einen kriegsentscheidenden Einsatz vorbereitete: den ersten Abwurf einer Atombombe.

Zu diesem Zeitpunkt brauste die amerikanische Dritte Flotte etwa 500 Kilometer östlich von Japan über den Pazifik nach Osten. Vierundzwanzig Stunden vorher war sie noch auf Ziele in Süd Japan zugelaufen. Dann aber hatte sie Befehl bekommen zu wenden. Ihre Admirale waren darüber bestürzt und wütend. Konteradmiral Sprague, der die Zweite Flugzeugträgerdivision kommandierte, beorderte alle Abwehroffiziere auf sein Flaggschiff, die *Ticonderoga*, und hielt ihnen den Befehl vor. «So führt man keinen Krieg», sagte er aufgebracht. «Was soll das hier eigentlich bedeuten? Erklären Sie mir das! Dafür sind Sie doch da, oder etwa nicht?»

Der Funkspruch vom Hauptquartier der Pazifikflotte lautete: Die Operationen der 509. Bombergruppe dürfen unter keinen Umständen gestört werden. Bis zur Erteilung eines Gegenbefehls sind daher keine Flugzeuge in den Luftraum über Kjuschu und den Westteil Honschus zu entsenden.

Die Abwehroffiziere konnten ihrem Chef keine Antwort geben. Die Besprechung endete damit, dass jeder einen Dollarschein und einen Zettel mit seiner Vermutung in einen Umschlag steckte. Die Umschläge wollte man später öffnen, und das Geld sollte demjenigen zufallen, der richtig geraten hatte. Kapitänleutnant Stevens erinnerte sich an einen Physiker, der ihm 1941 auf einer Cocktailparty von den ungeheuren Energien erzählt hatte, die bei der Spaltung von Atomkernen frei würden; deshalb schrieb er «Kernenergie». Kapitänleutnant Rowe notierte auf seinem Zettel, man wolle versuchen, den Krieg durch Verhandlungen zu beenden.

Beide hatten in gewisser Weise richtig vermutet; Rowe gewann den Betrag aber nicht. Zwar war tatsächlich ein Versuch unternommen worden zu verhandeln; doch war jetzt, am 6. August 1945, die Zeit dafür abgelaufen.

Am 18. Juni hatte der japanische Oberste Kriegsrat eingewilligt, über neutrale Länder Friedensfühler auszustrecken. Eine Kapitulationsbereitschaft war darin schwerlich zu erkennen, aber immerhin, es war ein Anfang.

Am selben Tag berief Präsident Truman seine engsten militärischen Berater zu einer Besprechung, bei der es um etwas ganz anderes ging. Truman genehmigte schliesslich das «Unternehmen Olympic», eine Truppenlandung in Japan, die für November geplant wurde.

Auf seinem Kalender stand an diesem 18. Juni aber noch ein weiteres Thema. Auch in Amerika war man – während beide Seiten sich für den Entscheidungskampf rüsteten – darum bemüht, nach Friedensmöglichkeiten zu suchen. So erschien denn Staatssekretär Grew bei Truman zu einer privaten Unterredung. Er riet dem Präsidenten dringend, die Japaner wissen zu lassen, dass sie im Fall einer Kapitulation ihren Kaiser behalten dürften; das würde ihnen den Entschluss wesentlich erleichtern. (Der amerikanische Kriegsminister Stimson war übrigens derselben Meinung.) Truman erklärte Grew, der Gedanke sage ihm zu; doch müsse er darüber erst einmal mit den anderen Alliierten reden. Der Punkt solle auf die Tagesordnung der Potsdamer Konferenz gesetzt werden.

Am 24. Juli wurde Kriegsminister Stimson in Potsdam wegen dieser Sache bei Truman vorstellig. Er hatte von Aussenminister Byrnes erfahren, in dem geplanten Ultimatum an Japan solle der Kaiser nun doch nicht ausdrücklich erwähnt werden; man wolle nur erklären, das japanische Volk dürfe über seine künftige Staatsform selbst entscheiden.

Tags darauf, am 25. Juli 1945, traf Truman seine bedeutsamste Entscheidung als Präsident der USA: Er billigte den Befehl, gegen Japan die Atombombe ein-

zusetzen, falls das Potsdamer Ultimatum abgelehnt werde. Dieser Befehl wurde in Washington schriftlich fixiert und dann auf die Insel Tinian geflogen.

Am 26. Juli gaben Amerika und England die Potsdamer Erklärung ab – das Ultimatum an Japan. Auch China unterzeichnete. Die Sowjetunion fungierte als wohlwollender Beobachter.

Wie Stimson und Grew es vorausgesagt hatten, war man in Japan sehr beunruhigt: Das Ultimatum sagte nichts über den künftigen Status des Kaisers, war also in dieser Form unannehmbar. Nach langen Beratungen beschloss das Kabinett, nicht zu antworten. Man wollte das Ultimatum *mokusatsu*, «totschweigen».

Die Kunde davon erreichte Truman, kurz nachdem Stalin ihm erklärt hatte, das japanische Ersuchen an Russland, Friedensgespräche zu vermitteln, sei ihm zu unbestimmt gehalten. Er könne darauf nicht eingehen. Angesichts dieser Haltung Japans und Russlands sah Truman nur noch eine Möglichkeit: Er musste den am 25. Juli nach Tinian gesandten Befehl in Kraft setzen. Die erforderlichen Vorbereitungen waren bereits angelaufen. Ein einziger, vernichtender Schlag sollte nunmehr die feinen Gespinnste der Diplomatie und Politik hinwegfegen.

Die Anfänge der Entwicklung, die schliesslich diesen Schlag ermöglichte, lagen sechs Jahre zurück. Im Januar 1939 meldeten amerikanische Zeitungen, den deutschen Wissenschaftlern sei die Spaltung des Atomkerns gelungen. Die Kundigen erkannten sofort, welche furchtbare Waffe Hitler dadurch eines Tages in die Hand bekommen konnte. Leo Szilard, ein ungarischer Physiker, der in deutschen Instituten gearbeitet hatte und dann nach Amerika geflohen war, sprach zusammen mit einem Kollegen bei Albert Einstein vor und bat ihn, im Namen einer grösseren Gruppe von Naturwissenschaftlern, Präsident Roosevelt auf die Gefahren der deutschen Atomforschung hinzuweisen. Einstein hatte die jüngsten Erkenntnisse auf diesem Gebiet zwar nicht genau verfolgt, aber er fand sich bereit, einen entsprechenden Brief an Roosevelt mit zu unterzeichnen. Und Szilard konnte den New Yorker Finanzmann Alexander Sachs, einen der inoffiziellen Berater Roosevelts, dafür gewinnen, den Brief persönlich zu überbringen.

Im Weissen Haus erzählte Sachs dem Präsidenten eine Geschichte – von einer verpassten Gelegenheit im Leben Napoleons. Der hatte seinerzeit mit einem Heer in England landen wollen, dann aber die Invasion nicht gewagt, weil die für Frankreich ungünstigen Gezeitenströme im Kanal ein solches Unternehmen mit Segelschiffen sehr erschwerten. Damals schlug ihm der amerikanische Ingenieur Robert Fulton den Bau einer Flotte dampfgetriebener Kriegsschiffe vor;

die könnten den Kanal mit Leichtigkeit überqueren. Napoleon lehnte schroff ab: Das seien Phantastereien. Wie anders, sagte Sachs, sähe wohl die Geschichte Europas aus, wenn Napoleon zugegriffen hätte? Und wer in der Welt von 1939 müsse wohl als erster zugreifen, wo es um die Entwicklung einer Waffe von unvorstellbarer Zerstörungskraft gehe?

Roosevelt rief sofort seinen Sekretär, Brigadegeneral Watson, und zeigte ihm die Unterlagen. «Da muss unbedingt etwas geschehen», sagte er. Und von da an war die Regierung der Vereinigten Staaten am Bau einer Atombombe interessiert.

In den ersten beiden Jahren ging die Sache allerdings nur langsam voran – obwohl Hitler inzwischen ganz Europa eroberte und die Japaner in Indochina einfielen. An einigen amerikanischen Universitäten machten die Atomforscher zwar beachtliche Fortschritte, doch vermissten sie eine Koordinierung ihrer Arbeiten und klagten über Geldmangel und über die Schläfrigkeit der zuständigen Behörden. Erst im Sommer 1941 entstand im *National Research Committee* in Washington eine «Abteilung Uran», und erst Ende 1941 setzte die Regierung richtig Druck dahinter. Vannemar Bush, der Leiter des staatlichen «Amtes für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung», drückte bei Roosevelt durch, dass für die Arbeiten künftig mehr Personal und Geld zur Verfügung standen. Am 6. Dezember 1941 konnte Bush seinen Mitarbeitern versprechen, es werde nun endlich mit voller Kraft vorangehen.

Dafür war es auch höchste Zeit. Tags darauf erfolgte der japanische Luftüberfall auf Pearl Harbor, und Amerika erklärte den Achsenmächten den Krieg. Was von diesem Tag an in der Atomforschung geschah, war wohl nur im «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» möglich. Ein streng geheimgehaltenes Projekt lief an, bei dem Wissenschaft, Industrie und Militär in ungleich grösserem Masse zusammenarbeiten mussten als je zuvor. Noch Jahre später konnten es viele, die dabei eine führende Rolle spielten, nicht recht fassen, dass dies alles überhaupt – und dazu noch so gut – funktioniert hatte.

Im Spätsommer 1942 bekam das «Manhattan-Projekt», wie der Deckname lautete, Vorrang vor allen anderen kriegswichtigen Unternehmen. Mit seiner Leitung betraute man im September den Pioniergeneral Groves. Er hatte die Aufgabe, ohne erprobte Werkzeuge, Baupläne und Verfahrenstechniken, allein aus Gleichungen, Theorien und wissenschaftlichen Ideen eine brauchbare Waffe zu entwickeln.

Die Arbeiten nahmen einen enormen Umfang an. Da niemand wusste, welche von drei Methoden zur Konzentration von Uran 235 die beste war, versuchte man es mit allen dreien. Jede war äusserst kostspielig, und bei jeder stellte fast jedes Zwischenergebnis neue Probleme. Im Sommer 1945 standen drei Atombomben zur Verfügung. Obwohl man dafür kaum fünfzig Kilogramm spaltbaren Materials hergestellt hatte, waren für das Projekt unmittelbar und mittelbar weit über 500'000 Menschen tätig gewesen; das entspricht der Stärke von dreissig Infanteriedivisionen.

Man hat das Einwandererland Amerika oft einen Schmelztiegel genannt. Das «Manhattan-Projekt» wurde nun zu einem Schmelztiegel der Wissenschaft. Amerikanische und englische Physiker arbeiteten Seite an Seite mit Berufskollegen, die aus Deutschland, Italien und Ungarn geflohen waren. Unter den vielen Wissenschaftlern von Weltruf befanden sich Nobelpreisträger wie E.O. Lawrence und Enrico Fermi sowie der grosse amerikanische Physiker J. Robert Oppenheimer.

Schon nach wenigen Monaten erzielte man einen bedeutsamen Erfolg. Am 2. Dezember 1942 gelang es Professor Fermi in einer unbenutzten Sporthalle auf dem Gelände der Universität Chicago, in einem Uranbrenner zum erstenmal eine kontrollierte Kettenreaktion auszulösen. Der Brenner war nach heutiger Begriffen ein primitives Ding. Doch stand nun fest, dass man die Kernspaltung für den Bau einer Bombe einsetzen konnte, die verheerende Wirkungen haben musste.

Noch aber waren grosse Schwierigkeiten zu überwinden. Man hatte berechnet, dass ein Pfund radioaktives Uran 235 – eine Menge von der Grösse eines Golfballs – eine Energie freisetzen konnte, die der von 10'000 Tonnen TNT entsprach. Eine Kettenreaktion aufrechtzuerhalten, war diese Menge jedoch zu klein; dafür benötigte man ein bestimmtes Mindestquantum, dessen Grösse man noch nicht kannte: die «kritische Masse». Diese durfte aber erst dann zusammenkommen, wenn die Explosion erfolgen sollte.

Auf einem einsam gelegenen Tafelberg in der Wüste von Neumexiko bei Los Alamos baute man nun eine Versuchsanlage. Die Leitung übernahm im März 1943 Dr. Oppenheimer. Schärfste Sicherheitsmassnahmen wurden getroffen. Nur wenige Amerikaner ahnten, dass man mitten in ihrem Land eine Waffe von unwälzender Bedeutung entwickelte.

Inzwischen hatte General Groves auch noch ein anderes grosses Problem zu lösen. Es musste eine unbedingt zielsichere Abwurftechnik herausgefunden und erprobt werden – für eine Atombombe, die noch gar nicht existierte. Groves suchte 1'500 besonders tüchtige Offiziere und Mannschaften aus und stellte sie

zur 509. Bombergruppe zusammen, einem gemischten Verband, der so ausgestattet wurde, dass er von anderen Einheiten völlig unabhängig war.

General Arnold, der damalige Oberbefehlshaber der amerikanischen Luftwaffe, betraute mit dem Kommando der Gruppe den erst neunundzwanzigjährigen Oberst Tibbets, der sich als Bomberpilot auf dem europäischen Kriegsschauplatz ausgezeichnet hatte. Dem jungen Offizier schien es, als sei er auf einen anderen Stern versetzt. Man informierte ihn über die Geheimnisse der Kernspaltung, erklärte ihm, was man sich militärisch davon versprach, und liess ihn wissen, dass er vielleicht selber – sofern die Herstellung gelinge – die erste Atombombe abwerfen solle. Seine Aufgabe war es nun, die 509. Bombergruppe fliegerisch zu organisieren. Den Übungsplatz durfte er sich selbst auswählen, und auf seinem ersten Erkundungsflug fand er sofort, was er brauchte: einen ausgedehnten Wüstenstreifen bei Wendover in Utah, 200 Kilometer westlich von Salt Lake City.

Bei der 509. war alles ganz anders als sonstwo. Tibbets machte seine Offiziere zu Geheimnisträgern, ohne ihnen zu sagen, was da geheimzuhalten war. Und die Bombenschützen mussten ständig Abwürfe aus 9'000 Meter Höhe üben, dabei jedesmal nur eine einzige 90-Zentner-Bombe abwerfen, und dies immer nur auf Sicht. Die Männer konnten das nicht verstehen. In den Luftkämpfen über Europa hatten sie nur gelegentlich klare Tage gehabt, und in Japan gab es solche Tage bestimmt noch viel seltener.

Nur die Eingeweihten begriffen den Sinn dieser Übungen. Die Einzelabwürfe entsprachen genau den Bedingungen des Ernstfalls. Da hatte das Flugzeug auch nur eine einzige Bombe im Schacht, ein kostbares Ding im Wert von vielen hundert Millionen Dollar. Unter keinen Umständen durfte man dann das Ziel verfehlen, und auf Radarzielgeräte war kein Verlass.

Nach dem Abwurf ihrer Übungsbombe übten die Flieger zudem ein ungewöhnliches Fluchtmanöver. Wie die Wissenschaftler berechnet hatten, musste der Bomber bei der atomaren Explosion mindestens 13 Kilometer von seinem Ziel entfernt sein, um nicht von der Druckwelle erfasst zu werden. Dafür blieben ihm nur 43 Sekunden. Die Flieger wurden also darin geschult, nach dem Abwurf eine scharfe Kehrtwendung von 158 Grad zu machen und das Flugzeug in einen Steilflug abwärts zu bringen, um die Geschwindigkeit zu erhöhen. Ausserdem baute man, damit die Maschinen so leicht wie möglich wurden, bis auf die Maschinengewehre im Heck sämtliche Bordwaffen aus. Die nicht eingeweihten Flieger konnten da nur den Kopf schütteln.

Auf dem Gelände des «Manhattan-Projekts» arbeitete man unterdessen fieberhaft an der Bombe. Am 30. Dezember 1944 war es soweit: General Groves

konnte einen Zeitplan aufstellen. Er schrieb an General Marshall, die Atombombe werde voraussichtlich am 1. August 1945 fertig sein. Da man sie dann kaum noch gegen Deutschland einzusetzen brauche – das Hitlerregime stehe ja sichtlich vor dem Zusammenbruch – rate er, die 509. Bombergruppe auf einen Stützpunkt im Pazifik zu verlegen, von dem aus sie Japan erreichen könne. Marshall, Stimson und Roosevelt stimmten zu.

Die Wahl fiel auf die Marianeninsel Tinian. Dieses Kalksteinplateau, rund zwanzig Kilometer lang und in der Mitte zehn Kilometer breit, war als «bodenfester Flugzeugträger» geradezu ideal und zudem so klein, dass eine zuverlässige Absicherung keine Schwierigkeiten bot.

Auf der Insel erregte die 509. Bombergruppe sofort Aufsehen. Die japanische Rundfunkpropaganda wusste gleich von ihrer Ankunft und hiess sie in ihren Sendungen willkommen. Aber das war auch das einzige, was die übrigen B 29-Flieger von der merkwürdigen Einheit hörten. Die Militärpolizei der 509. umzäunte Teile der Insel sogleich hoch mit Stacheldraht und stellte Maschinengewehrposten auf. Selbst Generale hatten nur mit einem Sonderausweis Zutritt.

Bei den andern B 29-Fliegern erregte es immer wieder Erstaunen, dass ihre Kameraden von der 509. Bombergruppe niemals richtig eingesetzt wurden. Sie beteiligten sich an keinem der Massenangriffe auf Japan, sondern flogen nur gelegentlich Einzeleinsätze: zu einer japanisch besetzten Insel oder über eine der 5'000 Kilometer entfernten japanischen Städte; und dort warfen sie – wie man sich bei den Geschwaderkommandos erzählte – immer nur eine einzige Bombe ab.

General Groves hatte den Zeitpunkt, zu dem die erste Atombombe fertig sein sollte, überraschend genau vorausgesagt. Als Testgelände wurde eine Felswüste bei Alamogordo in Neumexiko ausgewählt. Und dort begann am 16. Juli 1945, früh um 5.30 Uhr, das Atomzeitalter – mit einem Blitz, der noch in 400 Kilometer Entfernung den Himmel erleuchtete und der in Bodennähe (wo die Bombe gezündet wurde) heller als viele Sonnen war. Ein riesiger Feuerball, violett und orangefarben umflammt, wuchs auf anderthalb Kilometer Durchmesser. Die Erde bebte. Eine heisse Druckwelle verbreitete sich nach allen Seiten. Der dreissig Meter hohe Turm, auf dem die Atombombe gelegen hatte, wurde in Nichts aufgelöst. Bei den 16 Kilometer entfernten Beobachtungsständen traf der Donner dieser explosiven Kettenreaktion erst viele Sekunden später ein. Inzwischen schoss eine weisse Rauchsäule kerzengerade empor, nahm Pilzform an und stieg 12'000 Meter hoch. Die Explosion war im gesamten Südwesten der Vereinigten

Staaten zu hören, und alle, die zu solch früher Stunde schon auf den Beinen waren, beobachteten ein sonderbares Phänomen: Die Sonne schien aufzugehen und gleich darauf wieder zu versinken.

Die Zeitungsleute in der nächsten Grossstadt, Albuquerque, erhielten eine vorbereitete Presseerklärung dazu: «Auf einem abgelegenen Teil des Luftwaffenversuchsgeländes von Alamogordo ist heute früh ein Munitionsdepot explodiert. Lichterscheinungen und Druckwellen wurden, wie wir erfahren haben, in einem Umkreis von 360 Kilometern beobachtet.»

Die Wissenschaftler waren überwältigt. «Der Versuch verlief so erfolgreich, wie wir es nie zu hoffen gewagt hatten», schrieb General Groves in einem streng vertraulichen Bericht an Kriegsminister Stimson nach Potsdam. Tatsächlich hatte die Bombe die vorausberechnete Energie von 20'000 Tonnen TNT freigesetzt.

Wenige Tage darauf wurde General Spatz aus Europa nach Washington berufen; er erhielt das Oberkommando über die Strategische Luftwaffe im Pazifik. Gleichzeitig erteilte man ihm gewisse mündliche Befehle zum Einsatz der Atombombe. Spatz lehnte es nachdrücklich ab, sie entgegenzunehmen. «Wenn ich», sagte er, «mit einem Schlag viele tausend Menschen ums Leben bringen soll, genügt mir ein mündlicher Befehl nicht; ich will das schriftlich haben.» Das versties zwar gegen den Grundsatz des «Manhattan-Projekts», im Interesse der Geheimhaltung so wenig wie möglich schriftlich zu fixieren, aber Spatz bekam sein Papier.

Der Beschluss, Atombomben auf Japan abzuwerfen, wurde nur mit Widerstreben und nach einem monatelangen Abwägen aller Möglichkeiten gefasst. Zahlreiche Wissenschaftler hatten von Anfang an gehofft, das «Manhattan-Projekt» werde scheitern; und sie warnten, als die Atombombe dann doch gebaut wurde, in Denkschriften und Petitionen vor ihrem Einsatz. In militärischen Kreisen sprachen sich Admiral Leahy, Konteradmiral Strauss und General Arnold besonders eindringlich gegen ihre Anwendung aus. Auch General Eisenhower erklärte in Potsdam, er hoffe, dass man auf die Bombe verzichten könne.

Die meisten anderen hohen Offiziere jedoch fanden die Atombombe ethisch nicht problematischer als die üblichen Spreng- und Brandbomben: Es sei schliesslich längst an der Tagesordnung, Bombenteppiche auf die Zivilbevölkerung abzuwerfen. (In Tokio waren in der Nacht des 9. März 40 Quadratkilometer Stadtgebiet durch Brandbomben zerstört worden und 78'000 Menschen ums Leben gekommen.)

Ein von Truman eingesetzter Interimsausschuss empfahl, die Atombombe so bald wie möglich und ohne vorherige Warnung über Japan abzuwerfen; und zwar

– um das Ungeheuerliche der neuen Waffe besonders zur Geltung zu bringen – auf eine Stadt, die bis dahin verhältnismässig selten bombardiert worden war. Das galt allerdings nur noch für wenige Städte: Kyoto, Kokura, Niigata, Hiroshima und Nagasaki. Von diesen fünf wurde eine ausgewählt. Am 2. August erhielt die 509. Bombergruppe den streng geheimen Befehl, am 6. August eine Atombombe über dem Industriegebiet von Hiroshima abzuwerfen.

Die grosse Hafen- und Industriestadt an der japanischen Inlandsee, die damit dem Untergang geweiht war, hatte in dreieinhalb Kriegsjahren nur zwölf Bomben abbekommen. Doch lebte man auch hier unter dem Druck der Erkenntnis, dass es um Japan schlecht stand. Die mächtigen Kais, an denen sich fast alle japanischen Soldaten zum südwestpazifischen Kriegsschauplatz eingeschifft hatten, lagen ebenso still und verlassen da, wie die *Gaisenkan*, die «Halle der siegreichen Heimkehr», wo die Truppen ihre letzten Weisungen und Ermahnungen hörten. In früheren Jahren hatte die Stadt als Verschiffungshafen zur Front oft 100'000 Soldaten beherbergt. Jetzt war nur noch eine einzige, zur Verteidigung bestimmte Division da. Der Handelshafen, in dem früher emsiges Treiben geherrscht hatte, lag praktisch still. Amerikanische Flugzeuge hatten die japanische Inlandsee so gründlich vermint, dass nur noch wenige Schiffe nach Hiroshima kamen.

Der 6. August 1945 war in Hiroshima ein Tag wie alle andern in diesem Jahr des Mangels und der Niederlagen, der Evakuierungen und Zwangsverpflichtungen. Die Hausfrauen bereiteten auf ihren kleinen Holzkohlenöfen, die als Kochherd und Heizung dienten, das Frühstück. Um 7.09 Uhr gab es Fliegeralarm, doch achtete man kaum darauf. Wer den schwachen Motorenlärm wahrnahm und hinaufblickte, sah einen einzigen, sehr hoch fliegenden amerikanischen Bomber – wahrscheinlich einen Wetterflieger, das war ein gewohnter Anblick. Die Maschine kreuzte zweimal über der Stadt und drehte um 7.25 Uhr ab. Um 7.31 Uhr wurde Entwarnung gegeben.

Die einzelne B 29 war tatsächlich ein Wetterflugzeug gewesen, die *Straight Flush*. Sie gehörte als Vorhut zum «Sonder-Bombereinsatz Nr. 13», für den sieben der 15 spezialisierten B 29-Maschinen ausgewählt worden waren.

Zwei Tage vorher, am 4. August, hatte man die sieben Besatzungen zur Befehlsausgabe zusammengerufen. Kapitän zur See Parsons, der die Atombombe schärfen sollte, zeigte ihnen Filmaufnahmen vom Atombombenversuch bei Alamogordo. Und jetzt, angesichts dieser schaurig-erhabenen Bilder, verstand endlich jeder der Flieger, warum man sie auf scharfes Abdrehen in grosser Höhe

geschult hatte. Parsons erklärte ihnen, sie dürften unter keinen Umständen den gefährlichen radioaktiven Atompilz durchfliegen. Im Übrigen müsse er zugeben, dass kein Mensch wisse, wie die Sache ausgehen werde.

Am nächsten Tag, dem 5. August, versammelten sich Physiker, Artilleriesachverständige, Angehörige der Militärpolizei, Abwehrgenoten und hohe Luftwaffenoffiziere in der Montagehalle und betrachteten respektvoll die erste Atombombe. Sie war über vier Meter lang, anderthalb Meter breit und wog rund 4'500 Kilogramm. Ihre explosive Ladung – das Spaltmaterial – betrug weniger als ein halbes Prozent davon; nach Oppenheimers Worten lag sie wie ein kleiner Diamant in einem riesigen Baumwollballen. Die Bombe besass einen Annäherungszünder, der auf 550 Meter eingestellt werden sollte. In dieser Höhe würde er eine Sprengladung auslösen, die dann einen kleinen Uranbarren mit einer Geschwindigkeit von 1'500 Metern in der Sekunde in einen grossen, tassenförmigen Urantiegel hineinschoss. Im selben Augenblick musste die Atomexplosion erfolgen, weil dann die «kritische Masse» erreicht war.

Der tassenförmige Urantiegel, das Kernstück der Bombe, war von zwei Sonderkurieren in einem Bleizylinder nach Tinian gebracht worden. Die Kuriere hatten strikten Befehl, im Fall einer Gefahr zuallererst das Uran zu retten. Sollte ihr Schiff – der schwere Kreuzer *Indianapolis* – sinken, so müsse das erste Rettungsboot oder -floss für das Uran reserviert sein. Der Kreuzer war von San Francisco mit höchster Fahrt nach Tinian gelaufen, hatte auf der ganzen Strecke nur einmal, in Pearl Harbor, zum Tanken angelegt und hatte das Uran am 26. Juli auf Tinian abgeliefert. (Vier Tage darauf wurde die *Indianapolis* durch einen Torpedotreffer versenkt.) Drei kleinere Uranbarren waren auf dem Luftweg nach Tinian gebracht worden, jeder mit einem Sonderflugzeug, das einen Abwehrgenoten an Bord hatte.

Am 6. August, kurz nach Mitternacht, nahmen die sieben Besatzungen einen Imbiss ein. Um 1.37 Uhr startete je ein Wetterflugzeug nach Hiroshima, Kokura und Nagasaki. Falls Hiroshima unter einer Wolkendecke lag, sollte die Bombe über einer der beiden anderen Städte abgeworfen werden.

Um 2.45 Uhr rollte die schwerbeladene *Enola Gay*, der nach Tibbets Mutter benannte Atombomber, die Startbahn von Tinian hinunter. Wenige Meter vor dem Ende hob sie ab. Ihr folgten in Zweiminuten-Abständen zwei andere B 29. Die eine sollte die Druckwelle der Explosion und die Strahlung messen, die andere Aufnahmen machen. Eine vierte B 29 war bereits nach Iwo Jima unterwegs,

um dort, wenn irgendetwas schiefging, die Bombe übernehmen zu können. Der «Sonder-Bombereinsatz Nr. 13» war im Gange.

Beim scharfen Hochziehen über der See rüttelte die *Enola Gay* unter ihrer Last. Als Tibbets endlich genügend Höhe gewonnen hatte und auf die Insel Iwo Jima zuhalten konnte, die tausend Kilometer weiter nördlich lag, atmete alles auf. Kapitän Parsons klopfte seine kaltgewordene Pfeife aus und bereitete die Bombe für den Abwurf vor; er brauchte dazu rund fünfundzwanzig Minuten.

Die nunmehr geschärfte Atombombe enthielt ein Gewirr elektronischer Steuerungsanlagen. Eine zum Beispiel blockierte während der ersten fünfzehn Sekunden nach dem Abwurf die Zündung vollständig, so dass eine allzu frühe Explosion unmöglich war. Eine andere verhinderte jede Zündung oberhalb einer Höhe von 3'000 Metern. Nach 15 Sekunden Fallzeit setzte der Luftdruck, der in der betreffenden Höhenschicht herrschte, die «Annäherungszünder» in Tätigkeit. Diese Zünder sendeten Radiowellen zur Erde und fingen das Echo auf. Sobald sie einen Bodenabstand von 550 Metern feststellten, brachten sie die Bombe zur Detonation. Allerdings mussten dazu mindestens zwei von den vier «Annäherungszündern» mit ihrer Höhenmessung genau übereinstimmen.

Während des Fluges überwachte ein elektronisches Prüfgerät die Stromkreise der Bombe; seine Aufzeichnungen wurden alle halbe Stunde kontrolliert. Bei der geringsten Störung hatte Tibbets Befehl, den Angriff abubrechen und die Bombe nach Tinian zurückzubringen.

Um 4.55 Uhr – es war schon hell – wartete die *Enola Gay* über Iwo Jima auf die beiden andern B 29, die sie begleiten sollten. Dann nahmen die drei Maschinen, in weit auseinandergedogener V-Formation, Nordwestkurs auf die japanische Insel Schikoku, die sie auf dem Weg nach Hiroshima überfliegen mussten. Befehlsgemäss hielt man strengste Funkstille ein.

Tibbets sprach über die Bordsprechanlage zu seiner Besatzung. Von nun an müsse jeder auf seinem Posten bleiben. Und sobald man die japanische Küste erreicht habe, werde jedes Gespräch an Bord auf Tonband aufgenommen. «Das ist dann ein historisches Dokument», sagte er. «Also: Zunge im Zaum halten.»

Um 7.09 Uhr erreichte das voranfliegende Wetterflugzeug *Straight Flush* die Randgebiete von Hiroshima. So weit das Auge reichte, lag Japan unter einer dichten Wolkendecke. Wenige Minuten später riss sie jedoch auf und gab den Blick auf die Stadt frei. An dem Punkt, wo die *Enola Gay* die Bombe abwerfen sollte, war die Sicht so klar, dass man deutlich kleine Grünflächen erkennen konnte. Das Wolkenloch verbreiterte sich auf 15 Kilometer.

Um 7.25 Uhr gab die *Straight Flush* ihren Wetterbericht an Tibbets durch und fügte hinzu: «Raten zu Ziel Eins.» Als der Oberst die Meldung entschlüsselt hatte, sagte er zu dem Navigator, van Kirk, der neben ihm stand: «Es wird Hiroshima.»

Um 7.50 Uhr überflog die *Enola Gay* die Küste von Schikoku. Das Kontrollgerät zeigte, dass die Stromkreise der Bombe tadellos arbeiteten. Japanische Störsender waren offenbar nicht in Tätigkeit.

Um 8.09 Uhr sah Tibbets die Stadt durch das Wolkenloch. «Alles klarmachen zum Abwurf», befahl er über die Bordsprechanlage. «Sobald der Signalton zu hören ist, Schutzbrillen aufsetzen und bis nach dem Detonationsblitz aufbehalten!» Jeder hatte eine Spezialbrille bekommen, deren Gläser nur eine Farbe durchliessen: Purpurrot.

Tibbets flog Hiroshima in 10'500 Meter Höhe an. Im Bombenzielfenster erschien das Panorama genauso, wie der Bomben-Offizier, Major Ferebee, es sich nach Luftaufnahmen eingepägt hatte. Der Visierpunkt – die Mitte einer Hauptbrücke über dem breitesten Arm der Ota – bewegte sich auf das Fadenkreuz zu. «Ich hab es!» rief Ferebee und schaltete die automatische Synchronisierung für die letzte Minute des Zielflugs ein. Fünfundvierzig Sekunden darauf begann der Signalton, das Zeichen dafür, dass die Bombe in fünfzehn Sekunden ausgeklinkt wurde.

Um 8.15 Uhr plus 17 Sekunden öffnete sich der Bombenschacht; das Flugzeug, plötzlich um 4'500 Kilogramm leichter, machte einen Satz in die Höhe. Tibbets zog die Maschine bei 60 Grad Schräglage in einer engen Wendung von 158 Grad abwärts. Unter der Wucht des Manövers stöhnte der Rumpf auf.

Hastig befahl der Oberst dem Heckschützen, Bob Caron, alles zu melden, was er sehe. Im Geist zählte er dann die 43 Sekunden ab.

«Schon was zu sehen?» fragte er nach etwa 35 Sekunden.

«Nein, Herr Oberst», antwortete Caron.

Auch Oberleutnant Jeppson, der das Prüfgerät der Bombe kontrolliert hatte, zählte die Sekunden. Als er bei 40 ... 41 ... 42 ... angekommen war, brach er ab und dachte: Blindgänger!

Im selben Augenblick flammte ein Blitz auf, und die Welt vor Caron wurde purpurrot. Unwillkürlich schloss er die Augen hinter der Schutzbrille. Noch kurz vorher hatte er direkt in die Sonne gesehen und durch die Spezialgläser nur einen schwachen Schimmer wahrgenommen. Er war so bestürzt, dass er zunächst gar nicht fähig war, über die Bordsprechanlage zu berichten.

Aus dem Explosionsblitz wurde im Bruchteil einer Sekunde ein Feuerball von 550 Meter Durchmesser, in dessen Mitte eine Temperatur von 50 Millionen Grad herrschte. Hiroshima war ausgelöscht.



Das beklemmende Fanal am Ende des Krieges: Explosion einer Atombombe



Vier Mitglieder jener Flugzeugbesatzung, die die Atombombe auf Hiroshima warf.  
Von links: Major Thomas W. Ferebee, Bombenoffizier; Oberst Paul W. Tibbets, Pilot;  
Hauptmann Theodore J. van Kirk, Navigator; Hauptmann Robert A. Lewis, Kopilot

Hiroshima nach dem Abwurf der Atombombe. Etwa in der Bildmitte die Hauptstrasse,  
fast zwei Kilometer vom Zentrum der Explosion entfernt



Die Entwarnung um 7.31 Uhr wurde in der Stadt ebensowenig beachtet wie der Fliegeralarm von 7.09 Uhr. Kaum jemand blickte der einzelnen, in grosser Höhe abdrehenden amerikanischen Maschine auch nur nach.

Um 8.15 Uhr sahen einige Menschen einen kleinen Verband anfliegen, von dem sich drei Fallschirme lösten. Diese wurden von dem Flugzeug abgeworfen, das mit der Druckwellen- und Strahlungsmessung beauftragt war; sie trugen Instrumente, die ihre Messergebnisse automatisch über Funk Weitergaben. Manche Beobachter in Hiroshima rieben sich die Hände; sie glaubten, die feindlichen Flieger hätten abspringen müssen.

Der klare Himmel zeigte in den nächsten 45 Sekunden nichts als die drei Fallschirme. Dann plötzlich war der Himmel über der Stadt lautlos verschwunden.

Überlebende erzählten später, im ersten Augenblick nach der Explosion sei alles nur Licht gewesen – blendendes Licht von ungeheurer Stärke, aber auch von atemraubender Schönheit und Vielfalt. Ein Augenzeuge sprach von einer Flamme, die von Weiss zu Rosa und dann, während sie hochschoss und sich ausbreitete, zu Blau überging. Einige hatten fünf oder sechs strahlendhelle Farben gesehen, andere nur weisses Licht, aus dem goldene Blitze schossen. Die meisten verglichen die Explosion mit einem gewaltigen Fotoblitzlicht. Sie erinnerten sich nur an diesen optischen Eindruck; gehört hatten sie angeblich nichts.

Viele Tausende aber hatten nicht einmal etwas gesehen. Sie waren in der ungeheuren Hitze, die das mittlere Stadtgebiet in einen einzigen Schmelzofen verwandelte, sofort zu Asche verbrannt. Und viele tausend andere, die noch ein paar Sekunden gelebt hatten, wurden von dem Scherben- und Schuttregen zerfetzt, den die Druckwelle vor sich herfegte, oder unter stürzenden Mauern, Balken, Steinen zermalmt.

Die Verwüstungen waren wesentlich stärker, als die Atomwissenschaftler berechnet hatten. Das lag einmal daran, dass Major Ferebee sein Ziel fast genau getroffen hatte. Obwohl die Bombe aus fünf Kilometer Entfernung und zehn Kilometer Höhe abgeworfen werden musste, hatte er den Zielpunkt nur um 200 Meter verfehlt. Zum zweiten lag es am Zeitpunkt der Explosion. Um diese Morgenstunde waren die zahllosen Holzkohlenöfen, auf denen die Hausfrauen das Frühstück bereiteten, voller Glut. Von der Druckwelle fortgeschleudert, wurden sie nun zu lodernden Brandfackeln, die die Holzhäuschen mit ihren Papierwänden sofort in Flammen setzten. In der Annahme, dass die meisten Bewohner der Stadt in Luftschutzräumen wären, hatte Oppenheimer die Zahl der Opfer auf 20'000 geschätzt. Da aber solche kleinen Verbände die Stadt häufig überflogen,

ohne Bomben zu werfen, hatten die Bewohner die drei B 29 gar nicht beachtet und waren grösstenteils auf dem Weg zur Arbeit gewesen. So kam es, dass die Bombe an die 80'000 Menschen tötete.

Dem gewaltigen Blitz folgte Katastrophe auf Katastrophe. Zuerst die Glutwelle. Sie dauerte zwar nur Sekunden, war aber ungeheuer heiss. Auf den Dächern schmolzen die Ziegel, in Granitblocks die Quarzkristalle; im Umkreis von drei Kilometern verkohlten die Telefonmasten an der Seite, die dem Explosionsherd zugekehrt war; und von den Menschen im Zentrum der Explosion blieb nichts übrig als der ins Asphaltpflaster oder in eine Mauer eingebrannte Schattenriss.

Der Bürgermeister von Kabe, der 16 Kilometer entfernt in seinem Garten stand, spürte die Glutwelle noch deutlich im Gesicht. In vier Kilometer Entfernung trugen die Menschen Brandblasen davon. In einem Abstand von zweieinhalb Kilometern brannten die Hitzestrahlen auf einer Zeitungsseite die schwarzen Buchstaben aus dem weissen Papier. Bei vielen hundert Frauen versengten sie die dunklen Stellen der Kleidung. Auf der Haut dieser Frauen waren die Blumenmuster der Kimonos genau eintätowiert.

Der Glutwelle folgte die Druckwelle, ein Orkan mit einer Geschwindigkeit von 800 Stundenkilometern. Abgesehen von Objekten, die nur geringen Luftwiderstand boten – etwa durchbrochene Brückengeländer, Rohre und Masten – hielten ihm nur die Fassaden einiger erdbebensicher gebauter Bürohäuser stand. Aber auch nur diese; innen ging alles in Trümmer. Unter der Druckwelle barsten ferner überall in der Stadt die Hauptwasserrohre, so dass die wenigen überlebenden Feuerwehrleute den vielen tausend Bränden, die in Sekundenschnelle ausbrachen, machtlos gegenüberstanden. Durch die Druckwelle und das Feuer wurde in einem Gebiet von 13 Quadratkilometern jedes Haus zerstört.

Und noch weiteres Unheil kam über die Stadt. Wenige Minuten nach der Explosion fiel ein sonderbarer Regen: murmelgrosse Tropfen von schwarzer Farbe. Die Luftfeuchtigkeit innerhalb des Feuerballs war verdampft und hatte sich in der aufschliessenden Wolke wieder verflüssigt. Dieser schwarze Regen reichte nicht aus, die Brände zu löschen, aber er steigerte noch die allgemeine Panik.

Und nach dem Regen kam Sturm – ein «Feuersturm», der in das Zentrum der Katastrophe zurückkehrte und infolge der zunehmenden Hitze über der brennenden Stadt immer stärker wurde. Er entwurzelte alte Baumriesen in den Parks, wohin viele geflüchtet waren; und er peitschte Springfluten in den Flüssen auf, so dass viele ertranken, die hier Schutz vor Glut und Flammen gesucht hatten.

Man hatte Tibbets darauf vorbereitet, dass er etwa eine Minute nach der Detonation mit dem Aufprall der Druckwelle rechnen müsse. Er zog deshalb seine Maschine nach oben, um Höhe zu gewinnen, und Fahrt zu verlieren. Die Aerodynamiker hatten berechnet, dass sich die Wucht des Anpralls dadurch verringern werde.

Caron, der Heckschütze, bemerkte plötzlich eine schimmernde Linie, die auf das Flugzeug zuraste. Sie sah aus wie das Flirren heisser Luft über einer sonnenbeschienenen Asphaltstrasse; nur beschrieb sie einen weiten Bogen – wie ein Wellenkreis, den ein ins Wasser geworfener Stein erzeugt. Sichtbar war die Druckwelle deshalb, weil sich hinter ihr ein Vakuum bildete, in dem der Wasserdampf sofort kondensierte. Ihre Geschwindigkeit betrug über 1'100 Kilometer in der Stunde. Obwohl man die Männer vorher ausdrücklich auf ihre mutmassliche Stärke hingewiesen hatte, waren sie jetzt überrascht.

«Flak!» rief Tibbets unwillkürlich, als die Welle das Flugzeug traf. Auch Parsons hatte die Empfindung, als wäre wenige Meter entfernt eine Flakgranate explodiert.

«Da kommt's noch mal!» schrie Caron aus dem Heckstand über die Bordsprechanlage. Der zweite Stoss rührte von dem Teil der Druckwelle her, der vom Erdboden zurückgeworfen wurde. Dann aber war die Gefahr vorbei.

Die *Enola Gay* flog jetzt wieder mit den beiden Begleitmaschinen im Verband. Und nun, über den südlichen Aussenbezirken von Hiroshima, sahen die Männer, was sie angerichtet hatten. Über der ganzen Stadt brodelte Staub. Langgezogene, graue Wirbel jagten in das Zentrum. Eine weisse Rauchsäule stand kerzengerade darüber; unten war sie rot und orangefarben durchflammt, oben breitete sie sich zu einem symmetrischen Pilz aus. Wie ein Mal über einem Grab, dachte einer der Männer bei sich. In wenigen Minuten war der Atompilz über 6'000 Meter hochgestiegen.

Die Gefühle der Flieger waren verschieden. Einige frohlockten; sie hofften, der Krieg werde nun zu Ende sein. Andere schwankten zwischen Stolz und Entsetzen. Manchen kam das Bild, das sie sahen, völlig unwirklich vor. Der erste, der etwas sagte, war Hauptmann Lewis, der Kopilot: «Mein Gott, was haben wir getan!»

Tibbets liess eine unverschlüsselte Funkmeldung nach Tinian durchgeben. Die *Enola Gay* habe Ziel Eins aus direkter Sicht erfolgreich bombardiert, ohne von feindlichen Jägern oder Flak aufgehalten zu werden. Dann, als der lange Rückflug begann, sandte er einen verschlüsselten Funkspruch hinterher: «Eindeutiger Erfolg in jeder Beziehung. Beobachtete Wirkung noch stärker als bei *Trinity*.» (Das war der Deckname für den Atomversuch in Neumexiko.)

Kaum war die *Enola Gay* auf Tinian ausgerollt, als bei ihr etwa 200 Menschen zusammenliefen – Offiziere und Mannschaften, unter ihnen mehr Generale und Admirale, als die Besatzung je auf einmal gesehen hatte.

«Achtung, stillgestanden!» befahl General Davies, der Chef des 313. Luftgeschwaders.

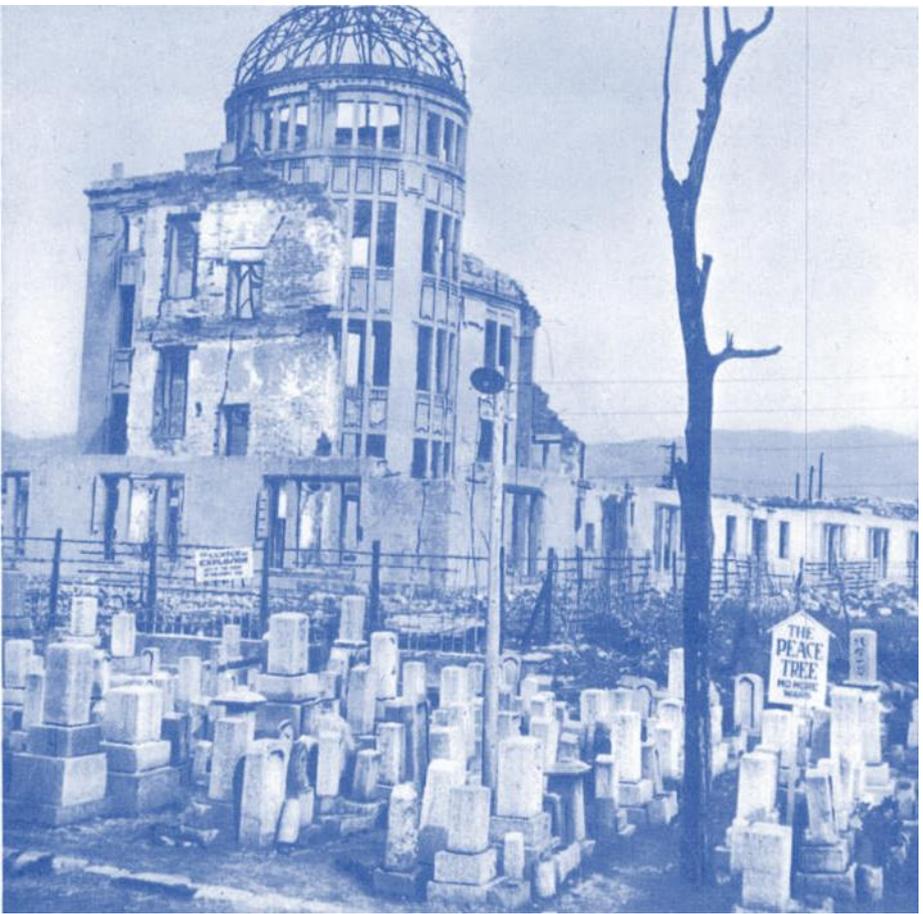
General Spaatz trat vor und heftete Oberst Tibbets das *Distinguished Service Cross* auf den Fliegeranzug. Tibbets – übermüdet, unrasiert – wusste kaum, wie ihm geschah. Rasch nahm er seine Pfeife in die Linke und schob sie mit dem Stiel in den Ärmel. Spaatz schüttelte ihm die Hand. Nun waren die andern nicht mehr zu halten. Jeder von der *Enola Gay* sah sich umringt und mit Fragen überschüttet.

Bei der japanischen Rundfunkgesellschaft in Tokio merkte man um 8.16 Uhr, dass die Telefonverbindung mit Hiroshima unterbrochen war; kein einziger Anruf kam mehr durch. Zwanzig Minuten später stellten Eisenbahner in Tokio fest, dass auch der Bahntelegraf nach Hiroshima nicht mehr arbeitete; die Leitung schien unmittelbar nördlich der Stadt unterbrochen zu sein. Dann meldeten Bahnhöfe in der Nähe von Hiroshima, in der Stadt sei eine grosse Explosion erfolgt. Eisenbahnbeamte benachrichtigten das Hauptquartier der Armee. Gegen zehn Uhr erfuhr die Redaktion der Tokioter Zeitung *Asahi*, Hiroshima sei durch einen Bombenangriff fast völlig zerstört worden.

Zur selben Zeit befand sich Major Hirano, ein Stabsoffizier des in Hiroshima stationierten Zweiten Armeekorps, im Hauptquartier in Tokio. Er war eine Woche vorher herübergekommen, um über die militärische Versorgungslage in der Hafenstadt zu berichten. Am Sonntag hatte er zurückfliegen sollen, doch hatte er die Abreise verschoben. Jetzt meldete ihm eine Dienststelle des Zweiten Armeekorps in Osaka, sie habe keine Verbindung mehr mit Hiroshima und den westlich davon gelegenen Orten.

Vom Hauptquartier aus versuchte man nun mehrmals, Hiroshima zu erreichen. Vergeblich. Man stand vor einem Rätsel. Was man vom Sender Tokio, von der Eisenbahn, von der Redaktion der *Asahi* und aus Osaka gehört hatte, liess darauf schliessen, dass etwas Schlimmes passiert war. Dann kam, kurz nach 13 Uhr, endlich eine Funkmeldung vom Verschiffsdepot des Zweiten Armeekorps, das ausserhalb des Katastrophengebietes lag. Sie war ebenso kurz wie entsetzlich und lautete: «Hiroshima durch eine einzige Bombe vernichtet. Feuersbrunst breitet sich aus.»

Aus weiteren Meldungen erfuhr das Hauptquartier, dass nur drei feindliche Flugzeuge über Hiroshima gewesen waren und dass zwei davon keine Bomben



Hier war das Zentrum der Atom-  
bomben-Explosion in Hiroshima.  
Im Vordergrund ein Friedhof und  
der «Friedensbaum», den man zum  
Gedenken stehen liess



Viele Menschen, die die Katastro-  
phe überlebten, waren schwer  
verletzt und starben Monate spä-  
ter nach furchtbaren Leiden

abgeworfen hatten. Am Nachmittag wurden schliesslich die Chefredakteure der fünf hauptstädtischen Zeitungen ins Presseamt der Regierung gerufen, wo ihnen ein Presseoffizier der Armee Folgendes mitteilte:

Wir glauben, dass die auf Hiroshima abgeworfene Bombe nicht von der üblichen Art war. Sobald genauere Informationen vorliegen, werden wir eine Erklärung abgeben. Melden Sie die Sache einstweilen an versteckter Stelle wie einen gewöhnlichen Luftangriff.

Kurz, die Militärzensur griff ein. Die Armee vermutete bereits, dass es sich um eine Atombombe handelte. Die japanische Marineabwehr hatte schon Ende 1944 gemeldet, dass die Amerikaner an einer solchen Waffe arbeiteten und alles verfügbare Uranerz aufzukaufen suchten. Da die Armeeführung jedoch entschlossen war, den Krieg bis zu einem Entscheidungskampf auf japanischem Boden fortzusetzen, wollte sie die Katastrophe von Hiroshima so lange wie möglich geheimhalten.

Aber die Wahrheit kam bald an den Tag. Die Nachrichtenagentur *Domei* unterhielt ausserhalb von Tokio eine Abhörstation, in der rund fünfzig Angestellte, meist in Amerika geborene Japanerinnen, die amerikanischen Sender abhörten. Am 7. August um ein Uhr früh (in Washington war es um diese Zeit der 6. August, elf Uhr vormittags) wurde der Chef der Abhörstation, Hideo Kinoschita, vom Nachtdienstleiter mit der Meldung geweckt, dass alle amerikanischen Sender eine Erklärung des Präsidenten Truman verbreiteten, wonach die Bombe von Hiroshima eine Atombombe gewesen sei.

Kinoschita verständigte seinen Vorgesetzten, Saiji Hasegawa. Dieser hatte zwar keine Ahnung, was er sich unter einer «Atombombe» vorstellen sollte, rief aber sofort Hisatzune Sakomizu an, den Chefsekretär des Kabinetts.

Sakomizu gab die Nachricht an Ministerpräsident Suzuki weiter, an dessen Friedensbemühungen er beteiligt war. Wie er später erklärte, waren sie sich sofort darüber klar, dass Japan den Krieg gegen eine Macht, die über die Atombombe verfügte, nicht fortsetzen könne. Jetzt war die Gelegenheit da, den Krieg zu beenden, denn nun brauchte man die Schuld an der Niederlage weder der kämpfenden Truppe noch den Rüstungsarbeitern zuzuschieben – einfach nur der Atombombe.

Aber die Armee widersetzte sich dieser Auffassung. Auf einer Sondersitzung des Kabinetts am 7. August behaupteten die Generale sogar, über Hiroshima sei gar keine Atombombe explodiert, sondern nur eine ungewöhnlich starke Sprengbombe. Sie lehnten den Vorschlag von Aussenminister Togo, gemäss den Potsdamer Bedingungen zu kapitulieren, schroff ab und bestanden darauf, Tru-

mans Rede an die amerikanische Bevölkerung so lange geheimzuhalten, bis man an Ort und Stelle eine Untersuchung durchgeführt habe.

Eine solche Untersuchung war bereits im Gange. Major Hirano, dem die Verlängerung seines Aufenthalts in Tokio das Leben gerettet hatte, bat den führenden japanischen Kernwissenschaftler Nishina um Unterstützung und flog mit ihm nach Hiroshima.

Gegen sieben Uhr abends kam ihr Flugzeug über der Stadt an. Es war noch so hell, dass sie das Schreckensbild deutlich vor Augen hatten. Hirano berichtete darüber später: Als Soldat hatte ich mich an den Anblick von Bombenschäden gewöhnt. Doch das hier war ganz anders als sonst. Als erstes fiel mir auf, dass in der Wüstenei da unten keine Strassen mehr zu erkennen waren. Nach gewöhnlichen Luftangriffen konnte man immer noch Strassenzüge sehen. In Hiroshima aber lag alles flach, und die Strassen waren mit Schutt und Trümmern bedeckt.

Hirano und Nishina wurden bei ihrer Landung von einem Fliegeroffizier empfangen, dessen Gesicht einen sonderbaren Anblick bot: Die eine Hälfte sah völlig unversehrt aus; die andere aber, die er bei der Katastrophe dem Explosionsherd zugekehrt hatte, war schwarzgebrannt und mit Blasen bedeckt. Die drei Männer bahnten sich einen Weg zur verlassenen Ruine des Hauptquartiers des Zweiten Armeekorps. Schliesslich fanden sie ein paar Offiziere, die überlebt und in einer Höhle Schutz gefunden hatten. Am nächsten Morgen begannen die beiden Herren aus Tokio ihre offizielle Untersuchung. Über das Ergebnis war Hirano sich gleich beim ersten Anblick der zerstörten Stadt klar gewesen.

Die amtlichen Meldungen aus Washington erregten unterdessen in der ganzen Welt Aufsehen. Zwar konnten nur wenige mit dem Begriff «Atombombe» etwas anfangen, doch spürte jeder, dass sie eine Waffe von grösster Bedeutung sein musste.

In der ersten Erklärung des Weissen Hauses wurde die Art und Wirkungsweise der Bombe beschrieben; zum Schluss hiess es: «Das Potsdamer Ultimatum vom 26. Juli wurde gestellt, um das japanische Volk vor der völligen Vernichtung zu bewahren. Die japanische Führung hat es jedoch zurückgewiesen. Sollte sie unsere Bedingungen auch jetzt noch ablehnen, muss sie mit einem Bombenregen rechnen, wie man ihn bisher nicht erlebt hat.»

Um Japans Kapitulation zu beschleunigen, wurden über 47 japanischen Städten 16 Millionen Flugblätter abgeworfen. Und den Abwurf der zweiten Atombombe, der für den 11. August geplant war, verlegte man vor auf den 9. August.

Denn wenn jetzt Schlag auf Schlag folgte, musste die japanische Führung erkennen, dass Hiroshima keineswegs nur ein einmaliger, absonderlicher Fall gewesen war.

Die zweite Bombe war eine Plutoniumbombe von der Bauart, wie man sie bei dem Versuch in Neumexiko zur Detonation gebracht hatte. (Bei der ersten hatte es sich um eine ungetestete Uranbombe gehandelt.) Dieses neue Unternehmen stand unter ungünstigen Vorzeichen: Der Pilot, Major Sweeney, musste eine Maschine fliegen, mit der er nicht vertraut war. Und sein «Ziel Eins», die Stadt Kokura, lag unter einer Wolkendecke, die auch nach dreimaligem Überfliegen nicht das kleinste Loch aufwies. Sweeney flog also das Ersatzziel an: Nagasaki. Aber diese Stadt lag ebenfalls unter Wolken verborgen. Fregattenkapitän Ashworth, der die Bombe scharfzumachen hatte, befahl schliesslich, sie mit dem Radarzielgerät abzuwerfen. Dass er damit den Washingtoner Weisungen entgegenhandelte, nahm er auf seine Kappe; er konnte sich darauf berufen, dass der Treibstoff sonst nicht gereicht hätte. Der Bombenschütze fand zwar im letzten Augenblick noch ein Wolkenloch, aber er verfehlte den Zielpunkt um fast fünf Kilometer. Trotzdem waren auch in Nagasaki die Verwüstungen ungeheuer.

Tags darauf beschloss das japanische Kabinett, über Schweizer Vermittler das Potsdamer Ultimatum anzunehmen – vorausgesetzt, dass der Status des Kaisers unverändert bleibe. Bis auf die schriftlichen Formalitäten war der Krieg damit beendet.

# Japan bemüht sich um Frieden

**Mehrere** Monate bevor die Atombombe auf Hiroshima fiel, wussten viele führende Japaner längst, dass der Krieg verloren war. Sie versuchten, Russland – damals noch nicht Japans Gegner – als Vermittler für Friedensverhandlungen zu gewinnen. Aber die Sowjets sabotierten diese Bemühungen und zogen stattdessen den Krieg in die Länge.

Als im April 1945 der greise Admiral Kantaro Suzuki japanischer Ministerpräsident wurde, musste sein Chefsekretär für ihn eine Aufstellung über das gesamte japanische Kriegspotential machen. Das Ergebnis war niederschmetternd: Japan kämpfte mit letzter Kraft. Die Stahlproduktion belief sich nur noch auf hunderttausend Tonnen im Monat. Kaum siebenhundert Flugzeuge konnten monatlich noch fertiggestellt werden, und im September 1945 war, wegen Mangels an Aluminium, überhaupt nicht mehr mit einer Produktion zu rechnen. Amerikanische U-Boote hatten alle Schiffsverbindungen abgeschnitten, so dass fast keine Lebensmittel mehr nach Japan eingeführt werden konnten. Und die Bombenangriffe waren unerträglich geworden. Wenn sie nicht nachliessen, so hatte man ausgerechnet, würde Ende des Jahres in keiner Stadt mit über 25'000 Einwohnern noch ein unversehrtes Haus stehen. Die wenigen grossen Kriegsschiffe lagen in Geheimhäfen versteckt – mit Bäumen getarnt. Und auf Flugblättern, die von amerikanischen Flugzeugen abgeworfen wurden, stand: «Eure Tarnwälder werden ja welk. Warum erneuert ihr sie nicht? Wir können alles sehen.»

Ministerpräsident Suzuki rief sofort den Obersten Kriegsrat zusammen. Dieser bestand aus sechs Personen: aus Suzuki selbst, dem Aussenminister, dem Kriegsminister, dem Marineminister und den Chefs des Admiralstabs und des Generalstabs. In der Sitzung verlas der Ministerpräsident den katastrophalen Bericht und erklärte dann, dass der Krieg so rasch wie möglich beendet werden müsse. Grundsätzlich waren die Mitglieder des Rates damit einverstanden. Aber

Kriegsminister Anami sagte: «Warten wir noch ab; bald werden unsere Truppen auf Okinawa die amerikanischen Streitkräfte ins Meer geworfen haben. Dann sind wir bei Friedensverhandlungen in einer stärkeren Position.»

Das war typisch für das Militär. Bis zur letzten Minute hat die Armee einerseits ständig behauptet, es bestehe Aussicht auf einen Sieg; andererseits aber hat sie immer wieder zugegeben, dass es unmöglich sei, den Kampf fortzusetzen. Suzuki, ein Mann von klassischer Bildung, sagte deshalb zu Anami: «Sie kommen mir vor wie jener Kaufmann in dem chinesischen Märchen, der gleichzeitig einen Schild anpreist, den kein Speer durchbohren, und einen Speer, dem kein Schild widerstehen kann.»

Am 3. Juni, während der entscheidenden Schlacht auf Okinawa, beauftragte Suzuki den früheren Ministerpräsidenten Hirota, insgeheim mit dem russischen Botschafter in Tokio, Malik, Verbindung aufzunehmen, um Russland als Friedensvermittler zu gewinnen. Hirota war bereit, mit Malik zu verhandeln (demselben Mann übrigens, der später als russischer Delegierter die Arbeit der Vereinten Nationen immer wieder behinderte), aber er hatte Bedenken wegen der japanischen Geheimpolizei, die ihn wegen Landesverrats verhaften konnte. So siedelte er nach Hakone über, einem Kurort in der Nähe von Tokio, und nahm sich dort eine Wohnung direkt neben Maliks Haus, um ihn auf diese Weise unauffällig besuchen zu können.

Bis dahin hatten die russischen Zeitungen nur über amerikanische Siege und japanische Niederlagen berichtet; jetzt aber schrieben sie auch davon, dass Japan möglicherweise die amerikanischen Truppen schlagen und von Okinawa vertreiben könnte. Hirota hoffte daraufhin, dass Russland sich zu einer Vermittlerrolle bereitfinden werde. Aber bei seinem dritten Besuch fragte ihn Malik plötzlich: «Falls Russland die Vermittlung übernehme, was würde uns Japan bieten?»

Das war am 24. Juni, drei Tage nachdem die Japaner Okinawa verloren hatten. Die Militärs hatten zwar den Kaiser nicht über den Fortgang des Krieges auf dem laufenden gehalten; aber als Okinawa fiel, konnten sie die Bedeutung dieser Katastrophe nicht vor ihm verbergen oder bagatellisieren. Die Folge war, dass der Tenno den Obersten Kriegsrat zusammenrief und einen ungeschminkten Lagebericht forderte. Nachdem alle Minister und Militäarchefs gesprochen hatten, verlangte er von Regierung und Militär Vorschläge, wie der Krieg am schnellsten zu beenden sei.

Vier Möglichkeiten wurden diskutiert: 1. mit den Vereinigten Staaten direkt zu verhandeln; 2. Russland um Vermittlung zu bitten; 3. eine kaiserliche Botschaft an den König von England zu schicken und sich auf die alte Form der höfischen Diplomatie zu berufen; und 4. Tschiangkaischek zu veranlassen, dass

er die ersten Schritte unternahme. Aussenminister Togo war für den ersten Weg, aber alle anderen Minister machten Einwände, weil die Vereinigten Staaten kurz zuvor die bedingungslose Kapitulation verlangt hatten. Nach sorgfältiger Erwägung aller Möglichkeiten wurde deshalb offiziell beschlossen, Russland um Vermittlung zu ersuchen. Admiral Soemu Toiada berichtete später, schon zu diesem Zeitpunkt habe der Kaiser darauf gedrängt, sofort den Fürsten Konoje als Sonderbeauftragten nach Moskau zu entsenden.

Inzwischen machte Hirota am 29. Juni 1945 seinen vierten und letzten Besuch bei Jakob Malik, diesmal in der sowjetischen Botschaft in Tokio. Malik liess sich sehr lange bitten, versprach dann jedoch, Hirotas Botschaft nach Moskau weiterzuleiten. Einige Tage wartete Hirota voller Ungeduld; dann ersuchte er um eine weitere Zusammenkunft mit Malik. Aber der liess sich diesmal entschuldigen – er fühle sich nicht wohl.

Währenddessen wandte sich in Moskau der japanische Botschafter Sato unter Berufung auf die Unterredung zwischen Hirota und Malik zweimal an Molotow. Auch Molotow verhielt sich völlig gleichgültig.

Am 12. Juli liess der Kaiser den Fürsten Konoje zu sich kommen und betraute ihn mit einer persönlichen Botschaft, die er als Sonderbeauftragter nach Moskau bringen sollte und in der Russland gebeten wurde, den Frieden zu vermitteln. Am selben Tag schickte Aussenminister Togo ein Telegramm an den Botschafter Sato in Moskau: «Seine Majestät wünscht dringend, den Krieg so bald wie möglich zu beenden.» Der stellvertretende Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Rosowski, gab Sato jedoch nur zur Antwort: «Molotow kann Sie nicht empfangen; er ist mit den Vorbereitungen für seine Reise nach Potsdam beschäftigt, wohin er Marschall Stalin begleitet.»

Am 16. Juli war Sato wieder bei Rosowski und drängte auf eine Antwort der russischen Regierung vor Stalins und Molotows Abreise nach Potsdam. Rosowski erwiderte, die japanischen Vorschläge seien zu unklar und zu schwer verständlich. Man müsse Stalins und Molotows Rückkehr nach Moskau abwarten.

Vier Tage nach Beginn der Potsdamer Konferenz, am 21. Juli, wurden neue Instruktionen an Sato gekabelt: «Sonderbeauftragter gemäss Allerhöchstem Wunsch nach Moskau entsandt. Soll Sowjetregierung um Vermittlung günstigerer Friedensbedingungen als bedingungslose Kapitulation ersuchen.» Aber aus irgendeinem seltsamen Grunde verzögerte sich die Zustellung dieses Telegramms an Sato, so dass dieser erst am 25. Juli entsprechende Schritte unternehmen konnte.

Am Tag darauf wurden die Potsdamer Beschlüsse bekanntgegeben. Die Japaner schöpften neuen Mut, als sie nach genauer Prüfung feststellten, dass die Deklaration nicht von bedingungsloser Kapitulation der ganzen Nation sprach, sondern von «bedingungsloser Kapitulation aller japanischen Streitkräfte». Aussenminister Togo wollte sofort annehmen, aber Premierminister Suzuki sagte: «Noch nicht. Jetzt können wir verhandeln. Zunächst wollen wir die Antwort der russischen Regierung auf unsere vielen Vermittlungsgesuche abwarten.»

Am 30. Juli war Sato wieder bei Rosowski – aber vergeblich. Am 2. August wurde er nochmals von Tokio instruiert, Rosowski an die Dringlichkeit der Sache zu erinnern. Er tat das auch, erhielt aber den Bescheid, vor Stalins und Molotows Rückkehr sei nicht mit einer Antwort zu rechnen.

Am 5. August kehrten sie nach Moskau zurück. «Nun haben wir auf eine russische Antwort gewartet», erzählte der Chefsekretär von Suzuki. «Wir haben begierig gewartet – wie das japanische Sprichwort sagt: ‚mit vorgestrecktem Hals wie ein Storch‘.»

Am folgenden Tag fiel die Atombombe über Hiroshima.

Alle Verbindungen mit Tokio waren zerstört. Erst spät in der Nacht erfuhr die japanische Regierung, dass eine ganze Stadt durch eine einzige Bombe vernichtet worden war. Nun entschloss sich der Premierminister doch, das Angebot von Potsdam anzunehmen, und berief das Kabinett ein. Aber am selben Tag, am 8. August, liess Molotow Sato endlich zu sich kommen und sagte: «Ich habe die Antwort für Sie.» Dann las er ihm die russische Kriegserklärung an Japan vor. Ebenfalls am selben Tag fiel die Atombombe auf Nagasaki. Und am Morgen darauf marschierte die Rote Armee in die Mandschurei ein.

Die letzte Zusammenkunft der japanischen Regierung fand in einem kleinen Luftschutzraum auf dem Grundstück des Kaiserpalastes statt; dort waren der Kaiser, das gesamte Kabinett und der Oberste Kriegsrat zusammengekommen. Kriegsminister Anami schien weiterhin entschlossen, bis zum bitteren Ende auszuhalten. Er behauptete, dass die kaiserliche Armee die amerikanischen Eindringlinge ins Meer zurückwerfen würde, falls diese es wagen sollten, den Fuss auf Japans geheiligten Boden zu setzen. Der Kaiser entgegnete jedoch, er teile die Ansicht der Majorität, die sich den Potsdamer Beschlüssen beugen wolle. Von seinen Ahnen seien ihm Japan und das japanische Volk als Erbe überliefert worden; er habe die Pflicht, beide seinen eigenen Nachkommen weiterzuvererben. «Falls wir auf dem Boden der Heimat weiterkämpfen, wird ganz Japan zerstört und alle Japaner werden sterben. Wie können *Wir* dann *Unser* Erbe weitergeben?»

Die nächsten Tage waren von fieberhaften Besprechungen erfüllt.

Aber schliesslich erklärte der Tenno ausdrücklich, er sei mit den Bedingungen einverstanden. Mit seiner Zustimmung wurde ein Telegramm abgeschickt, das den Krieg beendete. Am nächsten Tag, am 25. August 1945 mittags, teilte er in einer Rundfunkansprache dem japanischen Volk diesen letzten Schritt mit. Das war das erstmal, dass alle Japaner seine Stimme hören konnten, und sie weinten, als sie erfuhren, dass der Krieg verloren sei. Aber Japan hatte den Krieg schon vor der Explosion der Atombomben verloren – schon vor Russlands Kriegseintritt.

Warum haben die Russen viele Monate lang alle Bemühungen um Frieden vereitelt? War es ihre Absicht, den Krieg solange hinzuziehen, bis sie in letzter Minute zum Eintritt bereit waren?

# Hiroshima – die Folge eines Irrtums?

Im Frühjahr 1945 stand es um Japan schlimm. Dennoch weigerte sich das japanische Oberkommando, an Kapitulation zu denken, und schwor, man werde bis zum letzten Atemzug kämpfen. Anderer Meinung als die Militärs waren einige wenige Diplomaten. Sie wussten, dass Japan mehr zu verlieren habe, wenn es bis zum Ende weiterkämpfte, als wenn es bedingungslos kapitulierte. In der Hoffnung, günstigere Bedingungen zu erreichen, knüpften sie geheime Gespräche mit der damals noch neutralen Sowjetunion an. Russland sollte bei der Einleitung von Friedensverhandlungen vermitteln.

Am 26. Juli 1945 wurde das Potsdamer Ultimatum an Japan verkündet. Es war von den Vereinigten Staaten, Grossbritannien und China unterzeichnet und forderte Japan zur Kapitulation auf, falls es nicht völlig vernichtet werden wolle. Bei der japanischen Staatsführung löste dieses Ultimatum freudiges Erstaunen aus: Die Bedingungen waren weitaus milder als erwartet. Japan sollte als Nation bestehen bleiben, die Japaner sollten selbst ihre Staatsform bestimmen dürfen, und ein Hinweis darauf, dass man den Kaiser auf dem Thron belassen wollte, war unverkennbar. Der Kaiser erklärte deshalb seinem Aussenminister Togo ohne Zögern, er halte diese Bedingungen für annehmbar. Das Kabinett trat zusammen, um über das Ultimatum zu beraten.

Ich habe viele japanische Berichte über diese Sitzung genau durchgelesen. Alle stimmen darin überein, dass an jenem heissen 27. Juli die Entscheidung zugunsten des Friedens fiel. Nur Kriegsminister Anami und die obersten Stabschefs protestierten heftig gegen die Annahme der Potsdamer Bedingungen; aber sie wurden überstimmt.

Es gab jedoch noch einige Schwierigkeiten. Wie stand es zum Beispiel mit den Kapitulationsgesprächen, die gerade geführt wurden? Der letzte Vorschlag war erst vor zwei Tagen abgeschickt worden. Und noch ein Umstand musste berücksichtigt werden: Bisher hatten die Japaner von der Potsdamer Erklärung

nur durch ihren Radio-Abhördienst erfahren. Konnte die Regierung auf Grund einer so inoffiziellen Information handeln? Ausserdem musste Ministerpräsident Suzuki schon am folgenden Tag die japanischen Pressevertreter empfangen. Zweifellos würden sie Fragen über die Potsdamer Erklärung stellen. Man kam überein, Suzuki solle sagen, das Kabinett sei noch zu keinem Beschluss gekommen. Die Tatsache, dass das Kabinett das Ultimatum nicht von vornherein abgelehnt habe, werde dann schon für sich sprechen.

Als Ministerpräsident Suzuki am 28. Juli vor der Presse stand, sagte er, das Kabinett verfolge eine Politik des *mokusatsu*. Für dieses Wort gibt es in den westlichen Sprachen keine genaue Entsprechung. Abgesehen davon ist es im Japanischen selbst zweideutig; es kann sowohl «ignorieren» bedeuten wie «sich des Kommentars enthalten».

Unglücklicherweise konnten die Übersetzer bei der japanischen Presseagentur Domei nicht wissen, *welche* Bedeutung Suzuki nun gemeint hatte. Und als sie in aller Eile die Erklärung ins Englische übersetzten, wählten sie den falschen Ausdruck: Radio Tokio funkte in die Welt, das Kabinett Suzuki werde das Potsdamer Ultimatum «ignorieren». Also meldete die *New York Times* am 28. Juli 1945 in einer sechs Spalten breiten Schlagzeile: Flotte schlägt zu, da Tokio Bedingungen «ignoriert».

Der Rest ist Geschichte. Henry L. Stimson, damals Kriegsminister der Vereinigten Staaten, hat in seinem Bericht über den endgültigen Beschluss, die Atombombe anzuwenden, klar bezeugt: Der mo&wsöZsu-Schnitzer führte unmittelbar zu dem Atomangriff auf Hiroshima. «Am 28. Juli», schrieb Stimson, «wies der japanische Ministerpräsident Suzuki das Potsdamer Ultimatum zurück . . . Angesichts dieser Ablehnung blieb uns nichts anderes übrig, als zu zeigen, dass unser Ultimatum genauso gemeint war, wie es lautete ... Zu diesem Zweck war die Atombombe hervorragend geeignet.»

Unmittelbar nach der Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki rückten die Russen in die Mandschurie ein. Ihr stürmischer Vormarsch kam erst zehn Tage nach der japanischen Kapitulation zum Stillstand, und als die Staubwolken des Kampfes sich legten, hatte Russland seine Stellung im Fernen Osten ungemein verbessert.

Warum hat die japanische Regierung nichts unternommen, um die falsche Übersetzung des Wortes *mokusatsu* richtigzustellen? Warum wurde kein Einspruch gegen einen Irrtum erhoben, der so unheilvolle Folgen hatte? Hier sind wir auf Vermutungen angewiesen.

Die japanische Armee pflegte damals alle «Friedensschwätzer» zu verhaften. Selbst ein hoher Posten bot keinen Schutz gegen den Zugriff von Fanatikern.

Die Friedenspartei hatte Monate hindurch im verborgenen arbeiten müssen, um endlich die Machtstellung zu erobern, die sie bei der bedeutungsschweren Kabinettsitzung vom 27. Juli innehatte. Trotzdem waren die Eisenfresser des Heeres und der Marine kaum im Zaum zu halten. Da schienen Ministerpräsident Suzuki und die Agentur Domei die alliierte Welt von Neuem herauszufordern, und das gab der Partei der Militärs erneut ein Übergewicht. Die japanischen Friedensunterhändler mussten schweigen, um nicht ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Dass die Amerikaner die wirkliche Einstellung der japanischen Regierung zur Potsdamer Erklärung nicht erkannten, lässt sich also leicht begreifen. Aber weil die Russen es unterlassen hatten, ihre westlichen Verbündeten von Japans Kapitulationsbereitschaft zu unterrichten, machte offenbar ein Übersetzungsfehler Geschichte.

## Quellenvermerk:

William L. Shirer: «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches» (Vom Angriff zur Niederlage); Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln – Berlin

Richard Collier: «Dünkirchen» (Das Wunder von Dünkirchen); Diana Verlag, Konstanz – Stuttgart

Kendal Burt und James Leason: «Einer kam durch»; Nannen-Verlag GmbH, Hamburg

Russell Grenfell: «Jagd auf die Bismarck» (Der Untergang der Bismarck); Verlag Fritz Schlichtenmayer, Tübingen

H.J. Giskes: «Unternehmen Nordpol» (Ein Meisterstück der deutschen Abwehr). Alle Rechte durch Ruth Liepman, Zürich

Cornelius Ryan: «Der längste Tag»; Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh

Larry Collins und Dominique Lapiere: «Brennt Paris?»; Alfred Scherz Verlag, Bern-München – Wien

Willis George: «Surreptitious Entry» (Einbrecher von Amts wegen); Verlag D. Appleton – Century Co.

Ewen E.S. Montagu: «The Man That Never Was» (Ein Toter macht Geschichte); Verlag J. B. Lippincott Co.

Clifton James: «I Was Monty's Double» (Ich war Montgomerys Double); Verlag Rider and Company

Gordon W. Prange: «Tora, Tora, Toral»; Verlag McGraw-Hill Book Co., New York

Fletcher Knebel und Charles W. Bailey: «No High Ground» (Die furchtbarste aller Waffen); Harper and Brothers, New York

## Bildquellen:

Amerikanisches Kulturzentrum S. 528 o; Aus dem Buch«I was Monty's Double» v. Clifton James S. 93; Aus dem Buch «The Last Days of Hitler» S. 567 o; Aus dem Besitz von Frau Rommel S. 551 u; Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart S. 20 u, 33 o, 48 o + u, 49 o 4- u, 55 u, 660, 1030,1970, 647; Birnbach Publishing Service S. 545; Deutscher Verlag, Berlin S. 272, 466 u; dpa 8. 60, 74, 197 u, 212 o, 313, 4180, 5660; FBI S. 173, 205 u; Gen. Mark W. Clark S. 231; Harris&Ewing S. 3411; Illustrazione Arborio Melia 8. 399; Imperial War Museum, London 8. 54 o+u, 55 o, 158 o, 291, 575 o, 646 o+u, 686; Institut für Kriegsdokumentation, Amsterdam S.212 u; Jaeger S. 320; Keystone S. 210, 61m, 80/81, 159 u, 467u ; Mirror von Gilloon Agency S.341 r; Hilmar Pabel S. 692 u; Photo Collins/Lapiere S. 5060; Photo De Sazo – Rapho S. 506 u; Associated Press, London 8.158 o, 4190, 566 u, 620u ; Photo Métro S.528 u; Photo Roughol S.507 u; Photo USIS S.5280; Photo Zalewski – Rapho S.5070, 529; Publicfoto 8.189; Robert Doisneau/Rapho Guillumette 8.213 o, 506 o; Stern S. 319; Süddeutscher Verlag S.73; Ullstein S. 20 o, 33 u, 102 o, 103 u, 125, 151 u, 158 u, 277 u, 290, 418 u, 419 u, 426/427, 466 o, 467 o, 474, 567 u, 666 o, 667, 692 o; United Press International S. 267, 620 o, 621 u; US Air Force S. 687 o; US Information Service S. 331, 666 u; US National Archives S. 614 u; Weltkriegsbücherei, Stuttgart, S. 66, u 330, 398 o+u, 555 u, 605; Wide World Photos S. 2770, 609 u, 641 o; Zeitsgeschichtliches Bildarchiv 8. 29 u.